This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

BT 196c.83

Harvard College Library

FROM THE
J. HUNTINGTON WOLCOTT
FUND

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY, POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WILHELM III.

PRINZ VON ORANIEN
ERBSTATTHALTER VON HOLLAND
KÖNIG VON ENGLAND.

(1650—1702.)

ZUM VIERTELJAHRTAUSENDTAG SEINER GEBURT

(14. NOVEMBER 1650)

VON

W. K. A. NIPPOLD.

MIT EINEM BISHER UNVERÖFFENTLICHTEN ORIGINALPORTRAIT.

BERLIN
C. A. SCHWETSCHKE UND SOHN
1900.

Digitized by Google

Br 1960.83
4432.12

HARVARD COLLEGE
JUL 6 1908
LIBRARY.

Wolcott fund

Alle Rechte vorbehalten.

94-179
2466
11

Digitized by Google

Vorwort.

Wir wenden uns mit dieser heutigen Veröffentlichung noch weniger als mit der kleinen, früher erschienenen Monographie über Königin Mary, Wilhelms III. Gemahlin, an die Historiker allein: und nicht an die Gelehrten allein.

Historiker und Gelehrte kennen Wilhelm III. Haben doch über das Thema: Englische Geschichte im 17. Jahrhundert — die grössten unter ihnen geschrieben, liegt doch bereits jetzt ein reiches Quellenmaterial vor. Manche Schätze sind zudem erst noch zu heben.

Aber im grossen Publikum — zumal auch in Deutschland — weiss man so gut wie nichts von Wilhelm III. Er ist hier fast völlig unbekannt. Dass er für Deutschland von genau gleicher Bedeutung ward wie etwa die Deutschen Luther und Bismarck, macht man in diesen Kreisen sich gegenwärtig wohl nirgend klar. Dass zum mindesten das ganze 17. Jahrhundert auf seinen Schultern ruht, wie bereits vor Jahrzehnten mit vollem Recht ausgesprochen wurde, hat man ganz vergessen. Das muss anders werden.

Der Gedenktag des 14. November 1900 — das Vierteljahrtausendjubiläum von Wilhelms III. Geburt — drohte gänzlich unbeachtet vorbeizugehen. Wir waren uns bewusst, da wir zu diesem Tage seiner gedenken wollten und diese Versäumnis voraussahen: dass eine thatsächlich bestehende Lücke dadurch ausgefüllt ward. Optimisten werden thatsächlich glauben — und wir zählten zu ihnen —: dass be-

Digitized by Google

sonders etwa Macaulays und Greens Werke über englische Geschichte Gemeingut auch des deutschen Volkes geworden wären —: dann aber dürfte der gewaltigste König der ganzen neueren Geschichte nicht also vergessen sein. Was er that, that er für Europa: und für Deutschland nicht zum mindesten.

So wenden wir uns hier ausdrücklich an weitere Kreise, wie es ja nicht in unserem Berufe liegen kann, nur für Gelehrte und wissenschaftlich Gebildete allein zu schreiben.

Der edlen und grossen Gemahlin Wilhelms III. galt jene Schrift zu ihrem 200jährigen Todestag (7. Januar 1695). Wir betonten damals: dass wir die Überzeugung hegten: „dass, wer sich bemüht, ein Bild von ihr zu gewinnen, die Stunden, die er ihr geweiht hat, nicht für verloren halten wird. Es galt, sowohl die überaus grosse historische Bedeutung ihrer Erscheinung festzuhalten, als auch der ganzen Lieblichkeit, die von ihr ausstrahlt, gerecht zu werden. Der erste Gesichtspunkt musste naturgemäss hier im Vordergrunde stehen, da bis zu unserer Zeit in Deutschland insbesondere eigentlich nichts über Mary geschrieben worden ist.“ Wir mussten erst sagen: wer Mary war — bevor wir sagen durften: wie sie war —

Nun lassen wir diesen Versuch einer kurzen Lebensbeschreibung ihres Gemahls folgen. Was wir damals wünschten im Hinblick auf Mary in jener Skizze, die wir zeichnen wollten, dass ihr Bild ein Vorbild werden möge; was auch nach unserem Vorgang anerkennende Beurteiler gleich uns erhofften: das gilt in noch höherem Sinne von Wilhelm III. selbst. Aber wir können heute natürlich noch viel weniger an Einzelheiten herantreten wie damals. Was dort gestattet werden musste, schon weil es hiess: von einem immerhin etwas entlegenen Gebiete zu reden und auf die Quellen zu verweisen: das würde hier nicht erlaubt sein. All' die verschiedenen Verhandlungen der inneren Politik, wie all' die grossen Siege der äusseren Staatenlenkung Wilhelms, seine zahlreichen Erfolge als Fürst und Mensch, als Feldherr und Staatsmann, die Parlaments- und Kriegsgeschichte, können wir nur kurz skizzieren: weniges hervor-

Digitized by Google

heben, an den wenigsten Stellen, die uns besonders wichtig erscheinen, etwas verweilen. Aber wenn wir uns eben auch bewusst sind, nichts dem Gelehrten Neues hier bieten zu können und bieten zu wollen, so sind wir doch vollkommen überzeugt von der Notwendigkeit eines Buches über Wilhelm III., das ihn vielen, die heute noch ihm fremd gegenüberstehen, endlich näher bringt. Der Wert einer solchen Schrift kann, genau wie bei jener über Königin Mary, nur in ihrem Thema liegen, nicht in der Behandlung des Themas; höchstens eben in der Aufgabe einer für weitere Kreise geeigneten Bearbeitung, und umsoeher, falls diese Aufgabe erreicht ward. Es wäre dringend zu wünschen, dass eine eigentliche erschöpfende und doch nicht — allzu gelehrte Biographie Wilhelms und Marys geschrieben würde von berufener Hand.

Wir konnten den vielfachen Aufforderungen, Marys ausführliche Biographie zu geben, bisher nicht entsprechen. Unsere Aufgabe ist eben die Geschichtschreibung doch nur im Nebenamte. Dagegen stellte es sich zunächst als wichtiger heraus, eine jener früheren Schrift entsprechende, verhältnismässig kurze, jedenfalls im Vergleich zu jener nicht umfangreiche Biographie Wilhelms III. zu veröffentlichen. Seit länger als einem Jahrzehnt hat uns dies Thema, und wir uns mit ihm beschäftigt: Wilhelm III. selbst schon viel früher als Mary: aus naheliegenden Gründen. Jetzt kam die Stunde dafür, Wilhelms III. Leben für andere darzustellen. Sie musste uns bereit finden. Eine grosse Biographie beider Könige, in einem beide Themata vereint, können wohl spätere Jahre bringen: der Mangel an einer solchen wird durch kleinere Schriften nicht genügend ersetzt. Auch eine grosse Biographie müsste indessen eben für umfassendere Kreise Gebildeter berechnet sein können: wie jenes kleine Buch über Mary es sein wollte: dass es ihm gelungen, ist die übereinstimmende Ansicht berufener Beurteiler, die unsere Absicht verstanden und billigten —: wie auch dies heutige in noch höherem Grade es sein möchte. Jene grosse Biographie muss kommen — und für sie die herrlichen Quellen herangezogen werden in ganz anderem Massstab, als es hier geschehen konnte. Wir mussten hier

Digitized by Google

auf die Benutzung so manchen prächtigen Materials verzichten — um eben nicht der Gefahr uns und andere auszusetzen: mit einem zehnbändigen Werk vor unsere Leser zu treten: wir durften nicht zu ausführlich werden — wenn wir's auch gern wünschten und wollten. Wir wollen eben nur einen Überblick geben über Wilhelms gigantisches Lebenswerk, seine gewaltige Bedeutung für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft feststellen — nicht eine eingehende Schilderung und Beschreibung dieses grossen Lebens geben. Die Hauptsache war und musste sein: in grossen Zügen ein klares Bild der Zeit und ihrer Menschen zu geben oder wenigstens einen bleibenden Eindruck zu gewähren. Natürlich ward über Mary hier nicht eingehender berichtet als in ihrer Biographie. Nur in den ersten Abschnitten, da ihre Gestalt uns entgegentritt, mussten wir einiges genauer schildern, da in jener Monographie die eigentliche Schilderung erst für Marys bedeutsamste Zeit, beim Anfang ihrer Regierung, einsetzt. Wir haben aber auch für Marys Jugend keine Quellenauszüge hierher übernommen und beim eigentlichen Thema der anderen Schrift nur im Notwendigsten verweilt.

Unsre Quellen haben wir an mehrfach erwähnter Stelle namhaft gemacht. Wir wollen hier keinen Ballast von Anmerkungen mit uns führen. Dort ward vieles aus zeitgenössischen und späteren Werken citiert — und somit verweisen wir auch zur Ergänzung dieses heutigen Buches auf das ihm vorangegangene Werk.

Mehrfach — gerade wenn es die Bedeutung der Persönlichkeit Wilhelms III. selbst als unseres Helden im recht eigentlichen Sinne des Wortes festzustellen galt, wenn in lobendem Sinne, und in begeistertem Tone seiner gedacht ward: konnten wir Worte zitieren, die andere zu seiner Anerkennung fanden, prägten: die grossen und vorurteilsfreien Historiker. Was wir als wahr erkannten, sagten sie; und wir durften ihnen hierin folgen; und dem eigenen Urteil das ihre dann voranstellen, nachdem wir zu solchem gelangen durften. Wir stehen demnach nicht allein: und nicht unser eigenes Wort ward dort, wo es Wilhelm III. würdigen

Digitized by Google

hiess, in den Vordergrund gestellt. Die grossen Historiker kennen ihn ja eben: aber wer kennt ihn sonst, und wer kennt ihr Wort über ihn genügend? Wir waren gerne wiederum Historiker um dieser Themas willen, das uns nun so lange lieb ist und vertraut: wie diese ganze weltgeschichtlich grosse Zeit, in die wir uns auch um unseres eigensten Berufes willen einleben durften und mussten. Sei es uns denn vergönnt, es offen auszusprechen: welche Freude gerade der Dichter an solchem Thema, an solchen Helden wie Wilhelm und Mary; welches Interesse gerade der Drematiker an einer solchen Zeit und ihren Gestalten fand. Er brauchte sie nicht umzuschaffen, und brauchte einmal nichts Eigenes zu gestalten, sondern dankbar vom reichen ihm gebotenen Schatze zu nehmen aus dem schier unerschöpflichen Schosse der Weltgeschichte, deren Gabe wirkliche Wahrheit ist — Wahrheit des thatsächlich Geschehenen, darin unbeschreibliche Schönheit gleichzeitig liegt. So war der Künstler gern Historiker. —

Es war des Historikers Pflicht, hier zu verkünden, was er geschaut. Vielleicht dürfen wir auch später wieder uns einstellen als Historiker, wenn wider Erwarten uns weitere Arbeit auch auf diesem Gebiete vergönnt sein wird. Doch hoffen wir vor allem, dass andere auch noch vieles zu sagen und bessere noch ferner manches zu geben haben werden über den grossen König Wilhelm III. und seine Zeit. Wilhelms III. Bild ist wirklich ein Vorbild im reinsten, erhabensten Sinne: wir konnten kein Thema finden der Weltgeschichte, das mehr der Mühe sich verlohnt, wenn Mühe überhaupt liegt im eifrigen historischen Studium. Uns war es froher Genuss.

Es wäre für ein Menschenleben würdige Arbeit und Aufgabe, zum rechten Inhalt auch das rechte Wort zu finden und Wilhelm III. alle Kraft zu weihen: sein rechter Biograph zu werden. — Auch da wir anderen Zielen folgten, haben wir hier und da einen Baustein zu jenem grossen Gebäude hinzuzutragen gestrebt und gedenken dies auch ferner zu thun. Und jener Bau soll heissen: Anerkennung bei allen, die dessen fähig und dazu berufen sind: der gewaltigen Geschenke, die Wilhelms III. Lebenswerk für seine und unsere

Digitized by Google

Zeit bedeutet. Zu diesen Zweck ein wenig beizutragen, um einen Schritt diesem Ziele näher zu kommen, das ist der Wunsch und die Aufgabe wie der früheren auch unserer jetzigen Veröffentlichung. Wir freuten uns, um des Themas willen, aufrichtig: dass jene Schrift über Mary von vielen Seiten so warm anerkannt ward. Aber Mary und Wilhelm müssen noch ganz anders zu ihrem Rechte gelangen. —

Ein „litterarischer Anhang" wird als eigene Broschüre in kurzer Zeit erscheinen und manches bringen, was hier fortgelassen ward.

W. K. A. Nippold.

Digitized by Google

Wie seiner Zeit gelegentlich unserer kleinen Schrift über Königin Mary sind wir auch diesmal in die glückliche Lage versetzt: ein bisher völlig unbekanntes, hervorragend schönes Originalporträt veröffentlichen zu können. Beide Bilder — Mary und ihren Gemahl darstellend — sind Eigentum der Familie v. Mülinen in Bern, und von unserem verehrten Freunde Professor Graf Mülinen uns in liebenswürdiger Weise zu diesem Zwecke überlassen worden, wofür wir ihm auch an dieser Stelle warmen Dank aussprechen: dem sich die Leser unserer Schriften gewiss aufrichtig anschliessen werden.

Dem Obersten Albrecht v. Mülinen, Wilhelms treuem Schlachtgefährten, sind zur Anerkennung für seine kampfbereite Hülfe die Bilder des Königspaares, auf Elfenbein gemalt, von ihnen geschenkt worden. Über Albrecht v. Mülinen selbst hat Professor Graf W. F. v. Mülinen s. Z. kurz im Vorwort zu unserer Schrift über Königin Mary berichtet:

„Dieser Berner (geb. 4. Mai 1649, gest. 23. November 1705), dessen Vater unter Gustav Adolf bei Lützen und später unter Moritz von Nassau gefochten, von dem auch zwei Brüder in Frankreich dienten, erhielt schon in jungen Jahren ein Offizierspatent im Schweizer-Regiment von Erlach in Frankreich und zeichnete sich besonders bei der Einnahme von Puicerda aus. Von Louvois vergeblich ersucht im Dienste zu bleiben, kehrte er nach Bern zurück, wo er Mitglied des souveränen Rates wurde. Allein als der grosse Oranier zur

Digitized by Google

Bekämpfung Ludwigs XIV. rüstete und auch bei den protestantischen Ständen der Schweiz um Hülfe warb, war Albrecht von Mülinen einer der ersten, der ihm ein Regiment zuführte. So verfocht auch Bern seinen politischen und religiösen Standpunkt gegenüber dem französischen Eroberer. König Wilhem war Mülinen sehr gewogen; noch bewahrt dessen Familie einen eigenhändigen Brief des Königs auf, der ihm das Lob erteilt, er habe sich den grössten Feldherrn ebenbürtig erwiesen.

Mit Rücksicht auf Verhältnisse in der Heimat, wo ihm die höchste Würde, das Schultheissen-Amt, in Aussicht gestellt war, nahm er seinen Abschied. Kurz nach einander ward er Landvogt in dem herrlichen Nyon, Oberkommandant der Waadt und Mitglied des kleinen Rats. Da, so nahe am Ziel, überraschte den ebenso fähigen als beliebten Mann der Tod.

Der Oberst von Mülinen ist der Urgrossonkel des bernischen Schultheissen Grafen Nikolaus Friedrich von Mülinen, dessen Nachkommenschaft noch besteht."

Ausführlicher schildert Graf W. F. v. Mülinen seither das interessante Leben und Wirken des Obersten in der Sammlung bernischer Biographien, und wir hoffen: dass er auch in noch eingehenderer Weise ihm ein für einen grösseren Leserkreis bestimmtes Denkmal setzen wird. Albrecht v. Mülinen ward von allen, denen er kriegerische Dienste leistete, gebührend anerkannt; von Ludwig XIV. wie von Wilhelm III., wider den er einst bei Seneff focht, wo sein Bruder Beat Ludwig fiel. Bern wandte sich mit Recht hernach Wilhelm III. zu, und von Ludwig ab. Berns Politik war gross und weise, Berns Freundschaft jedem Fürsten früherer Jahrhunderte wertvoll. Was Berner für Wilhelm III. thaten und sein gewaltiges Werk, soll ihnen unvergessen bleiben. Zu wenig freilich kennt und versteht man gerade in Deutschland das: was jene Stadt als Staat bedeutete. —

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort III

Erster Teil: Der Prinz von Oranien (1650—1672) . . . 1

Erster Abschnitt: Geschichte der Niederlande bis zum Tode Friedrich Heinrichs von Oranien. Das Haus Oranien. Überblick über die europäischen Verhältnisse um die Mitte des 17. Jahrhunderts, insbesondere über die Entwicklung Frankreichs und Englands bis zur Regierung Ludwigs XIV. und Karls II. 1

Zweiter Abschnitt: Geschichte Wilhelms II. von Oranien 23

Dritter Abschnitt: Geschichte der Niederlande unter der Regierung Jans de Witt. Die Jugend Wilhelms III. von Oranien. Oliver Cromwell, Karl II. und die Niederlande. Ludwig XIV. 34

Vierter Abschnitt: Das Jahr 1672. Der Sturz Jans de Witt und die Erhebung Wilhelms III. 45

Zweiter Teil: Der Erbstatthalter von Holland (1672—1689) 55

Erster Abschnitt: Die Regierung Karls II. von England bis 1672. Das Ministerium Clarendon. Shaftesbury und das Cabal-Ministerium 55

Zweiter Abschnitt: Wilhelms III. Feldzüge bis 1674. Friedensschluss zwischen Karl II. und Wilhelm III. Karl II. und das Ministerium Danby 71

Dritter Abschnitt: Die Regierung Karls II. bis 1677. Vermählung Wilhelms III. und Mary Stuarts 78

Vierter Abschnitt: Wilhelm III. und Karl II. bis zum Frieden von Nymwegen und bis zum Sturz des Ministeriums Danby. Wilhelm III. und Ludwig XIV. . . . 96

Fünfter Abschnitt: Die letzten Jahre der Regierung Karls II. (1679—1685) 104

Digitized by Google

Seite

Sechster Abschnitt: Die Regierung Jakobs II. von England. Wilhelm III. und Jakob II. Wilhelm und Mary im Haag 114

Siebenter Abschnitt: Die „glorreiche Revolution" von 1688. Sturz Jakobs II. Wilhelm und Mary, König und Königin von England 145

Dritter Teil: Der König von England (1689—1702) . . 161

Erster Abschnitt: Wilhelms und Marys Regierung bis zur Schlacht an der Boyne 1690. Die Kämpfe in Irland und Schottland. Die inneren Verhältnisse Englands unter Wilhelm und Mary. Die Ministerien und die Minister. Die Parlamente 161

Zweiter Abschnitt: Der europäische Krieg unter Wilhelm III. bis zur Schlacht bei La Hogue 1692 197

Dritter Abschnitt: Die letzten Jahre der gemeinsamen Regierung Wilhelms und Marys (1692—1694) bis zum Tode Marys 226

Vierter Abschnitt: Alleinregierung Wilhelms III. Der Friede von Ryswyck und die spanische Erbfolge. Tod Wilhelms III. Anna und Marlborough. Europa nach dem Tode Wilhelms III. Die letzten Stuarts und Oranier . 240

Stammtafeln: I. Grossbritannien [Haus Stuart].
II. Niederlande [Haus Oranien].

Digitized by Google

Erster Teil.

Der Prinz von Oranien.

(1650—1672.)

Erster Abschnitt.

Geschichte der Niederlande bis zum Tode Friedrich Heinrichs von Oranien. Überblick über die europäischen Verhältnisse um die Mitte des 17. Jahrhunderts, insbesondere über die Entwicklung Frankreichs und Englands bis zur Regierung Ludwigs XIV. und Karls II.

Wilhelm II. von Oranien hat seinen Sohn niemals gesehen. Wilhelm III. ist ein Posthumus. Mit ihm erlöscht sein Haus.

Die Geschichte dieses Hauses ward in gewissem Sinne die Geschichte der Niederlande. In ihm ward einem kleinen Staatenbunde ein Geschlecht von Männern geschenkt, die sich als die fähigsten Regenten erwiesen, als die edelsten Häupter, als die grösste aller Herrscherdynastien, die neuere Zeiten gesehen. Noch heute wirkt der Name Oranien bezaubernd, noch heute lebt sein Ruhm — und so wird er übergehen und leben in kommenden Jahrtausenden.

Und doch hat dieses Haus nicht eigentlich „regiert". Die fünf Oranier, die hinter einander, in vier Generationen, an der Spitze der vereinigten Provinzen standen, waren Fürsten im gleichen Sinne wie etwa die ersten Medici. Und wie die Medici unendlich viel gethan für ihre Heimat, so thaten die Oranier hier für die ihre: und sie thaten noch mehr.

Digitized by Google

Dennoch aber hat jeder der Oranier sehr hart um seine Macht und seine Würde kämpfen müssen. Dem zweiten unter ihnen, Moritz, und dem vierten, Wilhelm II., würde beides gewaltsam entrissen worden sein, wenn sie sich nicht als die Stärkeren und Grösseren erwiesen hätten. Im Tode Wilhelms II. aber starb mit ihm seine Macht und seine Würde, und schien das Haus Oranien vergessen und verloren. Es schien nur so. Aber immerhin hat Wilhelm III., der Erbe des Mannes, den er nicht als Sterbenden, sondern als Toten beerbte, sich alles erst erringen und erkämpfen müssen, was ihm gebührte. Er hat es nicht leicht gehabt: unter allen Mitgliedern seines Hauses am schwersten. Viel schwerer als Fürsten, die für sich den Weg vom Vater und Grossvater geebnet finden und vom Volke gepflegt: die haben weniger lernen und oft zu viel gebieten gekonnt. Um so grösser also dessen Werk, der sich emporgeschwungen: noch grösser freilich, wenn er auf der Höhe der Menschheit sich dann wahrhaft als der Erste erwies:

„Schwer ist's, aber leichter doch: auf Erden
Erster, wenn man Grösster ist, zu werden,
Denn als Grössester zu jeder Frist
Sich erweisen, wenn man Erster ist."

Wilhelm III. folgte seinem Vater im Jahre 1650, eine Woche nach dessen Tode geboren, um sofort dem Namen nach Herr zu sein; aber 22 Jahre mussten vergehen, bis er auch nur dem Namen nach Herr ward. Wilhelms II. Tod ist ein wichtiger Wendepunkt: Was wäre erst geschehen, wie wäre der Lauf der Weltgeschichte geworden: wenn dieser Posthumus, wie man befürchten musste, gar nicht ins Leben trat, wenn er, bevor er Mann geworden, starb, wenn er gar nicht zur Regierung gelangte: vor allem, wenn er nicht der Mann war, als den er sich erwies: der wahrhaft Unvergleichliche?

Das Haus Oranien sah in seinem letzten Vertreter seinen grössten Sohn, und seine Heimat in ihrem Führer Europas grössten Helden. Sein Wesen und Wirken bezeichnet den Gipfel und den triumphierenden Sieg all' dessen, was seine Ahnen geschaffen. Aber jeder dieser Ahnen selbst

Digitized by Google

von Wilhelm I. an gehört zu den edelsten Männern der Geschichte. Unter ihnen, mit und in ihnen stand ein kleines Land als Vorbild da: ein Vorbild in politischer Hinsicht, in Bezug auf die äussere Gewalt und Macht, die es errungen; ein Vorbild in kulturellem Sinne: blühend und reich im Edelsten und Besten, was die Menschheit kennt. Was Griechenland einst gesehen, was Italiens Fürsten und Helden wieder aus dem Grabe erwecken durften, was in unserem Jahrhundert insbesondere der Schweiz in ihren gesegneten und segnenden Söhnen geboten ward — das machte damals Hollands Grösse recht eigentlich aus. Und solche Grösse stirbt nicht, selbst wenn, die sie geschaffen, leiblich gestorben: und wenn auch sie, die für die Menschheit schufen, in ihrer Heimat engen Grenzen die so sehnlich gewünschte Würdigung nicht immer fanden: ihre Heimat, die ihnen gab, aber mehr noch sich geben liess, teilt ihren Ruhm der Unsterblichkeit.

Vermöchten wir uns so ganz, wie wir es wünschten, hineinzuversetzen in dieses kleine und doch so grosse Land, auf den Flügeln unserer Phantasie zurückzukehren zur Vergangenheit und sie uns zur Gegenwart zu schaffen: wir würden bewundern und doch bewundernd schweigen im Bewusstsein, dass so, wie sie uns, den Zurückgekehrten erscheinen durfte, wir diese Grösse doch nicht schildern könnten für die Vielen, die uns gerne folgen möchten und harrend stehen: und wir schweigen: denn unsere Aufgabe kann es heute nicht sein, selbst wenn wir's könnten in trockenem Wort, in toten Buchstaben hinaufzuzaubern all' diese Bilder der Toten und doch Lebenden. Wir müssen uns beschränken, heute nur als Historiker einen Blick zu werfen auf die Männer, die, während Holland stolzer ward als je zuvor und nachmals, Holland als Staatenlenker führten und seinen schwankenden Kahn zum Ziele steuerten inmitten der brandenden Flut des europäischen Meeres, das wilder Sturm erregte, jedem Schiffe drohend und dräuend. Aber diese Männer verstanden zu lenken. Nicht, dass die Geschichte irgend eines Staates sich völlig und in allem mit der Geschichte eines, seines Fürstenhauses identifizieren könnte: wir haben

Digitized by Google

gerade in den Jahrhunderten, die der Zeit folgten, die wir heute zu schildern versuchen wollen, immer und immer wieder sehen müssen, dass in manchen und grossen Staaten man diese Geschichte schreiben könnte, ohne die Fürsten, die hier lebten, auch nur zu erwähnen; und wieder: dass, wenn man ihre Wirksamkeit erwähnen will, oder muss, sie nur als verhängnisvoll bezeichnet werden kann. In der Reihe von grossen Gestalten, die ein Land hervorgebracht, können wir dieses Landes Geschichte ahnen: in Holland war es der Fall, dass zu den grössten Söhnen ihrer Heimat die Fürsten dieser Heimat gehörten; wahrlich: eine seltene Ausnahme. Und Holland ward ein Vorbild: in seinen Fürsten nicht zum mindesten. Holland war damals Europas liebstes Kind: und wie die grossen Staaten von kleinen lernen können, so bescheiden die kleinen sich, von ihrem Rechte, das in ihnen lag, Gebrauch gemacht, und dies ihr Recht der staunenden Welt erwiesen, ihre Pflicht ganz gethan zu haben. Dann treten sie wohl wieder zurück und werden Zuschauer, sie, die noch eben Führer und Leiter waren; aber sie sind gesehen worden, und ihnen wurde gefolgt, und sie werden geachtet und geliebt. Sie mögen sich gerne bescheiden —

Das Zeitalter der Reformation der Kirche und der grossen Entdeckungen: die That der germanischen und jene der romanischen Völker schuf Hollands Grösse. Beide gewaltigen Ereignisse, deren jedes sich als eine stolze schöne Bergeskette herrlicher Thaten und eine furchtbare Folge von Abgründen darstellt, haben auf Holland in hohem Grade eingewirkt. Heute zittert von beiden nur noch eine, kaum mehr lebensfähige, Erinnerung nach in diesem Lande der grossen Vergangenheit. Damals aber durfte die Blüte sich entwickeln zu vollster Pracht auf einem Boden, der ihr Gedeihen versprach, dazu der Grund gelegt war in der Erfüllung vieler Versprechungen. —

Auf Karl den Kühnen folgte Maria von Burgund. Ihr Schicksal erinnert in vielen an das einer späteren Maria, die für uns sich recht eigentlich als die Heldin zeigen wird im Laufe unserer Schilderung: sie war Erbin des Thrones,

Digitized by Google

wie jene, um sie warb der König von Frankreich für seinen Sohn wie um jene: sie war hochbegabt und edel, und sie starb zu früh für die vielen, die die Ihrigen waren. Aber die spätere Maria hat doch eine ganz andere historische und menschliche Bedeutung.

Maria von Burgund war die Erbin Karls des Kühnen. Ihres Vaters Tod liess Frankreich mächtig werden: er liess recht eigentlich ewigen Unfrieden und Grund zum Unfrieden entstehen zwischen Frankreich und dem, was damals Deutschland war: und liess Deutschlands Schale steigen. Den Unbesiegten warfen die selbst ihm überlegenen Schweizer zu Boden: sie griffen ins Rad der Weltgeschichte ein, ohne es zu ahnen, mit plumper Hand: und ihre Heldenthat ward ihnen selbst nicht durchaus zum Heile, wenn sie ihnen auch wohlverdienten Ruhm erwarb. Sie waren fortan das anerkannt tüchtigste Königsvolk Europas: aber sie vergassen die Heimat darüber. Sie konnten ihren kriegerischen Anlagen, die allzeit in den Söhnen der Eidgenossenschaft ruhten, freien Lauf lassen: und sie erhielten sich diese Anlagen, mehr als sehr viele ihrer Nachbarn glauben, bis auf den heutigen Tag, um sie allerdings, wenn es not ist, nur noch zum Schutze der Heimat zu brauchen. Darum können sie jetzt, um der Heimat willen, verzichten auf den Weltruhm ihrer Heere in früheren Jahrhunderten.

Die Schweizer wurden Karl dem Kühnen nicht gerecht. Die beiden Elemente waren zu verschieden von einander: die konnten sich nicht verstehen. Er verstand sie auch nicht. Aber mit ihm sank eine alte Zeit ins Grab. Er war der letzte Ritter des so ganz anders poetisch erscheinenden Mittelalters: und Ludwig XI. von Frankreich nebst seinem Rivalen Maximilian von Österreich die ersten Vorfechter der neuen prosaischen Zeit. Mit Unrecht wird Maximilian der letzte Ritter genannt: in ihm lag vielmehr die verkörperte Prosa der Neuzeit.

Maximilian gewann Maria. Der Dauphin, den sie heiraten sollte, war damals siebenjährig. Daraus ergiebt sich klar genug, wie sehr sie nur als Erbtochter und somit als Mittel zum Zwecke angesehen ward, nicht als Frau und

Digitized by Google

Mädchen wertvoll galt. Ludwig XI. musste verzichten; er starb bald darauf, aber sein Gegner Maximilian wurde doch ungleich mehr gedemütigt in seinem Siege. Und die auf Ludwig folgten, waren fähige Herrscher. Unter den Nachfolgern Maximilians nimmt nur der erste, Karl V., einen höheren Rang ein, also dass seine Persönlichkeit bestimmend wirken konnte. Und seine Persönlichkeit entschied denn auch für Deutschland und einen grossen Teil Europas alles zunächst Kommende — aber sie ward kein Glück für die Seinen. Nach ihm ist Ferdinand II. die erste eigenartige Persönlichkeit unter den deutschen Fürsten — aber noch in viel höherem Grade eine verhängnisvolle Persönlichkeit. In Frankreich dagegen waren jedenfalls nach Ludwig XI., der zu Frankreichs Grösse — mit Hülfe der Schweizer, mit oder gegen ihren Willen — den Grundstein legte, hochbedeutend, aber keinesfalls sympathisch, zielbewusst, aber unedel, gross an Wollen und Wirken, aber klein an Charakter — ihm ähnlich Karl VIII. und Franz I., Heinrich II., III. und IV. Dann folgten Richelieu, Mazarin und — Ludwig XIV.

Maximilian war Herr der Niederlande geworden dem Namen nach. Dann kamen — nicht mächtiger dort als er — Philipp und Karl — und wiederum ein Philipp, der Zweite seines Namens. Don Juan, Ferdinands und Isabellas einziger Sohn, starb kinderlos; so war Philipp der Schöne, Maximilians Sohn, Erbe von Deutschland, Spanien und den Niederlanden: er starb lange vor dem Vater als Jüngling. Karl V., sein Sohn, ward Herr; in den Niederlanden gebot eine Margaretha, eine Maria und wiederum eine Margaretha. Philipp II. sandte den Herzog von Alba, Ferdinand von Toledo, nach ihm Don Louis de Requesens y Cuniga, sodann Don Juan d'Austria, und zuletzt Alexander Farnese, Prinz von Parma: jeder dieser Statthalter — am wenigsten vielleicht noch der Fanatiker Alba — war ein hervorragender Mann. Dazwischen spielten der Erzherzog Matthias, der spätere Kaiser, und der Herzog von Alençon recht traurige Rollen — und eine stolze und glückliche Rolle der erste der Oranier, Wilhelm.

Digitized by Google

Damals wurde, zumeist durch ihn, der Teil der Niederlande frei von Spanien, den wir zumeist — nach der grössten Provinz — Holland nennen. Es war eine grosse weltgeschichtliche Periode, darin sein Name vor allen strahlt.

Elisabeth, Philipp II. und er waren die glänzendsten Vertreter ihrer Zeit und ihrer Lande. Aber Philipps Glanz erlosch: in Frankreich ging der Stern Heinrichs IV. auf. Frankreich trat an die Stelle Spaniens. Frankreich, England und Holland sollten Europas Geschick bestimmen. Denn Deutschland lag in tiefem Dunkel. Die Zeit Deutschlands kam erst viel später. Das Frankreich Ludwigs XI. hatte gesiegt über Karl den Kühnen und über seinen Schwiegersohn Maximilian. Es sollte siegen auch über Maximilians Geschlecht in Spanien. Nicht aber über die Niederlande, und nicht über England.

England hatte das Glück gehabt, eine unvergleichlich grosse Anzahl von bedeutenden Königen zu besitzen. Nicht alle waren des Landes Glück: aber wenige waren Nullen, wie sie's viel später waren in der Zeit der trostlosesten Prosa — man kann nicht sagen, „unter" den Georgen, darin die grossen Minister, die früher fehlten, das Werk des letzten grossen Königs von England, des grössten Königs von England, fortsetzten. Schon in den zwei Jahrhunderten von 1485 bis 1688 war unter den gekrönten Regenten nur einer wahrhaft gross: dieser eine war eine Frau. Neben ihr ein ungekrönter: Oliver. Nach 1702 war kein König von England mehr ein König und Herr im eigentlichen Sinne.

Alfred dem Grossen folgten viele hervorragende Männer. Zunächst unter den Fremdherrschern. Edmund Ironside starb zu früh, Swen und Kanut wurden Gebieter. Eduard der Bekenner kannte die Grösse Haralds: aber Wilhelm der Normann stiess Harald vom Thron und gewann dauerndere Macht für sein Haus, als sie dem Stamme Swens beschieden war. Sein Sohn Robert ragt unter den Helden des Kreuzzugs hervor: Wilhelm II., der Rote, war so sehr ein absoluter Monarch, dass er darum früh sterben musste; Heinrich I. wie Heinrich II. ward vieles Leid: aber sie alle stehen vor uns als Männer, tüchtige Männer. So auch Richard, den

Digitized by Google

sie den Löwenherz nannten. Ein unwürdiger niedriger Mensch war Johann. Von Eduards III. Regierung ist mehr zu sagen als von seinen Vorgängern. Mit ihm beginnt Englands grosse europäische Zeit: und Frankreichs Schwäche ward unter ihm sichtbar. Englands Grösse währte bis zur Regierung des vierten Eduards in England und zur genau gleichzeitigen Ludwigs XI. (beide 1461 bis 1483). Dann gewann Frankreich das Übergewicht. Allmählich, sehr langsam, aber sicher: trotz einiger schwacher Könige, trotz Englands grosser Königin: Frankreichs Übergewicht war entschieden unter Richelieu, und vor allem unter Ludwig XIV. Dann aber kam Englands grösste Zeit, und sie blieb ihm getreu — seit ihres Schöpfers Tagen, seit Wilhelm III.

Die Könige Englands wurden Könige von Frankreich. Sie sind es dem Namen nach noch heute. Dem Namen nach giebt es auch heute, während Frankreich dem Namen nach Republik ist, doch einen anerkannten König von Frankreich: in dem jeweiligen Herrscher Englands.

Das waren Englands glorreichste Tage: Crécy (1346) und Azincourt (1415). Bei Crécy fiel eines römisch-deutschen Kaisers Sohn und Vater: Johann von Böhmen, der Luxemburger, der für Frankreich focht.

Flandern hegte damals einen grossen Sohn: eine überaus eigenartige Erscheinung: den grossen Staatsmann und Brauer van Arteveldt († 1345). Aber die Zeit der Niederlande war noch nicht gekommen, und Arteveldt ging unter.

Richard II. von England, ein Held und König, Sohn des schwarzen Prinzen — der noch vor dem Vater starb — erlag dem klügeren Vetter: Heinrich Bolingbroke. Damit kamen für England Zeiten der äusseren Grösse und der inneren Zerrissenheit. Und die letztere ward übermächtig, Englands Grösse sank trotz der glücklichen Siege Heinrichs V. und seiner Feldherrn. Alles bestimmte damals zum Unglück Englands die Frage: wer soll in England König sein? Um dieser Frage willen musste England unendlich viel leiden. England vergalt es später dem Königtum, was es um des Königtums willen hatte leiden müssen: und nahm ihm mehr, als es ihm zuvor gegeben. Die Rolle des Königtums ward

Digitized by Google

überaus erniedrigt: wer künftig König war, das kümmerte viele in England, und die Entscheidenden, gar nicht. Und dennoch: vor Heinrich VII. besassen die Könige von England verhältnismässig weniger Macht. Heinrich VII. schuf die Tyrannis. Die Tudors und Stuarts neigten mit einer Ausnahme (Mary Stuart, Wilhelms III. Gemahlin) zum Absolutismus. Mit Heinrich VII. beginnt aber dennoch die Zeit der Prosa für England zur gleichen Zeit wie auf dem Kontinent. Hier ist Richard III. der letzte York und der letzte Ritter. England sah ausser den Königen viele grosse Männer. Aber die politische Geschichte Englands bestimmten zumeist Englands Könige trotz der Magna Charta: sie entschieden über das Verhältnis Englands zu Europa. Heute entscheidet darin das englische Volk: und auch unter Wilhelm III. wollte das englische Volk entscheiden. Damals war aber einer der so ungemein seltenen Fälle eingetreten: dass der König grösser und weiser war als seine Staatsmänner und als sein Volk: und Wilhelms III. Weisheit siegte, da seine Grösse ihr trotz allen Widerstandes zum Siege verhalf. Bezeichnend aber für die frühere politische Geschichte von England sind die Namen von Englands Königen: und da wir nur politische Geschichte schreiben wollen, so müssen eben die grossen Staatsmänner wie die grossen Gelehrten und Weisen hier noch zurücktreten. Nicht eine Geschichte der Kriege und Schlachten allein wollen wir schreiben; aber auch nicht zu weite Grenzen stecken, da wir uns bewusst sind, hier nur ein Kleines und einen Ausschnitt bieten zu können und bieten zu wollen. Becket war grösser als Heinrich II., Wiclef grösser als Eduard III., Shakespeare grösser als Elisabeth, obwohl alle diese Könige gross waren; Godwin und Simon schufen mehr für die kommenden Generationen als ihre Könige, und Milton steht dicht neben Cromwell. Aber ihr Wirken vollzog sich in stillerer Weise. So stehen Goethe und Böcklin nicht unter Napoleon und Bismarck: aber in einer politischen Geschichte muss diesen letzteren ein grösserer Raum zuerteilt werden, während in der umfassenden Kulturgeschichte, deren einer Teil nur die politische ist, jenen der gleiche Platz gebührt.

Digitized by Google

Heinrich V. war Englands Held. Eduard IV. glich seinen Zeitgenossen Ferdinand und Isabella und Ludwig XI.: war jung und schön und klug: aber schon unter ihm beginnt das, was die Regierung aller Tudors, mit Ausnahme einer Frau, und aller Stuarts, mit Ausnahme einer Frau, kennzeichnet: sie kannten nur die Pflicht des Landes gegenüber dem Königtum, und die Rechte des Königtums — nicht des Königs Pflichten, und nicht des Landes Recht. Um so bitterer wurde den Königen ihre Pflicht gelehrt: eine Ironie ohnegleichen ist es, dass eben Könige selbst — und nicht immer die besten — andern Königen ihre Pflicht lehren wollten, dass die Tudors Heinrich VIII. und Maria und Elisabeth Königinnen hinrichten liessen. Könige und Prätendenten starben um ihrer Würde und ihrer Ansprüche willen: so noch unter den Stuarts, und selbst Stuarts: Karl I., Monmouth und Arabella. Furchtbar wenig war in jenen Zeiten auch der Fürsten Leben wert. Hinter ihnen stand allzeit dräuend das Schafott.

Erbin von England und Königin von Frankreich war eine dieser Frauen, die auf dem Schafott endeten: die Nichte der Guise, der mächtigsten Männer in Frankreich, Maria Stuart von Schottland. Heinrichs II. tragischer Tod hob sie auf den Thron. Ein Jahr lang war sie Herrin in Frankreich: sie schied: die Guise blieben und regierten: sie wollten alle andern fürstlichen Geschlechter Frankreichs vernichten und selbst, als königliches Haus, auch den Namen der Regierung gewinnen: das Haus Lothringen ward gewaltig in ihnen. Sie täuschten sich in einem König, der doch, trotz aller seiner Fehler, König war durch und durch, und der gerade deshalb von einem Jesuiten ermordet werden musste wie sein Nachfolger. Heinrich III. war nicht zur Marionette geschaffen, und weil er das zeigte, dass er zu anderem fähig war, als man einst von ihm glaubte, da er noch König von Polen war, musste er sterben. Ein Kampf der Heinriche hier wie in Deutschland sechs und in England zwei Jahrhunderte früher: Heinrich IV., der Salier, war und blieb ein Kaiser und Held, und sein Sohn, der den Vater im Leben nicht glücklich werden liess, rächte ihn,

Digitized by Google

da er gestorben; Heinrich V. von Monmouth, Heinrich Bolingbrokes Sohn, schlug Heinrich Percy, den Heissporn, zu Boden, und rettete seinem Vater und sich die Krone. Heinrich III. von Frankreich vernichtete Heinrich Guise und musste Heinrich von Navarra sein Reich vererben unmittelbar darauf. Heinrich III. starb mutig, und im Sterben sprach er das Wort, dass Heinrich IV., wenn er in Ruhe regieren wollte, Katholik werden müsse. Er war weise im Sterben, und Heinrich IV. war schlau und wusste gewiss selbst schon lange, dass er das wollte, was ihm der Sterbende riet. Papst Sixtus V. freute der Tod seines gefährlichen Gegners. Heinrich IV. von Frankreich und Navarra schloss Frieden mit Rom. Er dachte schon den grossen Königsgedanken, den Richelieu und Ludwig XIV. auszuführen begonnen, den sie ausgeführt hätten, wenn nicht der Eine, Wilhelm III., aufstand und siegte: Frankreich, von Habsburgischen Landen bisher umgeben, sollte der Herr Europas werden, Habsburg ablösen. Habsburg ward nicht mehr gross, seit Frankreich vordrang. Aber Deutschland raffte sich auf, seit Frankreich darniederlag unter England. Frankreichs Kind, Elisabeth, Heinrichs II. Tochter, war Königin von Spanien an Philipps Seite: Heinrichs IV. Tochter ward Königin von England neben Karl I. Menschlich stehen Heinrich III. und Heinrich IV. nicht auf höherer Stufe als der Roi Soleil, Ludwig XIV. Heinrichs IV. Erbe übernahmen zwei Priester, Kardinäle Roms: und Frankreichs Allmacht bedrückte die Allmacht Roms. Das hatte Heinrich IV. nicht verhindern können und nicht verhindern wollen. Wenn auch mit Rom, und abhängig von Rom, so war es doch Frankreichs Allmacht.

Frankreich und England waren Nebenbuhler um so mehr von dem Augenblick an, da Spanien zurücktrat. Deutschland kam nicht in Betracht: Schweden und Russland, die nordischen Mächte, traten allmählich hervor.

Um so mehr stand zwischen beiden Gegnern, beider Rivale, oft ihr Feind: Holland: die vereinigten Provinzen der Niederlande.

Mit Spanien hatte der Staat der Oranier Frieden ge-

Digitized by Google

schlossen: er war zur Grossmacht geworden im langen Kampfe, und Spanien ward machtlos ihm gegenüber, bestimmt zur Beute neuer grösserer Mächte, wie die folgenden Zeiten bewiesen, und die Ereignisse schon damals lehrten. Holland und die Schweiz waren Europas freieste Lande: die Zufluchtsstätte des freien Wortes in einer Zeit, da es gebannt und geächtet ward. Nicht zum mindesten diesem Umstande hat Holland seine geistige Blüte und seine politische Grösse zu verdanken. Hemmend trat allerdings die innere Verfassung der Föderativ-Republik ihrer Grösse in den Weg, zu allen Zeiten, da nicht ihre Fürsten, die Oranier, kühn sich hinwegsetzten über diese Verfassung, über alle Einzelheiten zum Wohle des Ganzen. Sobald die Oranier erlagen, erlag Holland: und Holland stieg mit den Oraniern.

Die Abgesandten der Staaten bildeten eine permanente Versammlung: ihnen war der oberste Entscheid anvertraut; die eigentliche Souveränität lag in der Hand der einzelnen Stände. Die Aristokraten, an ihrer Spitze der Ratspensionär, und das Volk selbst, dessen Führer und Lieblinge die Oranier waren, traten bald in vollkommensten Gegensatz. Aus der Zahl der Kaufherren wurden die meisten Stadträte, aus diesen die Abgeordneten der Staaten gewählt; ihre Zustimmung war zu allem not. Einige reiche Bürgerfamilien stellten somit bald eine Art Oligarchie dar. Holland war bei weitem die mächtigste Provinz und massgebend auch für die anderen, da dieser Staat allein mehr als die Hälfte zu den Bundesfinanzen beitrug. Holland, dessen Übergewicht deutlich am Tage lag, hatte einen Statthalter, der den Oberbefehl über die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande führte, die Offiziere ernennen und aus der ihm vorgelegten Liste die Auswahl städtischer Magistrate treffen durfte, und das Begnadigungsrecht besass. Ähnliche Beamte hatten die übrigen Provinzen. Bei der Schwerfälligkeit der Centralverwaltung ergab sich der Vorteil einer derartigen Centralgewalt, die man ja auf andere Weise wieder beschränken konnte. Dies geschah. Mit gleichen Rechten über den vereinigten Provinzen wie bisher über dem einzelnen Staate ward ein Generalstatthalter ausgestattet.

Digitized by Google

Neben ihn stellte man aber den Ratspensionär: ebenso über die ganze Republik. Die Provinz Holland verstand unter diesem Amte eine Art Minister: er ward nun Minister der vereinigten Stände, der für Erledigung der laufenden Geschäfte, Vorbereitung der Beschlüsse der Stände, Bericht über den Gang der Angelegenheiten und die Ausführung ihrer Edikte zu sorgen hatte. Er hatte durchaus keine beschliessende Stimme: aber er war doch die wahre Seele des Ganzen, die eigentlich bleibende Gewalt, da ihm gerade doch der am meisten bestimmende Einfluss eignete, obwohl seine äussere Ehrung gering war. Er ward regelmässig in die Generalstaaten gewählt und nahm hier bald eine ähnliche Stellung ein: als Präsident oder erster Minister der Generalstaaten. So wog er den Einfluss des Statthalters, und dieser den seinen auf. Wechselweise drang der Vertreter der einen Macht vor — zu Ungunsten des andern. (Nach Philippsons klarer Schilderung in „Zeitalter Ludwigs XIV.“)

Seit Wilhelm I. hatte das Amt eines Erbstatthalters das Haus Nassau-Oranien inne. Bis 1650 blieben die Statthalter aus diesem Hause, vom dankbaren Volke vergöttert, dem Ratspensionär, der für die verhassten Aristokraten einstand, weit überlegen.

Der zweite der obersten Machthaber kam ihm gegenüber nicht recht auf. Natürlich waren sich Generalstatthalter und Ratspensionär von Anfang an eifersüchtig gegenüber getreten. Der Gegensatz ward bald schärfer und heftiger, indem er sich vertiefte; der Ratspensionär, der Vertreter der städtischen Oligarchien, strebte eifrig nach der höchsten Gewalt in der Republik, um diesen Partikularmächten sie zu bewahren. Alle reichen Bürger, und ihr Anhang, hielten es mit ihm. Umgekehrt musste der Statthalter nach der Natur seines Amtes unbedingte Centralisierung wünschen, wie sie thatsächlich nur nach aussen und innen dem Lande nützen konnte. Holland hatte nicht, wie die Schweiz, jahrhundertlange Entwicklung als Republik. Seine Verfassung war im Augenblick und für den Augenblick geschaffen. Eine Republik wie die der Eidgenossenschaft steht einzig da in der Weltgeschichte: hier ist bis auf den heutigen

Digitized by Google

Tag, in dieser wirklichen Republik und dieser wirklichen Demokratie, eine stetige gesunde Fortbildung unverkennbar: von Anfang an auf gesundester Grundlage, eine Vereinigung der verschiedensten Elemente in Ständen, Stämmen, Sprachen und Konfessionen. Doch hielt alles einig zusammen, und einer half dem andern zum Wohle des Ganzen ohne allzu grosse gegenseitige Eifersucht. Dafür halfen auch alle dem einen, weil einer für alle eintrat. Aber auch hier ist mehr und mehr das Streben nach Centralisierung unverkennbar zumal in der Neuzeit. Und dies Streben ist berechtigt. Wer die historische Entwicklung kennt und versteht, der wird begreifen, dass ein Land wie die Eidgenossenschaft nicht so schnell von heute auf morgen zum Einheitsstaate werden kann. Die Genossenschaft, die Gemeinschaft, die Vereinigung bedingt alles: und die einzelnen Glieder wollen wohl unterschieden sein. Niemals könnte die Schweiz auch nur eines der beiden Ämter etwa eines Generalstatthalters oder Ratspensionärs dulden — schon dieses letztere, das offen anticentralistische, würde für sie zu viel Centralisierung bedeuten: niemals könnte sie einen Präsidenten dulden in der Art eines heutigen französischen oder nordamerikanischen. Holland und die Schweiz haben viel gemeinsames auch im Charakter ihrer Bewohner, dieser schwerfälligen, langsamen, aber stetig fortschreitenden, zielbewussten, gediegenen und zuverlässigen Menschen und Nationen, die vielleicht äusserer Liebenswürdigkeit ermangeln, um bedeutsamerer Vorzüge willen: und denen eine gesunde Prosa nun einmal in ihrem besonderen Blute steckt. Holland und die Schweiz haben denselben Strom, der als Kind der Alpen herniedereilt von den Gletschern bis zur sandigen Ebene: wer ihn verfolgt von seiner Quelle an bis zur Mündung, wer ihn dazwischen da und dort begleitet hat, der wird wohl vieles anders schauen und auch vermissen, in dem niedergezwungenen, entwürdigten Greise, der als Mann so stattlich und stolz, als Jüngling, seit er die schönere, edlere Gefährtin, die Aare, gefunden, so strahlend glücklich schien. Aber es ist doch derselbe Strom —

In Holland war ein monarchischer Zug allzeit unver-

Digitized by Google

kennbar, und Holland ward zur Monarchie, während es früher ein Teil einer solchen war. Für Holland vertrat der Statthalter, und mit ihm das Volk die richtigere Anschauung, die die Zukunft für sich hatte, eben auch dann, wenn Holland nicht Republik blieb: der Wechsel musste dereinst wieder eintreten. Die sich somit diesem vernünftigen Prinzip in den Weg stellten, waren in verhängnisvollem Irrtum begriffen, und mussten ihn schwer büssen.

Der Statthalter vertrat das Recht der Generalstaaten gegenüber den Provinzialständen. Er wollte höhere Macht für sie und sich. Mit ihm das gesamte niederländische Volk, das die reichen Oligarchien bitter hasste, bei dem der glorreiche, oranische Name — ein Zauberwort! — über alles beliebt war. Das Heer hatte unter oranischer Führung glänzende Erfolge errungen, und Holland, als Seemacht, war kriegerisch gesinnt; noch immer hing seine Blüte, sein Reichtum von kriegerischen Erfolgen ab: auf sie gestützt konnten spätere Zeiten stolzer Friedensjahre weiter bauen. Holland dankte Oranien, weil ihm Oranien so viel gegeben hatte.

Wilhelm der Reiche, Graf von Nassau (1487—1559) führte in seinem Lande die Reformation ein. Sein ältester Sohn ist der Befreier der Niederlande von Spaniens Knechtschaft: Wilhelm der Schweiger (1533—1584), der 1544 das Fürstentum Oranien erbte, und als erster von ihm den Namen trug, der sich in seinem Geschlechte jeweilen auf den ältesten Sohn vererbte. Ihm ist die Popularität, die er verdiente, in hohem Grade zuteil geworden. Übrigens war er als einer der reichsten Fürsten seiner Zeit prachtliebend und voll fürstlicher Würde: sein Beiname des Schweigsamen könnte leicht dazu verführen, sich ein falsches Bild von ihm zu machen: keineswegs ist darin gerade sein hervorstechendster Charakterzug bezeichnet. Sein Heldenmut und seine Vaterlandsliebe, dazu sich ungemeine Begabung und Klugheit gesellte, erwarben ihm den höchsten Ruhm. Er entging dem Tode, den Philipp II. auch ihm, wie Egmont und Hoorn, zugedacht, um viel zu früh, wie so mancher andere der Gegner Roms, doch noch durch einen

Digitized by Google

Meuchelmord zu sterben. Klar und deutlich und gewinnend und sympathisch zugleich steht sein Bild im lebendigen Buche der Weltgeschichte vor uns.

Von seinem nächstältesten Bruder Johann (1536—1606), dem einzigen, der ihn überlebte, stammen die heutigen „Oranier“ ab. Zwei andere Brüder, Ludwig, ein bedeutender Feldherr und Staatsmann (1538—1574) und der jüngste, Heinrich (1550—1574), fielen in der unglücklichen Schlacht auf der Mookerheide, Adolf (1540—1568) noch vor ihnen bei Heiligerlee. Drei Helden des Hauses Oranien schon in seiner ersten Generation, die für das Werk der Befreiung auf blutigem Felde starben, und es in ihrem Tode fördern halfen: tief traf ihr Ende den grossen Bruder, der ihnen folgte, gleichfalls durch unnatürlichen Tod dem Vaterland entrissen.

Aus Wilhelms I. erster Ehe mit Anna von Egmont (1533—1558, vermählt 1551) stammt ein Sohn, Philipp Wilhelm (1554—1619), Prinz von Oranien 1584. Frühzeitig in spanische Gefangenschaft geraten, bildet er in seinem traurigen Leben nur einen neuen Zug im tragischen Gesamtbilde des Hauses Oranien. Auch durch ihn musste der grosse Schweiger leiden wie durch der Brüder Tod — auch wider den Willen dieses unseligen Sohnes. Um seinem Vater eine Wunde zu schlagen, die unheilbar war, musste er ihm völlig entfremdet werden. Er sah ihn nie wieder, seit er als 12jähriger Knabe von ihm gerissen ward. Er ward mit Eleonore von Bourbon, Tochter Heinrichs I. Condé, vermählt: die Ehe blieb kinderlos. Wir wissen wenig von diesem sonnenlosen Schicksal — ob sein Charakter edel, seine Anlagen gross gewesen waren: er war zum Untergang bestimmt: und allzulang nur lebte dieser älteste Sohn Wilhelms I. von Oranien.

Aus der zweiten Ehe seines Vaters mit Anna, Tochter Moritz, Kurfürsten von Sachsen (1544—1577, vermählt 1561, geschieden 1571, im Kerker †) stammen neben zwei Töchtern und einem früh gestorbenen Sohne: Moritz (1567—1625), „geborener Prinz von Oranien“, nach Philipp Wilhelms Tode „Prinz von Oranien“. Aus dritter Ehe mit Charlotte von

Digitized by Google

Bourbon, Tochter Ludwigs III., Herzogs von Montpensier, († 1582, vermählt 1574) stammen sechs Töchter, deren älteste, Louise Juliane, Friedrich IV. von der Pfalz vermählt, Mutter des unglücklichen Friedrich V., des „Winterkönigs", ward.

Bedeutsame Namen trugen die vier Gemahlinnen Wilhelms: Egmont und Bourbon — und eine Tochter des Wettiners Moritz, die elend endete, nachdem ihr Vater, zu früh für seine grosse Aufgabe, gefallen war. Eine Bourbon war auch Philipp Wilhelms Gemahlin: die Häuser Montpensier und Condé verbanden sich dem Haus Oranien. Kein Name aber, der diesem Hause verbunden ward, ist bedeutsamer als der der vierten und letzten Gemahlin Wilhelms. Der „Schweigsame" wollte doch nicht gern allein sein — und er sollte wirklich auch noch einen Sohn in seinem Todesjahre zeugen, der sein Haus fortpflanzte. Im Jahre 1583, ein Jahr vor seinem Tode, vermählte sich Wilhelm nochmals und zum letzten Male: mit Louise, Tochter des Admirals Gaspard de Coligny, und Witwe von Charles de Téligny (1555—1620, vermählt 1583). Die Schatten der Bartholomäusnacht und ihrer Opfer steigen vor unserem Auge auf, hören wir diese Namen. Aus dieser Ehe stammt, wenige Monate vor des Vaters Tode geboren, Friedrich Heinrich (1584—1647), 1625 Prinz von Oranien.

Wilhelms Erbe ward Moritz. Er folgte seinem Vater in Holland, er übernahm des Vaters Macht, und er führte des Vaters Werk weiter. Ohne ihn wäre die Vollendung des Werkes der grossen Befreiung nicht zu stande gekommen — trotz seines Vaters und seiner Oheime Opfertod. Fähige Führer waren die Gegner Hollands — aber Moritz war stärker. In vielem unähnlich seinem Vater, zeigte er doch manchen ihm verwandten Zug. Aber sehen wir das Bild des ersten Oraniers in seiner klaren, tageshellen, sonnigen und gewinnenden Schönheit, so leuchtet uns, wenn wir uns Moritz' Erscheinung vergegenwärtigen wollen, der Blitz einer Gewitternacht entgegen: strahlend, aber auch blendend. Es ist eine unheimliche Gestalt, und sie ist nicht leicht zu fassen. Glauben wir in sein Innerstes eingedrungen zu sein,

Digitized by Google

geführt von der Offenbarung des zuckenden Blitzes: dann ist's wieder plötzlich tiefe Nacht um uns, Nacht mit ihren Stürmen und Grauen, und ihrem Schweigen, wenn die Wetter von dannen zogen. Es ist, als wollte Moritz selbst es uns verbieten, ihn kennen zu lernen: als wollte er die Schranke uns allen weisen und sagen, mit stolzem, unbewegtem Antlitz, aber mit beredtem, tief dunklem Auge: Was gilt es mir, ob Ihr Menschen mich kennt? Ich will mit Euch nichts gemeinsam haben: Eure Freundschaft und Feindschaft ist mir gleich: sie trifft mich nicht. Mag diese Charakteristik auch nicht ein trockenes historisches Gemälde ergeben, so ist sie dennoch wahr. Und das Bild des genialen Feldherrn trägt doch nicht einen Widerspruch in sich. Alles in ihm ist genial: Nichts aber, was uns menschlich warm berührt, nichts, was ihn anderen, als ähnlich genialen Menschen näher bringt. Moritz war ein finsterer glückloser Mann: war er auch kein Jesuitenzögling wie sein Bruder, so wohnten doch in ihm die Feinde, die ihm das Leben vergällten. Aber er ist doch auch in allem ein Oranier; den Zug der völligen Gleichgültigkeit gegen das Urteil — gleichgültiger Menschen, gegen ihr Lob und ihren Tadel, finden wir auch bei Wilhelm III. wieder. Und Moritz' äussere Kaltblütigkeit, die Wenigen verriet, welch' zündendes Feuer in ihm unauslöschlich loderte, war auch diesem eigen. Moritz und Wilhelm waren nicht Welt- und Menschenverächter, weil sie an keine Grösse geglaubt hätten, wie etwa Karl II. von England: sie sahen die Grösse in sich und waren sich ihrer bewusst. Aber jenen Beiden war es nicht beschieden, viele Grösse zu finden ausserhalb ihres eigenen Wesens, und Verständnis kennen zu lernen für ihre Grösse. Wilhelm III. fand in einem Menschen Verständnis dafür: in seinem Weibe — und dass er dies Verständnis fand, und eben in der einen fand, bei der es ihm unendlich wertvoll sein musste, und die es für die Welt unendlich wertvoll machte, das gab ihm doch viel Glück, wenn er auch sonst ein Einsamer war. Moritz war ganz einsam: in sein Leben leuchtete kein Strahl der Sonne hinein, und so konnte er auch keine wärmende und erhellende Sonne

Digitized by Google

anderen geben. Glück und Grösse sind selten vereint. Moritz war die Grösse gegeben, und er that seine Pflicht, ohne zu fragen, was es der Welt und Menschheit gälte, wie er sie that. Darin gleicht er auch in vielem seinem Neffen Wilhelm II., in dem rücksichtslosen Herrscherwillen und der schrankenlosen Ausübung der Herrscherkraft. Wilhelm II. aber konnte nicht vollenden, was er ahnte, fühlte und wollte: Moritz that, wie er wollte. So sah er wie Wilhelm II. und Wilhelm III. viele Feinde um sich: er war den Feinden aber keineswegs gleichgültig wie sie ihm. Grosse Talente wie Wilhelm I. sind weitaus den meisten Menschen stets und in allem sympathischer, weil sie ihnen vertrauter sind als grosse Genies. Wilhelm III. war ein Genie allerersten Ranges: aber nahe seiner Höhe steht Moritz, und steigt Wilhelm II. empor, sehnsüchtig die Hände hebend — sie alle blicken unverwandt hinauf: gleichfalls gen Himmel blickend, aber doch die Hände gütig ausstreckend, zu den vielen, die sich um sie drängen, und denen sie geben sollen und können, stehen Wilhelm I. und sein jüngster Sohn, Friedrich Heinrich, da. Das ist das Denkmal der Oranier: Am nächsten dem Volke, in seinem Herzen, hat Wilhelm I. sein Denkmal gefunden: Kopf und Hand streben Friedrich Heinrich entgegen: sie beide stehen hocherfreut: Moritz sieht das nicht: er schaut finster und starr in die Ferne: aber eine sehnsüchtige Thräne eint sich dem zornigen Blicke Wilhelms II.: und ein gütiges, verzeihendes, wenn auch im Schmerze zuckendes Lächeln verschönert Wilhelms III. Angesicht.

Moritz von Oranien ist die Erhaltung Hollands zu danken, wie sein Vater Holland, das freie Holland, schuf. Und das Werk des Sohnes ist nicht leichter gewesen: wohl auch darum, weil ihm keiner half, keiner helfen wollte. Man liebte ihn nicht: und keiner ahnte, dass er im Grunde sein Volk liebte — bewusst liebte, bewusst alles that, um seines Volkes willen: um es frei und gross zu machen. Moritz liebte seines Volkes Freiheit und seines Volkes Religion: aber er zeigte diese Liebe nicht, er trug sie nicht hinaus auf den Markt. Dazu war er zu stolz und

Digitized by Google

verschlossen. Sein Werk ist die That der allweisen, der unsichtbar milden und gütigen Nacht, mit ihren Sternen, die man nur ahnt, die man nicht versteht, denen man niemals naht: die aber ihr Licht spenden allüberallhin. Diese Nacht ist nicht finster allein. Wilhelms I. Werk ward am sonnigen Morgen geschaffen, frisch und früh, und erstand im sonnigen Morgen, den er den anderen schuf, davon er selbst für sich ein wenig Glück mit in Anspruch nahm. Wilhelms II. Werk ist ein kurzer, heisser Mittag: sengend und dräuend, gewitterdrohend — und trotz aller scheinbaren Gegensätze, eben in diesen Gegensätzen, die sich einander zustreben, der Mitternacht verwandt, die ihren Schleier über das Bild des Tages wirft, und es bedeckt. Friedrich Heinrichs Werk ist ein langer, milder und warmer Nachmittag — schon sich zum Abend senkend, der die Ernte bringt all' dessen, was am Tage gesät ward — und die goldene Frucht darbietet allen, die scheu und unsicher, wie in ihrer Unwürdigkeit Bewusstsein, kaum sie anzunehmen wagen. Dieser lange Nachmittag, da man schon ausruht, und doch noch immer unermüdlich wirkt, ist friedlich und still, von keinem Sturme bewegt: aber die Winde gehen auch über ihn hin. Wilhelms III. Werk ist der Abend, der die Vollendung bringt, aber die Vollendung im Gewitter, damit schon der Mittag drohte, und das in der Nacht über und in den Wolken schwebt. Es musste gewittern — dann aber kommt die frische gesegnete freie und befreiende Atmosphäre — die der neue Tag geben und schenken darf — zur aufatmenden Erde nieder. Wahrlich: es war ein grosser Tag: und kein alltäglicher: ein Tag, über den die Gewitter gingen — aber der neue Tag, der alltäglicher ward, weniger gross, ist glücklich. An diesem ersten Tage des Werdens und Erstehens sahen wir den Helden des Morgens wirken in Wirklichkeit vor dem Helden der Nacht: Moritz folgte auf Wilhelm I.: und auf Friedrich Heinrich folgte Wilhelm II. — aber wenn auch die Einzelbilder gleich Theatercoulissen verschoben erscheinen: die grosse Scene bleibt — und diese Scene ist Wirklichkeit gewesen.

Holland war frei geworden. Der zweite Oranier steht auch an persönlicher Bedeutung an zweiter Stelle, und noch

Digitized by Google

höher als sein Vater: einer der grössten Feldherrn der Neuzeit, und unbedingt der grösste seiner Zeit. Der Prinz von Parma und Spinola mussten das erkennen. Wie Wilhelm III. war er nicht immer im Felde glücklich: aber der Gewinn blieb ihm getreu. Zugleich aber war er ein genialer Diplomat. In Holland selbst stand er zeitlebens naturgemäss mit der aristokratischen Partei in grimmigem Kampfe: er ging auch aus diesem Kampfe als Sieger hervor. Ein hochverdienter und ehrwürdiger Staatsmann, der alte Ratspensionär Oldenbarneveldt, musste durch einen Staatsstreich auf dem Schafotte sterben (1619). Moritz war mitleidlos in der Verfolgung. Er kannte sein Ziel und wusste, dass er unerbittlich weiter schreiten musste auf dem als recht erkannten Wege. Nichts konnte ihn hindern, und jeden Stein, der ihm im Wege lag, stiess er beiseite. Oldenbarneveldt und die Seinen konnten Holland nicht gross machen. Das wusste Moritz. Und da sie auch ihn verhindern wollten, Holland gross zu machen, musste er sie niederwerfen, endgültig, unwiderruflich. Er hatte genügend Ursache und Veranlassung zu solchem Thun in sich selber: und das genügte ihm. Er blieb ungerührt, wenn alle flehten und aller Herzen erweicht waren, streng und stolz, ehern und hart und rauh. Doch war eins in ihm, das ihn hoch über alle seine Zeitgenossen emporhob.

Unter diesem Meister lernte Friedrich Heinrich (richtiger vielleicht: Heinrich Friedrich) die Kriegskunst. Und auch er erhob sich zu einem Manne, den ein berufener Historiker „eine der kolossalsten Heldengestalten aus dem oranischen Hause“ nennt. Er zeichnete sich frühzeitig aus und erwarb, wie einst Demetrius, des Antigonus Sohn, den Ehrennamen des „Städtebezwingers“. Aber sein Werk war segensreich und blieb gesegnet, und seine Gestalt ist von erhabener Grösse. Ruhmreich führte er fort, was sein Vater und Bruder in sichere Bahnen gelenkt, als er nach Moritz' Tode dazu bestimmt ward. Auch Moritz wurde nicht alt. Sein Tod bedeutete einen schweren Verlust: aber Friedrich Heinrich that alles, was an ihm lag, ihn zu ersetzen. Viel gute Lehren hatte ihm Uytenbogaart geben dürfen: und nun ward er selbst zum Lehrer, zum Vorbild, insbesondere

Digitized by Google

des jungen brandenburgischen Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (geboren 1620, 1640—1688). Friedrich Wilhelm ward sein Schwiegersohn. Aus der Ehe Friedrich Heinrichs mit Amalie von Solms (1602—1657, 1625 vermählt) entsprossen zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, die beide hervorragende Bedeutung gewannen. Wilhelm II., der älteste Sohn, des Vaters Erbe, zum Nachfolger in seinen Würden schon als dreijähriger Knabe, 1626, erklärt; und die älteste Tochter, Louise Henriette, (1627 bis 1667, 1646 vermählt, nachdem der Plan einer Heirat Friedrich Wilhelms mit Christine von Schweden sich zerschlagen hatte). Zwei Töchter verlor Friedrich Heinrich im Alter von 16 und 10 Jahren; ein Sohn starb bald nach der Geburt. Drei jüngere Töchter vermählten sich gleichfalls.

Friedrich Heinrichs Leben und Regierung fällt eben in die Zeit des dreissigjährigen Krieges; ein Jahr nach seinem Tode ward der Friede geschlossen. Dennoch, obwohl er selbst ein tüchtiger Kriegsmann war, ziemt ihm am meisten unter den Oraniern der Name des Friedensfürsten. Sein Enkel musste später, um Europa einen echten und rechten Frieden zu geben, allzeit im Felde stehen: unter Friedrich Heinrich aber gewann Holland vor allem Zeit, blühend und reich zu werden. Er ist Colignys Enkel. Durch seine Tochter, die auch viel zu früh gestorben ist, sind die Hohenzollern Nachkommen dieses edlen protestantischen Märtyrers, der wirklich im höchsten Sinne den Ehrennamen eines Märtyrers verdient, des Edelmannes aus dem Hause Châtillon, des Verwandten der Montmorency. Friedrich Wilhelm weilte Jahre lang vor seiner Thronbesteigung (1634—1638) in den Niederlanden; und er lernte dort unter seines künftigen Verwandten Leitung alle die Aufgaben und die Bedingungen eines blühenden Staatswesens kennen. Er fasste den Entschluss, diesem Vorbild treu zu werden und allzeit treu zu bleiben. Auch Johann Moritz von Nassau stand ihm wie der oranische Fürst zur Seite und gab ihm vieles. († 1679 auf seinem Schlosse in Berg und Thal bei Cleve.)

In Friedrich Heinrich vereinigten sich Kraft und Milde,

Digitized by Google

Stärke und Güte zu einem ansprechenden Gesamtbilde. Da er weniger schroff sich zeigte als Moritz, und sich nicht so schroff zu zeigen brauchte, konnte er auch glücklicher sein als sein Bruder. Unsagbare fürstliche Hoheit war ihm eigen: sie ging auf seinen Enkel über. Noch heute wird seine Eroberung von Herzogenbusch (1629) als „eine der denkwürdigsten Waffenthaten in der Kriegsgeschichte überhaupt" gerühmt. Aber in Friedenswerken war er doch ungleich grösser: und in ihnen sah er selbst seinen edelsten Ruhm. Von solchem Vater konnten seine Kinder viel mit sich nehmen: aber Louise Henriette konnte wenigstens mehrere Dezennien lang aus den Gaben, die sie empfangen, für sich und die Ihren Nutzen ziehen, und vielen anderen damit geben, indem sie sie in sich und anderen fortzupflanzen emsig bemüht war. Ihre Werke wirken noch heute fort. Die Wilhelms II. sanken mit ihm ins Grab, und die gleiche Gefahr drohte dem besten, was Friedrich Heinrich geschaffen, wenn nicht nach langer Prüfungszeit sein gewaltiger Enkel alles schon Verlorene wiedergewann und Grösseres, Neues und Bleibendes schuf.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte Wilhelms II. von Oranien.

Als Friedrich Heinrich starb — er hat um 63 Jahre seinen Vater überlebt, und starb 63jährig nach 22jähriger Regierungszeit — war Hollands Glanzperiode erstanden. Die Republik war damals unstreitig die erste See- und Kolonialmacht Europas.

Drei Jahre lang war Wilhelm II. Herr der Republik. Keine unbestrittene Herrschaft, aber eine eben deshalb um so unbeschränktere, sollte ihm in dieser kurzen Zeit gegeben sein. Wenn Moritz hart und streng gegen alle seine Feinde, zumal auch jene im eigenen Lande, gewesen war, Friedrich Heinrich gütig und friedlich zu gebieten gewusst hatte, so

Digitized by Google

schien im Charakter Wilhelms II. eine nicht unglückliche Vereinigung von beiden, eine Mischung von Energie und Edelmut, zu walten. Es war ihm freilich bestimmt, den energischen Zug mehr hervortreten zu lassen, so dass es für viele den Anschein gewann, als neige er zur Willkür. Diesen Eindruck haben Zeitgenossen in hohem Grade von ihm gewinnen müssen: und er ging von ihnen auf die Nachwelt über. So musste Burnet Wilhelm III. für einen unbeugsamen Absolutisten halten, um der Loevesteinschen Händel willen, in die sein Vater verwickelt ward. Alle die vielen edlen Eigenschaften Wilhelms II., die er unstreitig geerbt hatte, konnte er nicht, wie er es wollte, zur Entfaltung und Geltung kommen lassen. Denn die ganze kurze Periode seiner Regierung war eine wild bewegte. Seine Feinde, die Feinde des oranischen Hauses, regten sich allenthalben, als Friedrich Heinrich starb; sie glaubten ihre Zeit gekommen — und thatsächlich trat ihre Stunde bald heran, aber erst, nachdem die ernste Stunde von ihr abgelöst ward, die Wilhelms II. jugendfrohen Mund auf immer hatte verstummen und sein leuchtendes Jünglingsauge hatte erlöschen lassen. Im Leben ist er nicht unterlegen. Er hatte es besser als sein Sohn: aber sein Sohn ward grösser als er, vielleicht eben darum, weil ihm keine der schwersten Prüfungen erspart blieb, weil er durch sie allein zum Ziele, zum Siege, gelangen konnte. Wilhelm III. war als grösster der Oranier geboren, — und er sollte gross werden durch all' sein Unglück der Kindes- und Jünglingsjahre. Er sollte nicht von seinem Vater lernen, wie dieser von dem seinen: und es bleibt uns unmöglich, nachzuforschen, was für ein Lehrer sein Vater ihm und Holland wohl geworden wäre.

Die Aristokraten standen auf. Sie alle unterschätzten den 21jährigen. Er zeigte gar bald, dass er alles versuchen werde, um nicht mehr unterschätzt zu sein. Er hegte gewaltiges Selbstvertrauen und war als Fürst überzeugt, dass dies dem Fürsten von nöten sei: er hegte unbeugsamen Stolz, weil er vom Recht seiner Herrschaft durchaus überzeugt war. Viel mehr war in ihm von Moritz' Feuer, als von Friedrich Heinrichs Bescheidenheit.

Digitized by Google

Fehden und Tumulte füllen in ununterbrochener Reihe diese wenigen Jahre aus, da er die Gedanken seines Fürstentums zur That umgestalten wollte. Es wäre ihm unstreitig gelungen — er war schon auf der Höhe des steilen Berges angelangt, den er erklimmen musste: in raschem sicherem Aufstieg. Er vermied die grossen breiten Strassen, die die andern im Staube wanderten, und wählte die Pfade, die am Abgrund entlang, aber für schwindelfreie Steiger dennoch sicher, zur Höhe leiteten. Ob er auch andre zur Höhe führen wollte? Jedenfalls hatte er sich selbst erzogen zum kühnen Wanderer. Er fühlte sich sicher und schaute von der Höhe hinab. Grosse Gedanken kreuzten seinen jugendlich männlichen Sinn. Er hatte Thaten gethan, erstaunliche Thaten, also dass alle scheu und ehrfurchtsvoll zurückgeblieben waren und zu ihm emporschauten. Mochten sie nur die Faust im Sacke ballen: er würde sie schon zwingen, sie drin zu behalten. Seine Brust hob und senkte sich: er atmete in vollen Zügen die frische Höhenluft ein. Davon wollte er ihnen allen schenken: gewiss — das konnte er: er fühlte sich so stark, und so kräftig, so glücklich, und so reich. Und er war jung — jung! Ein langes Leben lag vor ihm — im Sonnenschein. Er war Hollands Herr und Gebieter — und Holland war gross. Er wollte es noch grösser machen. Unausgesetzt dafür arbeiten. Arbeiten! Er war ein Oranier, und war sich dessen bewusst: was dieser Name für ihn, für Holland und die Welt bedeutete. Wie stolz stand Holland da — sein Holland. Denn es war das seine, gerade deshalb: weil sie's ihm nicht leicht machten, ihn als Herrn anzusehen sich nicht leicht entschliessen konnten. Sie mussten! Wilhelm II. von Oranien war eine kampfesfrohe Natur: wäre er gleich und von allen anerkannt worden: das hätte ihm kaum die ganze volle Befriedigung gebracht, die er jetzt hegte, die ihn in weite, weite Zukunft schauen liess —

Hätte Wilhelm II. in einem lichten Augenblick diese Zukunft schauen können: Er selbst — tot, und auf immer zum Schweigen gezwungen, verdammt, nichts mehr zu sehen und zu hören von dieser grossen lebendigen Welt, dieser Welt,

Digitized by Google

die ihm gehörte! Er war sein Leben lang ein ungeduldiger Zuschauer gewesen — er hätte an allen Spielen sich beteiligen, alle Spiele leiten wollen! Und nun — immer zuschauen müssen: jede Bewegung, jeder Anteil, jedes Wort und jede That untersagt! Vielleicht — sogar jeder Gedanke. Das war noch furchtbarer! Gar nichts zu wissen davon — die Welt würde weiter gehen ihren steten Weg — ohne ihn — und die frischen fröhlichen Spiele, Kampfspiele, weiter gespielt werden — ohne ihn. Der Gedanke hätte ihn wahnsinnig gemacht. Aber Wilhelm II. dachte wohl diesen Gedanken nicht — niemals — diesen Gedanken an seine Zukunft, an sein Los. Er ward nicht wahnsinnig.

Und er dachte auch den Gedanken nicht an seines Sohnes Zukunft, dieses Sohnes, den sein Vaterauge niemals sehen sollte. Sein junges Weib musste er lassen, ehe sie noch glücklich lächelnd ihm das Kind der Verheissung entgegen strecken, ehe dies Kind ihn grüssen durfte. Dies Kind war Zukunft, eine Zukunft, daran er allerdings nicht mehr beteiligt war. Dies Kind würde länger leben wie er, aber seinen ersten Spielen, seinen ersten ernsten Schritten, in die sich die Spiele gar bald umwandelten, dürfte er doch lauschen, dürfte begleiten und führen. So hoffte er wohl — und wollte nicht neidisch sein auf den Sohn, weil dieser länger leben, weil er vielleicht noch mehr schaffen könnte im Leben, mehr für die Unsterblichkeit seiner selbst und seiner Werke. Aber doch ihm zur Seite stehen, sein Vater —

Man kann sich kein noch so düsteres Bild von der Kindheit Wilhelms III. machen, das der ganzen furchtbaren Wirklichkeit nahe kommt. Das war sein Sohn, das Kind der Verheissung, dieser Knabe, der ohne Freunde, ohne Geschwister, einsam, nur von Feinden umgeben, aufwuchs, krank und schwach und finster, verschlossen, tiefernst, unglücklich —

Aber auch das war sein Sohn: der Held Europas. Der grösste Feldherr und Staatsmann, der grösste Mann und der grösste König nicht nur seiner Völker, sondern seiner Zeit und für lange Zeiten — der seines Hauses Ruhm als grösster seines Hauses zur höchsten Höhe heben

Digitized by Google

sollte für die Geschichte der Welt, der Vollender, der Verkündete — auch jetzt nur von wenigen geliebt, aber von allen geachtet, von den Feinden gefürchtet: ein Sieger, wenn auch nach schweren Stunden, wenn auch im Siege selbst noch von schweren Stunden bedrängt und schweren Stunden entgegensehend und entgegengehend: und es ist doch dasselbe Bild: jenes und dies: denn dieser Knabe ward dieser Mann. Dieser Mann ward in jenem Knaben geboren, konnte nur in ihm geboren sein.

Wilhelm II. sah ihn im Geiste nicht — wie er ihn nie im wirklichen Leben sah. Und Wilhelm II. blieb darum, weil er nicht ahnen konnte, mutig, jung und stolz. Das war die einzige Barmherzigkeit seines Schicksals: dass er nicht sehen konnte. Denn seines Sohnes und seines Hauses künftige Grösse gab doch ihm nichts. Ihm, dem Lebenden, gab auch sein Nachruhm nichts: und er wollte leben —

Er wollte nicht sterben, da der Tod ihn umklammerte, enger und enger; er war ein Held und ein Kämpfer — er wollte auch mit dem Tode streiten. Aber der Tod war stärker. Er siegte. Da kam die Nacht, aus der es kein Erwachen zu diesem seinem Leben geben konnte. Was war dagegen alles andere Leben? Hier war sein Platz gewesen, den hatte er eingenommen und ausgefüllt: hierher hatte ihn seine erste Pflicht gerufen: und er hatte seine Pflicht gethan. Ward ihm das genommen, so ward ihm alles genommen. Er wollte nur für dieses Leben, in diesem Leben wirken —

Sie hatten geglaubt, diese Menschen da drunten, leicht mit ihm fertig zu werden. Sie hatten sich getäuscht. Er stieg trotz ihres und wegen ihres Widerstandes zur Höhe. Sie konnten ihn nicht halten. Ein wilder Stolz regte sich in ihm. Und dieser Stolz in ihm war weithin sichtbar: wo nichts sonst von ihm sichtbar war. Er hatte Recht zu diesem Stolz und Recht noch zu ganz anderem: sie hatten ja ihm getrotzt und ihn angegriffen, ihn, ihren Herrn —

Aber in ihm schlummerte vieles, was seines Sohnes Grösse so einzigartig scheinen lässt. Es drang aus ihm nur

Digitized by Google

nicht recht zum Lichte: es ward nicht reif. Aber es erwies den besten Willen und die mutigsten Versuche —

Da er starb, wandte sich Europas Schicksal auf lange Zeit hinaus. Auf seinem Leben beruhte das Vertrauen der Stuarts auf schnelle Restauration, auf Erneuerung und Andauer ihrer Herrschaft: England und Europa schauten auf ihn, hoffend und bangend, da er lebte. Auf seinem Tode aber beruhte das Erstarken der Republik in England und Holland. England durfte unter der Republik grösser werden als unter den Königen — bis dann auch die Republik sank, und England sank, bis endlich England dauernd gross wurde durch einen König — durch Wilhelms II. Sohn. Europa musste Cromwells Macht anerkennen, widerwillig genug, als Wilhelm II. gestorben war. Denn die ihm folgten, statt seines Sohnes, waren Cromwells Freunde und Feinde der Stuarts, Republikaner und Feinde der Oranier.

Das war, da er gestorben. Jetzt, da er lebte, treten zwei Männer uns vor allem entgegen: er, Wilhelm II., der Oranier, und Oliver Cromwell. Aber die Zeit Cromwells kam noch. Die Wilhelms II. ging schnell dahin —

Er war kriegerisch gesinnt wie sein Oheim Moritz. Doch führte er keine Kriege: ausser dass er die Stuarts gegen Cromwell und die Seinen unterstützte. Hollands gewaltiger Meister van Dyck hatte Karl I. und die Seinen oftmals gemalt: und in England und Holland suchten Hollands Künstler die Stuarts auf. Sie fanden Ehre und Anhang hier wie dort. Da Wilhelm alsbald mit den Staaten von Holland in Zwist geriet, ging er mit gewaltiger Thatkraft vor. Ein Anhänger der Aristokraten, ein einstiger Freund Oldenbarneveldts, einer der angesehensten und mächtigsten Oligarchen, Jakob de Witt, der Bürgermeister von Dortrecht, musste auf Schloss Loevestein strenge Haft erdulden, da er allzeit allzu offen als Gegner der Oranier und als Rächer Oldenbarneveldts aufgetreten war. Noch andere Mitglieder der staatlichen Partei wurden verhaftet. Amsterdam galt eben im Jahre 1650 ein eigentlicher kühner Feldzug des Statthalters.

Aber Wilhelm griff auch in entschlossenster Weise in

Digitized by Google

die europäische Politik ein. Ein Mann wie er musste überall, wo er eingriff, alsbald hervortreten. Ihn berechtigte und veranlasste dazu besonders auch seine Eigenschaft als Schwiegersohn Karls I. von England; seine Stellung als solcher war eben in jener Zeit überaus bedeutsam, verantwortungs- und gefahrvoll, wichtig und entscheidend geworden.

Jakob I. von England (1613—1625) war im Jahre 1625 gestorben. Seine Tochter Elisabeth, eine sehr beliebte und allzeit ihrer Würde bewusste Fürstin, hatte Friedrich V. von der Pfalz geheiratet, dessen Mutter eine oranische Prinzessin war. Ihr Los ward traurig genug — aber ihre Tochter Sophie ward zur Erbfolge in England berufen, und ihr Enkel Georg Ludwig ward König von England. Jakob selbst erscheint als eine in vieler Beziehung lächerliche Figur, voll königlichen Dünkels, eitel, aufgeblasen durch das, was er sein „Gottesgnadentum" nannte. Nur willenlose Diener wollte er um sich sehen — er wollte überall dabei sein, an allem sich beteiligen, überall selbst eingreifen — und doch ist er nicht, wie so viele andere in seiner Zeit, zu den gedankenlosen, verstandesschwachen Fürsten zu zählen, sondern er hatte nicht nur den Ehrgeiz, der gelehrteste Mann in seinem Lande zu sein, der unendliche Massen von allerhand Wissen regel- und zwecklos in seinem Kopfe gesammelt, der protestantischer Eiferer, theologischer Redner und Schriftsteller wie Heinrich VIII. war —: er war auch wirklich, wie die meisten Stuarts, begabt und klug — eine interessante Gestalt wie sein Enkel Karl II. und eine keinesfalls sehr ehrenwerte. Die da in England sympathische Gestalten gewesen, waren gestorben. Die Zeit Heinrichs VIII. sah Thomas Morus und Königin Katharina; die holde Königin Jane Grey musste durch Maria die Blutige sterben, damals, als Elisabeths eheliche Geburt bezweifelt ward, derselben Elisabeth, die dann die Selbstherrlichste der Tudors war. Die „Regenten" und „Protektoren" in England und Schottland waren oft ausgezeichnete, jedenfalls interessante Persönlichkeiten. Die ersten Stuarts selber starben zumeist sehr jung.

Jakobs Sohn, Karl I. — ein älterer Prinz, Heinrich,

Digitized by Google

war 1612 gestorben — geboren 1600, sollte wie seine Grossmutter auf dem Blutgerüste enden zur Sühne für seines Vaters Sünden und seine eigenen. Er büsste schwer: aber Karl I. starb als Held: Jakob I. wäre sicher nicht mutig wie er auf dem Wege zum Tode geschritten, obschon auch er, wie alle Stuarts, unleugbar hohe persönliche Tapferkeit besass. Karl hatte sich hohe Bildung angeeignet, war sittenreiner als die meisten Fürsten seiner Zeit, wennschon auch hierin kein Ideal; aber er war niemals offen und ehrlich, kein festgefügter, in sich geschlossener, sondern ein schwankender Charakter, in der inneren wie äusseren Politik ungeschickt und darum missachtet. Aber das Schicksal führte ihn in eine Lage, darin die allerwenigsten sich wahrhaft gross im Leben erwiesen hätten — und gab ihm wenigstens zuletzt Gelegenheit, im Sterben sich gross zu zeigen. Bei Worcester und Edgehill focht er voll hohen Muts: aber seine Siege verblendeten ihn: im Unglück war er ein Held, im Glück ein schwacher Mann. Dieser Charakterzug ist allen Stuarts eigen, wieder mit der einen Ausnahme des fähigsten Mitgliedes aus diesem unseligen Hause: Mary von England war im Glück besonnen und bescheiden, wie im Unglück mutig: sie war in allen Lagen gross. Es fehlte Karl I. nicht an Herzensgüte bei all' seiner betrügerischen Verräterei: er musste ja betrügen, als er sich untergehen sah. Er wollte nicht untergehen, nicht von Leben und Herrschaft lassen: aber auch nicht das Leben ohne Herrschaft ertragen: mehr galt ihm die letztere. Jedes Mittel war ihm recht, sie zu erhalten. Doch darf die Nachwelt milder über ihn richten. Auch für ihn gilt der Spruch: Tout comprendre c'est tout pardonner. Karl I. kann man verstehen und begreifen. In ungleich höherem Grade hätte sein Sohn, König Karl II., den Tod durch Henkershand verdient, als er.

Bereits im Jahre 1644 schied Karl I. zum ewigen Abschied von seiner Gemahlin, der energischen, aber unklugen Tochter Heinrichs IV., Henriette Marie; 1645 von seinem Sohne Karl: auch ihn sah er nicht mehr.

Im Jahre 1641 ward Karls Tochter Mary dem damals

Digitized by Google

14jährigen Wilhelm II. von Oranien vermählt. Karl I. war in der besten Laune, als er selbst zu Whitehall die Hochzeitsfestlichkeiten leitete: geschickt wusste er alle an seiner Freude teilnehmen zu lassen. Die junge Prinzessin war erst zehn Jahre alt. Henriette Marie und Prinz Ruprecht von der Pfalz geleiteten sie nach dem Haag, woselbst die Königin das Kind der Obhut Friedrich Heinrichs empfahl, der ihr mit aller Ehrerbietung begegnete. Karl I. fand in dieser sehr ernsten Zeit grossen Gefallen an seinem Schwiegersohn: freilich liess er die Tochter nur ungern von sich: sie sollte recht lange noch ihm in England bleiben: so hoffte er immer. Mary ward die Mutter Wilhelms III., als ihr Gemahl gestorben war; sie folgte ihm im Tode 1660. Bereits 1657 starb ihre Schwiegermutter Amalie von Solms, und ganz verlassen war nun der Knabe, von dem keiner damals geglaubt hätte: er werde der Erhalter Europas, Englands, Hollands, der Freiheit und der Religion werden.

Sehr früh schon mussten die meisten Fürstenkinder, Prinzen wie Prinzessinnen, aus den Häusern Stuart und Oranien sterben. Wilhelms III. Vater und Mutter; seine Tante Louise Henriette; die Mutter seiner Gemahlin Mary; diese selbst; wie auch Wilhelms I. meiste Gemahlinnen — Wilhelms II. Mutter überlebte den Sohn, starb aber im besten Alter. Der Schwester Marys von England, Anna Stuart, starben ihre 19 Kinder, und ihre Mutter Anna Hyde wurde nur von zweien unter vielen Kindern überlebt. Von den Kindern Maria von Modenas starben alle bis auf eins frühzeitig: und diese meinen gerade wäre es besser gewesen, er hätte der Geschwister Schicksal erfahren. Nur die Bastarde haben zumeist lange gelebt: Karl II. und Moritz von Oranien waren kinderlos, wenn man sie nicht zählt — und Jacobs II. wie Friedrich Heinrichs Stamm lebt in ihnen fort.

Dem Bischof Burnet erzählte viel später Mary, Wilhelms III. Gemahlin, ein Abenteuer, das Wilhelm II. begegnete: sie liess durch Zeugen, die sie anrief, es ihm bestätigen. Es war Wilhelm II. prophezeit worden, dass er im fünfundzwanzigsten Jahre an den Blattern sterben müsse, und dass nach seinem Tode ihm ein Sohn geboren werden würde.

Digitized by Google

War Wilhelm II. wie seine Zeit und unsere abergläubisch? Ahnte er doch sein und des Sohnes Los? Er mochte doch wohl zu siegessicher — aber immerhin nicht gerade angenehm berührt gewesen sein von dieser Prophezeiung. Aber sie ward Wahrheit. Und wenn er sein Los ahnte — kein anderer konnte es ahnen.

War es ein natürlicher Tod? Die da gestorben, schweigen. Er wusste vielleicht mehr als die, die ihn überlebten.

Noch eben hatte er Karl II. die Schiffe geliehen, die ihn nach Schottland auf die Schlachtfelder von Worcester und Dunbar führen sollten. Mit einem Schlage veränderte sich, als er starb, die ganze politische Situation. Die Lage war im höchsten Grade kritisch geworden. Um Wilhelm II. hatten sich alle Anhänger der vertriebenen Stuarts und diese selbst geschart. Als Cromwell darob zürnte, verlachte er ihn. Karl II. war an seinem Hofe Gast der Schwester und des Schwagers, und Jakob von York, sein Bruder, hatte auf offener Strasse daselbst ein Rencontre mit dem englischen Gesandten Cromwells, St. John. Aber Wilhelm II. stand für seine Verwandten, die Kinder Karls I., ein, die nach Holland fliehen mussten. Ihre Tante Elisabeth, bei der Jakob längere Zeit weilte, war nicht glücklicher als sie: aber auch sie hoffte auf den Vorkämpfer der Verbannten, auf Wilhelm II. Er war für sie mit aller seiner gewohnten Energie eingetreten, das Volk mit ihm. Die Generalstaaten machten Karl II. eine feierliche Aufwartung, verweigerten Cromwells Gesandten eine Audienz. Wilhelm II. wollte den Krieg mit dem republikanischen England. Er fühlte sich stark genug, gegen äussere und innere Feinde zu kämpfen und zu siegen. Allmählich hatte sein Haus, diese an grossen Männern in seltener Weise, ja beispiellos fruchtbare und reiche Familie, fast königlichen Einfluss gewonnen. Wilhelm I., Moritz und Friedrich Heinrich hatten gesät: Wilhelm II. wollte ernten. Bürgerliche Unruhen hatte auch Moritz kennen gelernt; der ausgezeichnete Mann warf seine Feinde mit unerhörter Grausamkeit nieder; er führte blutige Wege. Bürgerliche Unruhen kennzeichneten auch Wilhelms II. Regierung. Mitten darin starb er —

Digitized by Google

Für Holland hatte sein Tod die sofortige Folge, dass die staatische Partei, eben aus ihrer Stellung verdrängt, sie wieder einnahm und die volle Macht gewann: für England und Europa, dass die vertriebenen Stuarts ihren mächtigsten Freund, den sicheren Helfer, verloren, jetzt recht eigentlich heimatlos wurden. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der wie wenige seiner Zeitgenossen die ganze Lage durchschaute, da ihm ein weiterer Blick und ein edleres Wollen als den meisten Fürsten eignete, war tief erschüttert. Er ahnte, dass er nun keine Unterstützung mehr bei den hochmögenden Herren im Haag, die jetzt geboten, finden werde für seine grossen Pläne. Er hatte so sicher auf Holland gerechnet. Auch seine Hoffnung ging mit seinem jungen Schwager zu Grabe. Sie sollte erst, da er selbst ein Sterbender war, ihm wieder auferstehen: die Hoffnung für Europa — für ihn selbst war es zu spät, und für Brandenburg konnten erst seine Nachfolger das wieder einholen, was damals eingebüsst worden war. Für Holland und England und Europa hatte Wilhelms II. Tod die Folge, dass sein nachgeborener Sohn eine höchst unglückliche, freundlose und freudlose Jugend durchwandern musste, die ihm wohl nach der Meinung aller andern nie in Aussicht stellen konnte, ein starker und mächtiger Mann zu werden, wenn er nicht ein überaus grosser Mann ward. Aber Wilhelm III. war grösser, als alle Zeitgenossen und als die meisten unter der Nachwelt glaubten: er war bestimmt, den Ruhm und die Macht seines Hauses auf ihren Gipfel zu erheben, die vereinigten Provinzen, seine Heimat, vor sicherer, furchtbarster Knechtschaft zu bewahren, Frankreichs Macht zu bändigen, und wie den Niederlanden auch England die Freiheit zu geben: die da dauernd blieb.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Niederlande unter der Regierung Jans de Witt. Die Jugend Wilhelms III. von Oranien. Oliver Cromwell, Karl II. und die Niederlande. Ludwig XIV.

Wilhelm II. hatte gewiss den Wert Jans de Witt allzeit erkannt, aber auch seinen Gegner in ihm gewusst. Dieser Gegner ward nun mächtig; er ward Herr in Holland. Einer der grössten Männer seiner an grossen Männern reichen Zeit hat er seinem Vaterlande nach bestem Wissen treulich gedient. Sein Vater war ein fähiger Staatsmann und erbitterter Gegner der Oranier, der sich geschworen, Oldenbarneveldts Tod zu rächen. Jan und sein Bruder Cornelis waren strenge, überzeugte Republikaner. Aber eben darin sahen sie die Zukunft nicht. Ehrenmänner durch und durch, gehören die Brüder de Witt zu den tragischen Gestalten, die an der Zeiten Wende stehend nicht vorwärts zu schauen vermochten, die bei allem redlichen Willen, aller Tüchtigkeit, aller Thatkraft ihrem Lande doch kein dauerndes Glück zu bringen vermocht haben, und die drum untergehen mussten, als das Land sich unglücklich wusste und sich erhob und sie allein der Schuld zieh. Sie waren nicht die einzig Schuldigen: aber sie waren Schuldige. Ihr Ende war schrecklich, und es war unverdient wie die vielen Schmähungen, die ihnen auch in späteren Zeiten galten, da sie selbst längst schon vom stürmischen Leben und Sterben ausruhten. Die Epoche Hollands, darin Jan de Witt gebot (1653—1672), lässt ihn doch das Werk Wilhelms II. aufnehmen, lässt ihn als geborenen Fürsten dastehen, inmitten der Oranier, lässt ihn zuletzt im Tode erliegen vor Wilhelm III., der ihn zu würdigen und ihm gerecht zu werden wusste.

Cornelis (geboren 1623) und Jan de Witt (geboren 1625), Söhne des Bürgermeisters von Dordrecht, studierten zu Leiden, promovierten als Doktoren der Rechte, reisten viel und waren beide hochgebildete Männer. Jeder hatte am andern einen gewichtigen Halt. Keiner war einsam wie Wilhelm III.: sie waren eins im Leben und Sterben. Früh-

Digitized by Google

zeitig erlangte Cornelis, der Ruwaard, hohe Ämter, mit de Ruyter zeichnete er sich als Admiral aus. Jan ward 1653 zunächst auf fünf Jahre an die Spitze der Staatsverwaltung berufen; er war der erwählte Herr, und er blieb Herr fast durch zwei Dezennien. Er wusste den Einfluss der oranischen Partei zu beschränken, ja, ganz zu unterdrücken, da ihr Haupt, Wilhelm III., ein Knabe war. Dies that er aus Gründen der äusseren wie der inneren Politik. In Holland wollte er gebieten und fühlte sich fähig dazu. Sodann aber wusste Cromwell, der in England alle Macht gewonnen hatte, es zu erreichen, dass die Oranier ganz verdrängt wurden. Cromwells Wunsch war gewesen, aus England und Holland eine Republik zu machen: da man im Haag hierauf nicht einging, fügte er dem holländischen Handel durch die Navigationsakte (1661) unsagbaren Schaden zu, davon sich die vereinigten Provinzen nie mehr erholten trotz all' ihrer seemännischen und kolonisatorischen Tüchtigkeit, während England Holland ablöste und gewaltig vorwärts drang. Es kam zum Kriege; und dessen Ergebnis war zuletzt ein enger Freundschaftsbund zwischen Cromwell und Jan de Witt, dauernde Verbannung der Stuarts aus England, dauernde Verdrängung der Oranier in Holland.

Mehr noch als zuvor tritt jetzt die gewaltige Gestalt Cromwells in den Vordergrund. Karl I. starb als Mann und König — aber sein Tod war kein Unglück für England, wie seine Regierung kein Glück für England gewesen war. Zwischen der unwürdigen Herrschaft der beiden ersten und der beiden letzten männlichen Stuartkönige steht Cromwells Regierung ehrfurchtgebietend da wie er selber, der „König von Gottes Gnaden", den er sich wusste. Er fühlte, dass er grösser sei als Karl, und Grosses geben könne — dass er ein geborener König; er mochte wohl nicht an Pippin und die Merowinger denken, aber als ehrlicher Republikaner allzeit sich sagen: Wäre ich der Staatsmann einer Monarchie, dann müsste ich von Rechtswegen König sein, als der wahrhaft Erste im Lande. Als ihm der Königstitel angeboten ward auf Englands und des Parlamentes Wunsch, verwarf er ihn. Er kannte seine Rolle in der Weltgeschichte und

Digitized by Google

ahnte, dass sie hochwichtig sei: ihn brauchte England und die Welt. So kam er immer seinem Ziele näher. Die Revolution, die er erstehen liess, konnte er leiten, voll Überzeugung, voll Glauben an sich selbst, und an sein Werk. Aus den Cavalieren und Rundköpfen wurden Tories und Whigs; aus dem Anhänger des Parlamentes sein entschlossener Gegner, sein Herr und Gebieter. Die Weltgeschichte wird heute zum kleinsten Teile von Fürsten gemacht — viel mehr von grossen Staatsmännern wie Cromwell. Da er sich zwischen Parlament und Heer gestellt sah, wählen musste zwischen beiden, entschied er sich für das Heer; er wusste, dass dies die Grundlage seiner Macht, und dass er seine Macht gebrauchen müsse zum Heile Englands und der Welt. Er trotzte allen Stürmen: ruhig, fest. Ihn achtete man, während Jakob I. und Karl I., Karl II. und Jakob II. verachtet wurden; ihn fürchtete sein Land, und die ihn zu verstehen suchten, seine Grösse ahnten, liebten ihn. Er verjagte das ihm trotzende Parlament, weil er einsah, wie wenig sie für ihn und England thun konnten: er entschloss sich, alles selbst zu thun. Er war aus adligem Geschlechte wie Napoleon: und wie dieser musste er von unten an sich emporschwingen zu höchster Höhe. Aber sein Werk war gross und blieb. Nicht die äussere Form der Republik — aber ihr Geist, und all' der Gewinn an Macht und Grösse für England, den er England gegeben. Ein treuer Freund des Königshauses, der Bischof Burnet, sagte selbst: dass Englands Zukunft diese acht Jahre der Regierung Cromwells als eine Zeit des Friedens und Gedeihens betrachten müsse. Auch Wilhelm III. und Bismarck mussten emporsteigen: wenn ihnen auch manches schon von vornherein gegeben war. Das schuf ein gut Teil ihrer historischen Grösse. Cromwell war ein Verwandter des gleichnamigen Staatsmannes Heinrichs VIII. (Sir Thomas Cromwell) und des Freiheitshelden John Hampden — andererseits der Stuarts. Er war oft krank und doch, vielleicht eben darum, immer energisch und mutig. Todesahnungen quälten ihn oft: sie konnten ihn nicht beugen. Die religiösen Fragen standen ihm obenan: demütig und

Digitized by Google

glühend eifrig, klug und edel und voll männlicher Überzeugung, trug er zur Blüte Englands unendlich viel bei: viel mehr als unter Karl I. und Karl II. war England glücklich unter ihm. Er residierte wie die Könige im Whitehallpalast, und er war voll angeborener Hoheit. Sein Traum war erfüllt, die Krone in seiner Hand: aber er nahm die Krone nicht. Durch eiserne eherne Kraft hat er, einer der bedeutendsten Männer der Weltgeschichte, unsagbar viel erreicht. Er lachte wohl über seine unklug-schwärmerischen Freunde, er, der Idealist und der Mann der praktischen That: der „verdammte Barebone“ — wie man ihn nannte, da er nach damaliger Unsitte den Vornamen: „Wenn Christus nicht für uns gestorben wäre, wir wären alle verdammt“, aus eigener Machtvollkommenheit sich beigelegt hatte — nach den Gebrüdern Barebone bezeichnete man dies Parlament — und seine Gesellen konnten ihm nicht viel helfen. Wenigen ist so viel übles nachgesagt, und viel übles so gerne geglaubt worden! Er war, als Führer seiner Ironsides, der geborene geniale Feldherr und Soldat: und doch hatte er, wie so viele der Seinen, bis zwei Jahre vorher niemals Waffen getragen und geführt. Sein erstes Auftreten schon zeigte von ganz ausserordentlicher militärischer Tüchtigkeit: sein Sieg allein über Prinz Ruprecht errang den Ruhm von Marstonmoor, der so entscheidend ward für die Zukunft. Damals war er Generallieutenant, noch nicht oberster Führer. Im Jahre 1643 — als er 44jährig war — fiel sein ältester Sohn Oliver. Bei Naseby ward er wiederum allein Triumphator. Thatsächlich war er schon damals Englands Meister. Er sah fast nur Feinde um sich: ungeheure Schwierigkeiten standen ihm im Wege und bedrängten ihn — draussen und drinnen: es war eine grosse Gefahr für England, dass er so viele Feinde hatte. Sein Leben war kostbar für England. Fairfax hatte er längst überholt — er siegte über den Prätendenten Karl Stuart bei Worcester und Dunbar. Doch ward der Prätendent — einer der wenigen, die ihr Ziel erreichten! — König, als Cromwell gestorben war. Denn des Protektors beide ihn überlebenden Söhne — Richard und Henry — waren im

Digitized by Google

Grunde ihrer Seele Royalisten. Solche Gegensätze finden sich oft bei Vätern und Söhnen. Aber das Entscheidende war, dass Richard (geboren 1626, † 1712 als „Richard Clarke") kein Mann war wie sein Vater. Henry (1628, † 1673) war fähiger — dennoch nicht zu vergleichen mit seinem Vater, dem er in vielem ähnlich war. Aber Oliver Cromwell war ein Mann durch und durch. Europa schaute auf ihn und wusste, dass er es war. Er war ein Staatsmann und kannte die Menschen wie wenige. Charakteristisch ist sein Wort, als man ihn auf die Huldigungen des Volkes aufmerksam machte: Es würden ihrer noch mehr sein, und sie würden noch mehr Lärm machen, wenn ich gehängt würde. Doch war auch er kein Menschenverächter wie etwa Karl II., aber ein klarer, kluger Politiker. Er war toleranter gegen Andersgläubige, als irgend ein anderer Regent jener Jahrhunderte vor Wilhelm III. Frei ward durch ihn Englands Gesetz wie Englands Religion — freilich noch nicht auf immer. Verschwörer bedrohten ihn, manchem Attentat entging er — aber er blieb sich gleich. Gott sollte Richter sein zwischen ihnen und ihm — er meinte es besser, als sie, mit England. So sprach er. Er war kein Heuchler. Mit Unrecht hat man ihn oft so genannt. Sein war eine hohe sittliche Kraft, und innere Grösse: er war ein rechter Republikaner, der da wusste, dass das Ideal der Demokratie die Aristokratie in der Demokratie sein muss. Er war geboren als Aristokrat und wusste doch, dass alle Macht vom Volke kam, und um des Volkes willen ausgeübt werden musste. Er wusste: Führer muss das Volk haben, Führer die Demokratie, wenn sie nicht unwahr und nicht unsittlich sein soll: Führer, die nicht von der Menschen Gnaden, sondern als Führer von Gottes Gnaden geboren sind. So erreichte er, was möglich war. Nach Unmöglichem hat er nie gestrebt. Aber einen Bund gegen den Papismus hielt er für möglich, wie ihn Wilhelm III. verwirklichen sollte. Cromwell galt als Beschützer der Protestanten und des Protestantismus überall: zumal in der Schweiz, dem freien Lande der siegenden Reformation, ward er darum gefeiert. Er eilte seiner Zeit in vielem voraus, und kannte doch auch seine Zeit. Viel

Digitized by Google

Geniales war in ihm, und nur grosse Ziele hat er gekannt und gesucht. Seine Politik hat England wieder zur Grossmacht erhoben, nachdem es tief gesunken war: als England dann wiederum sank nach seinem Tode, kam ein Grösserer und gab ihm dauernde Grösse.

Im Kriege mit Holland schuf Cromwell trotz vieler Verluste eine dauernde Grundlage für Englands Seemacht. Er ward dann Hollands Freund. Holland versprach ihm, unter Jans de Witt Führung, dem Hause Oranien keinerlei Macht zu gewähren. Jan de Witt versprach dies sehr gern. Cromwell fürchtete in dem jungen Wilhelm III. den Enkel Karls I. Nun ward er von seiner Furcht befreit, dass die Stuarts ihre Rückkehr nach England ermöglicht fänden durch die Hülfe Hollands. Alle Versuche des „Prinzen von Wales" scheiterten: Wilhelm II. war tot — und Jan de Witt allmächtig in den vereinigten Provinzen. Seine sichere Hand leitete die Staaten der Niederlande: er liess die Seklusionsakte zum Ausschluss der Oranier wirken. Jan de Witt fürchtete ja seinerseits, dass Wilhelm III. durch seines Oheims und Vormundes Karls II. Hülfe erhoben werden könnte. Oheim und Neffe waren damals verstossen. Jan de Witt musste Karls Thronbesteigung zu hindern suchen. Seine und Cromwells Interessen waren hierin durchaus gemeinsame. Als die Prinzen Karl und Jakob die Prinzessin von Oranien, ihre Schwester und Wilhelms Mutter, besuchten, sandten die Generalstaaten sofort Deputationen und warnten. Wie anders unter Wilhelms II. Regierung! Jan de Witt erwies sich zumeist als ein wohlunterrichteter und nachdenkender Politiker. Er kannte die Zustände und Regierungen der europäischen Länder wie kaum ein anderer Staatsmann seiner Zeit. Ein edler, aufrichtiger Charakter, liebte und begünstigte er Kunst und Wissenschaft: voll Hingabe an sein Vaterland — aber auch an die Partei, der er angehörte, und die er ausschliesslich bevorzugte. Er legte den Nachdruck auf die Marine, und liess das Landheer verfallen. Vielleicht fürchtete er, dass Wilhelm III. durch das Heer, dem der oranische Name alles war, selbst als man den jungen Prinzen noch gar nicht kannte, zur Macht ge-

Digitized by Google

gelangen könnte. Karl II. war aus den Niederlanden vertrieben worden, und Jan de Witt suchte Anschluss an Frankreich. Es gehörte zur Tradition Hollands für ihn, ein Bündnis mit Frankreich zu halten. Er glaubte an keine Gefahr zu Lande. Er dachte und fürchtete zu viel für seine Partei und darum zu wenig für das gesamte Vaterland: natürlich sah er erst recht nur Holland und nicht Europa. Das war seine Schuld und sein Verhängnis. Darum musste er untergehen. Der stete Kampf zwischen Statthaltertum und Ratspensionär schien für immer entschieden, als Wilhelm II. starb, gerade nach völliger Demütigung der Stände. Kein anderes männliches Mitglied des Hauses Oranien war vorhanden. Die oranische Sache schien auf einmal verloren, und die Partikulargewalten hatten die Oberhand gewonnen, um im Sinne der Anticentralisation zu wirken. Es gab keinen Generalstatthalter mehr: die Exekutive ging völlig an die einzelnen Provinzen über. Das war für Holland von Unheil. Jans vielseitiges Wissen und sein scharfer Verstand, seine ausserordentliche Urteilskraft, die Zähigkeit, mit der er seine weitgehenden Pläne verfolgte, konnten dies dennoch nicht ändern. Handel, Gewerbe und Industrie, Kunst und Wissenschaft blühten in gleich hohem Grade wie unter Friedrich Heinrich — die Finanzen hoben sich, während das Seewesen sich auf seiner Höhe erhielt: aber Jan war kein in die Zukunft schauender Politiker: er war ein Gegner des Krieges nur zu sehr, er glaubte nichts Böses von Frankreich kommend. Seinen für richtig gehaltenen Anschauungen verschaffte er überall Geltung, wo er's vermochte.

Cromwell starb. Die Royalisten atmeten auf. General Lambert, der neben dem Protektor der Zweite in England gewesen war, erwies sich weniger als Mann der That und Mann des Tages wie Monk, der unter Friedrich Heinrich gekämpft hatte, ein tüchtiger Soldat. Gegen ihn war der ältere Tromp gefallen. Karl II. brauchte, suchte und gewann ihn. Monk, später Herzog von Albemarle, und Edward Hyde, nachmals Lord Clarendon, waren es, die Karl II. zur Krone verhalfen. Karl erliess die Deklaration von

Digitized by Google

Breda: darin er sich verpflichten wollte — das allzu devote Parlament verpflichtete ihn zu nichts, und er bestieg den Thron, ohne im mindesten gebunden zu sein. Zwei seiner Geschwister, der junge Herzog von Gloucester und die Prinzessin Elisabeth, starben jung, noch jünger wie seine Schwester Mary von Oranien. Es blieben noch Henriette, Herzogin von Orleans, und Jakob, Herzog von York, (König Jakob II.).

Karl II. wollte den Krieg mit Holland. Die Republik hatte ihn auf Cromwells Wunsch verleugnet, sie erkannte seinen Neffen Wilhelm nicht als ihr Oberhaupt an, und er gab sich den Anschein, in dessen Interesse zu handeln, wenn er gegen Jan de Witt und seine Partei, die damals herrschende, vorging. Von 1665—1667 führte England wiederum Krieg mit den vereinigten Provinzen. Jakob, Herzog von York, war Englands Admiral; auf holländischer Seite Führer Cornelis de Witt, Michel de Ruyter, der jüngere Tromp, Wassenaar d'Obdam und Evertsen. Die oranische Partei verlangte die Aufhebung der Seklusionsakte und die sofortige Ernennung des jungen Wilhelm III. zum Statthalter und Generalkapitän. Aber Jan de Witt wusste über die äusseren und inneren Feinde Herr zu werden. Der oranisch gesinnte Rittmeister Bunt musste sterben, damit seinen Genossen klar gezeigt werde, wie entschlossen der Ratspensionär vorzugehen gedenke, und dass er in keinem Punkte nachzugeben beabsichtige. London hatte inzwischen furchtbar gelitten: die Pest von 1665 und der grosse Brand von 1666 hatten unsägliche Verluste verursacht: de Ruyters Fahrt auf der Themse, gemeinsam mit Cornelis de Witt ins Werk gesetzt, schreckten England dermassen, dass Karl II. sich zum Frieden genötigt sah. Jans de Witt Triumph war vollkommen: im Frieden von Breda ward seine Stellung gesichert, und durch das „ewige Edikt" die Würde eines Statthalters für abgeschafft erklärt. Jede der beiden Mächte verzichtete auf jene Gebiete, die während des Krieges der Feind gewonnen hatte. So ward Surinam holländisch, Nieuw-Amsterdam zum englischen New-York.

Aber eben damals ward es schon offenbar, dass Frank-

Digitized by Google

reich für die vereinigten Provinzen ein viel gefährlicherer Feind sei als England. Ludwig XIV. griff die spanischen Niederlande an, und Jan de Witt musste sich zum Abschluss der Tripelallianz (mit England und Schweden) entschliessen, zur Abwehr gegen Frankreich. Diese Tripelallianz führte zum Frieden von Aachen (1668), der Ludwig zum unversöhnlichen Feind der „Nation von Krämern" (wie er schon damals die Holländer bezeichnete, lange bevor Napoleon dasselbe Wort auf die Engländer anwandte), der freien und protestantischen Republik machte. Sie hatte seinen Plan durchkreuzt. Das verzieh er nie. Er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sie zu strafen. Und diese bot sich ihm bald, da Karl II. keineswegs festhielt am Bündnis mit Holland, vielmehr Vasall Frankreichs ward. Jan de Witt hatte bei Frankreich Hülfe gesucht gegen die oranische Partei, und sein Land dadurch preisgegeben. Er täuschte sich in Frankreich und in Ludwig XIV. Er suchte Versöhnung mit Frankreich: umsonst. Thatsächlich waren Karl II. und de Witt Frankreich günstig gesinnt: und sie schienen alle zufrieden — am meisten Ludwig XIV. Jan de Witt bemühte sich um Frankreich — trotzdem wollte Frankreich ihn und Holland verderben. Wilhelm III. war ausdrücklich von jedem Oberbefehl zur See und zu Lande ausgeschlossen — und Jan de Witt hülflos Frankreich gegenüber. Bei seiner Rückkehr aus dem Feldzuge war Cornelis de Witt masslos gefeiert worden: die höchsten Stellungen nahm er an seines Bruders Seite ein. Aber die Stunde für beide sollte bald schlagen, die ihnen ein Wort ins Ohr donnerte: das Wort Vernichtung.

Ludwig XIV. wartete. Ihm war Holland im Wege: Englands war er sicher. England musste mit ihm gehen, weil Karl II. ganz von Frankreich abhängig war; von seinem eigenen Lande wusste er sich unterstützt: sein theatralisches Wesen, dem nichts von dem Genius eines Wilhelm III. oder Napoleon eignete, imponierte hier wie in der Fremde. Und er war rastlos thätig: seine Minister, seine Helfer und Diener, wusste er zu finden, wie wenig andere: darin liegt ein Zug von Grösse — unverkennbar. Nichts war ihm un-

Digitized by Google

sympathischer als die rois fainéants, mit ihren Hausmeiern: er wollte selbst und wirklich König sein. Colbert und Turenne, le Tellier und sein Sohn Louvois, Luxemburg, Condé, Schomberg und Vauban gesellten sich würdig zu den herrlichen Künstlern des damaligen Frankreich. Colbert war ein hochverdienter genialer Finanzmann, dem Frankreich überaus viel verdankt. Und er war noch mehr: ein wahrhaft grosser Mann, und eine edle Gestalt — nicht allzu häufig bei einem — hervorragenden Finanzmann. Ludwig selbst war in erster Reihe ein ausgezeichneter Schauspieler. Ihm waren all' diese Männer, und war sein ganzes Reich nur Mittel zum Zweck: zu keinem edlen Zweck. Grosse Ziele zum Wohle der gesamten Menschheit wie Cromwell und Wilhelm III. kannte er nie: er kannte nur das eine: sein eigenes Ich, seine eigene Macht und seinen Ruhm. Seine Macht nicht über Frankreich allein: seinen Ruhm über Europa. So schien er Kunst und Wissenschaft zu begünstigen, aber nur in dem Sinne, dass sie ihren Glanz auf ihn und seine Herrschaft übertragen sollten, um seiner ungemessenen egoistischen Eitelkeit willen. Ludwig XIV. war kein grosser Mann und keiner von denen, die die Zukunft den Bahnen folgen liessen, die sie geschaffen, keiner, der seinem Zeitalter Führer und Sieger werden sollte. Selbst der Historiker, der das „Zeitalter Ludwigs XIV." schildert, Philippson, lässt es uns vielmehr als ein Zeitalter Wilhelms III. erscheinen, und diesen emporsteigen zur Zukunft, jenen sinken in Vergangenheit. Aber Ludwig war ein Talent — und ein vielseitiges Talent. Und all' die vielen bereits Genannten, und sein ganzes Volk, half ihm und unterstützte ihn. Eine seltene Verstellungskunst eignete ihm. Deshalb gewann er die grössten Erfolge für sich. Ganz abhängig wollte er seine Minister sehen: liebte den unwürdigsten byzantinischen Ton unterwürfigster niedrigster Schmeichelei: Frankreichs Adel erniedrigte sich selbst zum Hofadel. Und er verachtete all' seine Diener. Eins verachtete er nicht: den Tod. Er zitterte vor dem Tode. Er war kein Held wie sein grösserer und siegreicher Gegner. Aber vor ihm beugte sich die Welt. Man sah ihn nie leidenschaftlich,

Digitized by Google

niemals liess er sich hinreissen: sein wahres Gefühl verbarg er vor jedem — und nicht aus edlen Regungen! —, Gleichmut bewahrend, in grenzenloser Selbstliebe wie Selbstüberhebung. Sittenlos wie er war sein Hof. Zur Mode ward die Legitimierung der Bastarde, das Heiraten der Maitressen, für ganz Europa, weil er es that. Am unwürdigsten benahmen sich die deutschen Fürsten: je kleiner ihr Reich, desto mehr suchten sie den „grossen König" sklavisch, lächerlich und kleinlich nachzuahmen. Deutschlands Fürsten zeigten ihre Lakaiennatur. Wenn Ludwig bei all' seiner scheinbaren Grösse keine einzige grosse und edle Idee verfocht — so gingen sie auf in schmählichster Würdelosigkeit: sie führten die ihnen Anvertrauten bis an den Rand des Abgrunds: ja, sie stürzten sie hinein. Gewiss priesen Gelehrte und Künstler in Frankreich jene Tage ihres königlichen Herrn: deshalb schmückte er sie ja mit Ehren, damit sie seinen Ruhm verkünden sollten, damit er durch sie Mit- und Nachwelt bestäche: aus eitler Berechnung, nicht aus innerster Begeisterung. In ihrem Genius sollte der seine offenbar werden, auf ihn übergehen, auf ihn allein ausstrahlen. Er schien auch fromm zu sein: und es ward Mode, fromm zu scheinen. Mode, intolerant zu sein: und er verfolgte Jansenisten, Hugenotten und Waldenser. Die Knechte thaten's ihm nach; die Freiheit des Gewissens verhüllte ihr brechendes Auge. Er bedrohte alles, was gross und edel war. Europas bürgerliche Freiheit, wie Europas Religion wollte er unterjochen. Es wäre ihm gelungen, wenn er nicht den Stärkeren fand, der da siegte über die Macht der Finsternis: immer wieder siegte, der ihn endgültig zu Boden warf. Europa musste erlöst werden von furchtbarer Gefahr. Sie ward zunächst offenbar — in Holland — im Jahre 1672.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Das Jahr 1672. Der Sturz Jans de Witt und die Erhebung Wilhelms III.

Jan de Witt und sein Holland wiegten sich in trügerischer Sicherheit. Aber Ludwig XIV. wollte sich rächen für den Übermut der Republik. Ihre Kaufleute waren wirklich zu sparsam gewesen: für ihre Festungen und für ihr Landheer hatten sie nichts gethan. Da erfolgte die Kriegserklärung Karls II., der thatsächlich Frankreichs Unterthan geworden war, und die gewaltigen französischen Heere drangen in das völlig überraschte und unvorbereitete Holland ein. Jan de Witt hatte vergebens den Frieden zu erhalten gesucht; de Groot war sein Bote; er war sogar bereit und gewillt, sich schmählich zu beugen und Holland zu erniedern. „In einem Augenblicke, wo es eine Existenzfrage für die Republik ward, alle verfügbaren Kräfte unter einem einheitlichen allgemein anerkannten Oberbefehle zu vereinigen, hatte Jan de Witt, der selbst mehr Gelehrter war als Soldat, das junge Generalkapitanat Wilhelms III. von Oranien, das er dem Namen nach anerkennen musste, mit solchen Beschränkungen umgeben, dass es wirklich rein nominell war.“ Jetzt lag die herrschende Partei im grössten Schrecken darnieder. Es war ein heisser Sommer. Die Ströme trockneten aus, furchtbare Dürre herrschte: Holland hatte durch diese Ströme sich unangreifbar und sicher geglaubt. Nun schien der Untergang gewiss. Es war Ludwigs XIV. Absicht, durch einen Feldzug alles zu beendigen. Ganz Europas Unterjochung wäre die sicherste Folge der Überwältigung Hollands gewesen. Die falsche Politik Jans de Witt hatte an den Rand des Abgrundes geführt; sollte Holland nicht untergehen, so musste ein Retter kommen. Er kam. Ein Retter nicht nur Hollands, sondern Europas.

Zuvor aber gingen die Brüder de Witt ihren Todesgang. Das Volk war erzürnt. Man sah, dass Jan Unterwerfung erstrebte. Die kläglichen Ergebnisse der aristokratischen Verwaltung erregten allgemeine Entrüstung. Die

Digitized by Google

einseitige Parteileidenschaft hatte brave Männer verblendet. Frankreich drang vor mit ungeheurer Übermacht: Ludwig XIV. selbst war bei dem Heere anwesend. Von den holländischen Truppen waren nur die Regimenter Wilhelms, gegen dessen Erhebung zum Generalkapitän sich Jan jetzt wie im Jahre 1665 mit aller Kraft gewehrt hatte, die ihm aber diesmal von Wilhelms Freunden trotz aller Weigerungen aufgezwungen ward, einigermassen imstande, etwas zu leisten. Dennoch aber war das ganze Lande wehrlos dem Feinde preisgegeben. Und auf dem Meere kämpfte Englands Flotte wider die holländische. De Ruyter that Wunder der Tapferkeit gegen Jakob von York (der erst im folgenden Jahre sein Amt als Grossadmiral niederlegte): eine Schlacht an der Küste von Suffolk bei Soulsbay vor der Insel Whigt blieb unentschieden, durch Ludwigs XIV. Schuld, da er die Engländer kämpfen liess, ohne ihnen zu helfen. Sie sollten auch etwas für ihn thun: und seines Sieges war er ja zu Lande gewiss. De Ruyter hielt in der geschicktesten Weise und mit verzweifeltem Mut die feindliche Flotte im Schach. Aber unaufhaltsam drang Ludwig, und drangen seine Heere unter Turenne und Condé vor. Der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster leisteten ihm willige Dienste. Ein französisches Heer überschritt den Rhein und rühmte sich seiner Waffenthaten. Beim Zollhaus, in der Nähe von Cleve, zwischen Schenkenschanz und der Abtei Elten fand der berühmte Rheinübergang statt, den die Dichter feierten, dem zu Ehren Medaillen geschlagen, Triumphbogen errichtet wurden. Mit Recht bezeichnete später Napoleon spöttisch diese Heldenthat als eine „Operation vierten Ranges". Aber die meisten Festungen ergaben sich ohne Schwertstreich, sobald der Besatzung mit Plünderung gedroht wurde. Fast ganz Holland war schon in der Feinde Hand. Der Wasserstand war sehr niedrig: wenn eine kleine Truppenschar jenseits des Flusses zur Verteidigung aufgestellt war, so musste sie im ersten Ansturm vernichtet werden. Fast widerstandslos erlagen ganze holländische Scharen dort, wo einst vier Soldaten mit Erfolg ihre Heimat gegen spanische Heere verteidigt hatten — am Zollhaus von Cleve. Zwei

Digitized by Google

Meilen von Amsterdam entfernt zeigten sich schon französische Reiter. Die Höfe von Madrid und Wien sahen ruhig zu. Bei Cleve war deutsches und brandenburgisches Gebiet verletzt worden: aber nur Friedrich Wilhelm zürnte darob. Der Kaiser war nicht gesinnt, einzuschreiten — und der Kurfürst hoffte auf ihn vergebens, wie er sein ganzes Leben lang vergebens Freundschaft und Hülfe suchte. Er hatte dies alles kommen gesehen, und hätte gerne es abgewandt. Aber er war zu machtlos dazu, er stand allein mit seiner Erkenntnis, dass es sich hier nicht um Kleinigkeiten, vielmehr um Verteidigung wider die Universalmonarchie handelte; allein mit seinem ehrlichen Willen und ehrlichen Zorne. Ein Führer war not, ein mächtiges Haupt — und er konnte nicht dieser Führer sein.

Aber der Umschwung stand nahe bevor. Des unbeugsamen Siegers masslose Forderungen erweckten den hartnäckigen Mut unter den Niedergebeugten wieder, der einst Alba und Philipp niederwarf. Ludwig verlangte zu viel. Er glaubte jetzt nahe am Ziele zu stehen, das Frankreich seit Jahrhunderten erstrebte: da führte sein Übermut zum Rückschlag, als er schon fast alles erreicht hatte. Dies war sein grösster Wunsch, sein zähester Eifer gewesen — „schon hier aber zeigte sich, was in Ludwigs XIV. Laufbahn später noch so oft hervortrat: einen wie grossen Fehler er und seine Minister bei allen ihren klugen und listigen Berechnungen begingen, indem sie auf die brutale Macht, auf die materiellen Mittel allein zählend, den moralischen Faktor in den Individuen wie in den Nationen völlig ausser acht liessen. Die europäische Menschheit war aber noch nicht zu einer willen- und charakterlosen Herde herabgewürdigt."

Einer vereinigte die Begeisterung aller zu verzweifeltem Widerstand: der grösste Feldherr und Staatsmann seiner Zeit — und ein Jüngling von 21 Jahren, im gleichen Alter stehend, da sein Vater Herr ward.

Wilhelms III. früheres Leben hatte ihn in wunderbarer Selbstbeherrschung geschult. Die ihn umgaben, waren seine Feinde, denen allein sein blosses Dasein schon als eine Staatsgefahr galt. Seine Worte wurden bewacht, seine

Digitized by Google

Blicke beobachtet. Nur seine Gedanken konnten sie ihm nicht nehmen. Und da er aufwuchs, ward in ihm vom ersten Anfang an ein Innenleben entwickelt, wie es wenige Menschen seit Erstehen der Welt besessen, und wie es keiner der Lebenden ahnen konnte. Denn je grösser das Innenleben eines solchen grossen Menschen ist, desto sorgsamer verbirgt er es vor allen anderen Menschen, die, wie er weiss, nicht selbst ein solches Innenleben kennen, und die ihn doch nicht verstehen würden. Und Wilhelm hatte allen Grund, es zu verbergen. Er ward schweigsam, verschlossen, ernst und kalt, erschien stets vorsichtig und gemessen. Er war schwach und kränklich: beständiger Husten quälte ihn, Asthma und Auszehrung gingen nicht von seiner Seite. Sein totenbleiches Antlitz trug in tiefen Furchen die Spuren endloser Leiden.

Wohl war er bereits bei seiner Geburt an „Prinz von Oranien"; sein war ein glänzendes Vermögen, er war Chef eines der erlauchtesten Häuser in Europa, deutscher Reichsfürst und unabhängiger Herrscher, englischer Prinz von Geblüt, Abkömmling des Gründers der holländischen Freiheit. Was er selbst war, welches seine Eigenschaften waren, dass wusste keiner ausser ihm damals. Er war bereits bei seiner Geburt für die herrschende Partei ein Gegenstand der Besorgnis gewesen. Jan de Witt sah in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler — vielleicht ahnte er den feurigen, machtvollen, zum Herrschen und zum Siegen geschaffenen Geist, der den Mut all der Tiefgedrückten heben sollte. Aber entschiedene Gegner waren allmächtig über ihn: er reifte unter Kränkungen zum selbständigen Charakter heran. Er lernte die hochmütigen Aristokraten kennen, die Verhasstesten in Hollands Volk. Kurz vor dem Kriege mit Frankreich hatte d'Estrades ihn gesehen und seinen Herrn vor ihm gewarnt. Ludwig XIV. machte sich lustig über den Knaben — und der Mahner sprach: Sie kennen ihn nicht. Ich versichere Ihnen: in diesem jungen Prinzen stecken alle seine Vorfahren zusammen.

Ein bedeutungsvolles Wort, dies Wort eines Feindes Kein wahreres ward über Wilhelm III. je gesprochen.

Digitized by Google

Alles rief nach ihm. Alles erflehte ihn. Und da kam das Schicksal über Holland — und in ihm war Hollands Schicksal.

Seine Sonne ging auf — Hollands Sonne. Das Los der Brüder de Witt barg sich in tiefster Nacht. Es ward ihnen erspart, und ihnen nicht gewährt, den Retter zum Retter werden zu sehen. Bittere Selbstvorwürfe wurden ihnen erspart, dass sie an ihm nicht recht gethan. Und der Ausblick vom Berge ward ihnen nicht gewährt, sie durften nicht in das gelobte Land hineinschauen, das der von ihnen Gefürchtete und Bedrängte für all' die Seinen bereitet hatte. Auch sie wären die Seinen geworden — sie wären seine treuesten Diener vielleicht geworden: wenn sie nicht abberufen wurden, beide gemeinsam, wie sie gelebt, fürchterlichem Sterben verfallen. Sie hatten an Wilhelm gefrevelt und an Holland. Wilhelm verzieh. Er ward Sieger, und er wollte, jetzt wie später, nie einen Sieg durch Blut beflecken. Holland verzieh nicht. Holland selbst befleckte den Sieg, den Wilhelm ihm schuf, mit Blut, dem Blute von Hollands einstigen Führern.

Sie waren schon nicht mehr Führer. Führer war Wilhelm allein. Wenige Tage liessen zwei Thaten geschehen: eine grosse That, darin nach der trübsten Vergangenheit die sonnigste Zukunft lag: und eine blutige That, die im Angesicht einer düsteren Gegenwart Sühne heischte für diese düstere Gegenwart.

Hoch aufgerichtet stand Wilhelm III. vor Holland — und erhob seine Hand. Diese Hand wies ihnen den Sieg und das Licht. Sie fielen nicht nieder, und beteten nicht an: aber sie folgten, erschüttert, dankbar und überzeugt und hoffnungsfreudig, weil er so war.

Das andere Bild: der Kerker im Haag, da zwei Leben gefordert wurden von der entfesselten Volkswut, die sich mit keinem Verzichte, keinem Opfer zufrieden gab.

Wilhelm ward Generalstatthalter, Generalkapitän und Generaladmiral. (Nicht viel später (1674) ward diese Würde in die eines Erbstatthalters umgewandelt).

Jan de Witt, der Ratspensionär, entschloss sich ungern

Digitized by Google

zu freiwilliger Resignation. Aber zuvor schon war Cornelis unter der falschen Anschuldigung: er trachte nach Wilhelms Leben, in den Kerker geworfen worden. Alle fühlten instinktiv, was ihnen Wilhelms Leben gelten musste: und dies Gefühl wuchs und wuchs in unsagbarer, und für die Brüder de Witt verhängnisvoller Weise, und machte viele, die nicht schlimm zuvor gewesen waren, zu verruchten Mördern. Cornelis, in seiner Haft, ward misshandelt: sogar gefoltert. Alles beschuldigte Jan des Verrats: denn alles war jetzt oranisch gesinnt. Die zuvor geschwiegen, schrien nur um so lauter. Freunde fielen von ihm ab: Attentate bedrohten sein Leben. Gegen ihn und seinen Bruder ward der Bann ausgesprochen. Er lächelte bitter ob dieses Dankes von Holland — er meinte noch immer, Dank verdient zu haben. Er schritt zum Kerker seines Bruders, um ihn abzuholen in die Freiheit — der Verbannung. Jan und Cornelis sahen weder Freiheit noch Verbannung. Jan nach stürzte das rasende Volk: dort harrte der ältere Bruder, der seine Leiden ertragen als ein Held, und wehmütig des Bruders Ankunft entgegensah, wehmütig, und doch fest und entschlossen. Der jüngere Bruder, der stärkere, einst der mächtigere, brachte mit sich den Tod. Der Pöbel erfüllte mit seiner Wut, seinem Blutdurst den Kerker: er forderte beider Leben. Sie wurden zerrissen von den Wilden und Wahnsinnigen —

Nur politischer, nicht moralischer Fehler konnten die Brüder de Witt sich selber zeihen. Diese Fehler, nicht unedler Gesinnung, nur nicht weiser Gesinnung entsprungen, wurden furchtbar an ihnen gerächt.

Aber an die Stelle der Toten trat Wilhelm. Es war dies die Stelle, die ihm von jeher gebührte. Aber erst jetzt hatte er den rechten Platz gewonnen. Das „ewige Edikt“ war zerrissen: alle wussten, dass nur er der Retter werden könnte. Und er sollte es werden. Er war doch ungleich grösser als jene, die seinem Vater gefolgt waren an seiner Statt.

Klar und fest schaute sein Auge, männlich schön war sein Antlitz, aber tiefernst sein Ausdruck. Man konnte dieses

Digitized by Google

Auge nicht vergessen! Edel seine Züge, edel seine ganze Gestalt!

Nun war er Oberfeldherr mit weitgehenden Vollmachten. Seine entschiedenen Massregeln gewannen den Erfolg. Das Meer, die Grundlage und Quelle der Macht und des Wohlstandes der vereinigten Provinzen rettete jetzt ihren letzten Rest.

Wilhelm befahl, die Dämme durchzustechen: er liess es geschehen, dass durch die vernichteten Deiche hindurch, entfesselt aus der Haft ihrer Schranken, voll vernichtender und doch voll schaffender und rettender Gewalt, die Wogen Holland überströmten. Die Meereswellen einten sich den Wellen der Ströme, und: Freiheit! rauschten sie ihr Siegeslied. Es war ein Sieg — wenn auch ein Verlust. Aber Wilhelm war zu allem entschlossen. Und er riss alle mit sich hin. Die nicht gerne gewillt waren, preiszugeben und zu opfern — sie gaben alles hin, weil er es wollte, um der Heimat willen. Blut war geflossen, edles Blut vergossen worden, schonungslos, das nicht vergossen werden musste: mochte dann Hab und Gut verloren gehen: was lag daran? Viel lag daran: wenn der Mut darum erhalten blieb. Er blieb erhalten. Aus jeder Öffnung der Wälle überfluteten die Wasser das ganze Land: die weite Ebene ward ein See. Unter den Wassern begraben lagen die Felder und Fluren. Allerorten war, da jeder Ort, der Zuflucht werden konnte, unter Wasser gesetzt ward, das weitere Vordringen der Franzosen gehemmt und verhindert. Buckingham, der im Haag wider Wilhelm zu intriguieren weilte, und der mit vollendeter Meisterschaft sein heuchlerisches Spiel zu spielen wusste, der rechte Diener seines Königs und Herrn, der Typus seines Hofes und seiner Zeit, und doch nur Schüler Karls — er musste unfreiwillig sich vor Wilhelm beugen. Er fragte ihn: Sehen Sie nicht, dass Ihr Land verloren ist? Aber der Oranier sprach: Es giebt ein sicheres Mittel, es nie verloren zu sehen: im letzten Graben zu sterben.

Jeder erkannte, wie Buckingham, die ausserordentliche Befähigung des unerschrockenen, unerschütterlichen, kaltblütigen Feldherrn, der nie verzweifelte, zäh und andauernd

Digitized by Google

vorwärts schritt, trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren, den weitestschauenden Blick in die Ferne richtend: der hohen Ziele sich allzeit bewusst und sie nie aus dem Auge verlierend; des entschlossensten, unermüdlichen, überlegenen Staatsmanns, der wusste, dass er als Staatsmann wie als Feldherr geboren war. Das hatte de Witt, der ihm sorgfältige Schulung angedeihen liess, und seinen Unterricht überwachte, doch nicht geahnt, welch' gewaltige politische Befähigung ersten Ranges in ihm erstanden war. Wilhelms erste Ansprache an die Generalstaaten erwies sofort, mit welcher Weisheit er alle Zustände in Europa zu beurteilen wusste. In der zahlreichsten Versammlung, die je an diesem Orte abgehalten ward, sprach er zu ihnen drei Stunden lang: er gewann ihre Zustimmung zu jedem seiner Entschlüsse. Mit einem Schlage erwarb er aller Vertrauen — und er lohnte es alsbald.

Am ersten aber und am liebsten war er Soldat und Krieger. Das hatte man am wenigsten in ihm geglaubt, und hierin trat seine Grösse am leuchtendsten zu Tage. Aller Bewunderung gewann der kranke und schwächlich erscheinende Jüngling: der mit dem Tode spielte, und den nichts schrecken konnte, der Feigheit selbst dem Namen nach nicht kannte und nicht bei andern kennen wollte. Nichts hätte ihm so verächtlich geschienen wie Feigheit. Er hielt es nicht nur für seine Pflicht: tapfer und mutig zu sein: er that es nicht nur gern: er konnte gar nicht anders. Dies war sein eigentliches Lebenselement. Seine Tapferkeit war von jener edelsten Art: die aus den schlimmsten Niederlagen, wenn alles verloren schien, aus eigenster Kraft wieder zur höchsten Höhe sich und andere erhob. Sie liess ihn auch in Niederlagen Sieger bleiben. Seine meisterhaften Rückzüge haben ihm den ersten europäischen Feldherrn- und Kriegerruhm erworben. Er war ein Schlachtendenker und Schlachtenlenker zugleich: und er gehörte noch einer Zeit an, da persönliche Tapferkeit etwas war, da sie beim Führer unentbehrlich war. Nicht mehr wie bei den Helden des Altertums kam es nur auf persönliche Kraft an, die hinter der Geistesstärke zurückstand: aber auch nicht allein

Digitized by Google

auf Geistesstärke. Er war ein Führer in allem: sein Plan leitete alles: das er zuvor gedacht — und seine Persönlichkeit liess er in allem und jedem wirken; er setzte sie ein als Soldat wie jeder andere, mehr wie jeder andere. So blieb er mitten im Fliehen seiner Truppen stehen, brachte sie selbst zum Stehen und entriss dem Gegner die Frucht des Sieges. Das sollte Condé bei Seneff kennen lernen: das riss den bejahrten Führer der Feinde zu grossmütiger Bewunderung hin. „In solchen Augenblicken durchbrach der wahre Charakter des Mannes die Hülle seiner gewohnten Zurückhaltung. Ein eigentümliches Licht blitzte aus seinen Augen, sobald er im Feuer stand; im Schrecken und der Verwirrung einer Niederlage war sein Benehmen von einem Mute und einer Heiterkeit, welche jeden Soldaten in seiner Umgebung entzückte."

Ludwig XIV. war nie zuvor so erbittert gewesen. Er rüstete mit fieberhaftem Eifer, und verübte die entsetzlichsten Greuel in seiner Wut. Wilhelm aber ging bald zum Angriff über. Keinen edleren Gegenstand könnte — nach Berufener Wort — die epische Dichtung in der neuen Geschichte finden als seinen Vorschlag, der von antiker Grösse zeugte: selbst dann, wenn der heimatliche Boden von den Meeresfluten verschlungen ward, würden die Holländer Holland überleben, und eine neue Heimat, ein neues Dasein gründen. Der Nationalstolz erhob sich mit Macht. Die Feinde, und ihr König mit ihnen, mussten fliehen. Ludwig XIV. kehrte nach Frankreich zurück. Wilhelm hatte zwei letzte Hoffnungen gehegt: ein zweiter Aeneas zu werden — oder zu sterben mit dem Schwert in der Hand. Es war noch nicht alles verloren — dank ihm — Holland war verwüstet, nicht gedemütigt. Holland war geeint — durch ihn. Die Admirale de Ruyter und der jüngere Tromp waren erbitterte Feinde: ersterer ein Anhänger der de Witts, letzterer allzeit ein Freund des oranischen Hauses gewesen. Wilhelm aber achtete beides gleich, beider Partei war ihm gleichgültig, und er liebte den genialen de Ruyter. Durch ihn wurden beide Gegner versöhnt, und sie waren die treuesten Freunde fortan.

Digitized by Google

Aber Europa hatte nun Ludwig XIV. durchschaut. Nun sahen auch die anderen Fürsten und Völker klar: sie wussten nun, was sie von Frankreich zu erwarten hatten: sie kannten den französischen König. Noch war er nicht, wie er gemeint, Europas Herr geworden. Das hatte Wilhelm zu verhüten gewusst. Und Wilhelm hoffte weiter. Felsenfest war sein Vertrauen in seine Religion, in seine höhere Bestimmung, in seine heilige Sache. Das liess ihn jede Gefahr verachten: das machte ihn überzeugt: er werde nicht sterben, so lange er das grosse Werk noch zu vollbringen hätte. Der Tod stand neben ihm Tag für Tag und Stunde für Stunde: im schwankenden Boote auf wilderregter See, in grimmiger Feldschlacht, durch Mörderhand und durch Verrat treuloser Feinde, durch schwere Krankheit bedrohte er ihn. Aber er kannte seiner Sendung Weihe, die keines Gleichen in der Geschichte hat — und so ging er den Seinen voran und an sein Werk mit nie zuvor und nie nachher geschauter Erhabenheit. —

Digitized by Google

Zweiter Teil.

Der Erbstatthalter von Holland.
(1672—1689.)

Erster Abschnitt.

Die Regierung Karls II. von England bis 1672. Das Ministerium Clarendon. Shaftesbury und das Cabal-Ministerium.

Die geschichtliche Entwicklung der bedeutungsvollen, ereignis- und entscheidungsreichen Periode, die wir als die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts kennen, bleibt wohl einem jeden nicht recht verständlich, der sich nicht eingehender mit dem Charakter und dem Wesen einer der entscheidenden Persönlichkeiten der damaligen Welt vertraut gemacht hat: es gilt für uns, ein Bild zu gewinnen von historischer Treue und psychologischer Wahrheit: wir müssen genauer bekannt werden mit einem merkwürdigen Manne: mit Karl II. Stuart, König von England.

Die Erscheinung dieses Monarchen hat etwas Fascinierendes: sie zeigt etwas wie einen Basiliskenblick. Karl II. kann denen, die über ihn richten müssen, niemals sympathisch sein: aber seine Zeitgenossen, die das Recht besassen, über ihn zu richten, haben ihn geliebt. Nicht geachtet. Auf dieses letztere hat er selbst auch niemals Anspruch erhoben: er kannte sich selbst zu gut, und kannte auch seine Unterthanen. Dass er aber von ihnen geliebt ward: das kam ihm sehr gelegen, das erleichterte ihm vieles. Dankbar

Digitized by Google

dafür war er nicht, und er liebte seinerseits niemanden. Aber wir können nicht gleichgültig an dieser jedenfalls unstreitig und unleugbar interessanten Gestalt vorübergehen: Karl II. war ein niedriger Charakter, ein unedler Mensch, ein schlechter König, aber er war niemals und in nichts unbedeutend. Das darf nicht vergessen werden.

Er war nicht, was er schien. Und schien nicht, was er war. So hat man noch viel später sich in ihm geirrt, und hat seine Bedeutung unterschätzt. War sie auch nicht gross in Rücksicht auf seine persönlichen Eigenschaften, so war sie es wohl, und um so mehr, im Einfluss, den er auf Mit- und Nachwelt gewann, ohne dass Mit- und Nachwelt sich dies klar machten, ohne dass sie ihr Urteil über ihn darnach gestalteten und berichtigten.

Karl II. schien sehr gutmütig, und das Gegenteil eines Tyrannen zu sein. Aber in dem Augenblicke, da er mit cynischer Frechheit, die ihm indes, wie alle seine Worte und Handlungen, sehr gut stand — ihn kleidete alles gut: und er konnte, wie man sagte, nichts Ungeschichtes vorbringen! — die Maske lüftete, wenn auch nicht ganz fallen liess, hat er sich selbst vortrefflich charakterisiert. Er war ein Schauspieler wie Ludwig XIV., und er war egoistisch wie dieser: aber er zeigte sich niemals hochmütig wie der französische König. Er war hochmütig und durchaus in allem Absolutist: aber er zeigte das nicht. Er durfte es nicht zeigen. Was Ludwig XIV. sich gestatten durfte, das konnte er sich nicht erlauben. Was Ludwig XIV. Frankreich bieten konnte, das durfte er England nicht anthun. Ludwig XIV. zeigte der Welt das Bild eines Tyrannen und wollte es ihr zeigen, rücksichtslos trotz aller seiner Schauspielkunst: Karl II. verkörperte so recht das Ideal eines jovialen, liebenswürdigen Monarchen. Sein Absolutismus ward verhüllt. Er erniedrigte ihn auch offen vor Frankreich und ward Ludwigs Bedienter. Damit vergab er sich seiner Meinung nach nichts von seiner Würde. Darin ist sein Bruder Jakob gleich ihm gewesen, trotz aller äusseren Verschiedenheit zwischen beiden: Jakob, der offen und ehrlich Absolutist war, kroch auch vor Frankreich, und war auch

Digitized by Google

im Kriechen offener und ehrlicher wie Karl. Karl II. bezeichnete seinen königlichen Willen selbst mit diesen Worten: Ich will nicht den Grossherrn spielen mit einigen Nummern in meiner Umgebung und Säcken voll Stricken, um die Leute zu erdrosseln: aber ich halte mich nicht für König, solange eine Gesellschaft von Menschen meine Handlungen untersuchen und meine Minister und meine Rechnungen beaufsichtigen können. Ein König, dem man Schranken setzen kann, und dessen Minister man zur Rechenschaft zieht, ist nur dem Namen nach König. — Er spottete über seines Grossvaters Theorien vom göttlichen Recht. Er selbst war scharfsinnig genug: er tadelte, dass sein Vater alles persönlich verwalten wollte. Er selbst war träge. Aber auch energisch in der Verfolgung seiner tyrannischen Pläne. Er hatte keinen Plan der Tyrannei, aber seine Pläne waren schwer zu entdecken, schwerer noch ihnen zu begegnen, am schwersten: sie zu vereiteln. Bei ernstem Widerspruch und Widerstand gab er nach. Er entliess seine Minister, wenn die Volksstimmung es forderte. Er widerrief, wenn gegen seine Massregeln protestiert wurde, diese Massregeln. Er bewilligte und opferte viel: er wartete leicht ab, und fing leichter wieder an. Er fühlte sich stark genug zu kämpfen und zu siegen über ganz England, dies England, das mit ihm zufrieden war. Er sagte sich selbst: England hat den König, den es verdient: es ist keinen besseren wert. Und er hatte Recht im Urteil über England und seinen König.

Er fasste den Entschluss, gut zu stehen mit seinem Parlamente und seinem Volke, sobald er König ward, und er führte ihn durch: und gefiel sich in behaglicher Vertraulichkeit, die den Ernst der Opposition entwaffnete. Eure Debatten belustigen mich — sagte er wohl. Er galt als Müssiggänger — er war stets freundlich und heiter und intriguant. Jedermann wusste, dass er grosse natürliche Anlagen besass: in ebenso reichem Masse wie so viele seiner Vorgänger: aber man glaubte, dass er nicht recht Gebrauch davon zu machen verstehe. Darin aber täuschte er sie alle: er wusste weit über das Mass seiner Anlagen hinaus von seiner Macht Gebrauch zu machen. Er schien sich

Digitized by Google

nicht an Politik beteiligen zu wollen, und blieb immer ungezwungen, höflich, verbindlich und gewandt. Er plauderte viel — und alle waren von ihm entzückt, alle traten für ihn ein. Sein klarer Verstand ersetzte die ihm fehlende höhere Bildung: ihr gesellte sich ein scharfer Geist, lebhafte Anmut und Humor. Aber er ging heimlich auf Schleichwegen vor: doch war er ritterlich und tapfer; er zeigte keinen Ehrgeiz, aber persönlichen Mut, wie er ihn gegen Cromwells Heere bei Worcester (1650) und Dunbar (1651) erwiesen, und in den zahlreichen romantischen Abenteuern, die er als Flüchtling erlebt, ähnlich wie später ein anderer Prätendent aus seinem Hause, der aber nie die Krone gewann: Karl Eduard.

Der ganze Mann wird uns in seiner Art verständlicher, und wirft einen scharfen Schlagschatten auf sein Land und seine Zeit, wenn wir noch andere seiner eigenen Aussprüche kennen lernen. Da er in London als König einzog und alle ihm zujubelten, scherzte er: Ich sehe jetzt ein, dass es wirklich nur meine Schuld allein gewesen ist, wenn ich nicht früher kam; denn ich habe heute noch keinen getroffen, der mir nicht versichert hätte: er habe sich allzeit nach mir gesehnt. — Es war ironisch gemeint: und doch baute er auf diesen Menschen, denen er nicht glaubte, seine Macht auf, weil sie ihm glaubten. Ein andermal wieder meinte er: Ich kann nicht glauben, dass Gott einen Menschen elend machen würde, weil er sich ein wenig Extravergnügen gestattet. — Sein grösster Genuss ist eine bezaubernde Art von Vergnügen, Faullenzen genannt — sagte ein Zeitgenosse von ihm, der ihn wie so viele verkannte. Karl wollte verkannt sein. Da der König nur auf Vergnügungen zu sinnen und sogar den blossen Anblick von Staatsgeschäften oder den Gedanken daran zu hassen schien, meinten viele: es ginge schlecht im Lande durch seine Schuld, und einer sprach zu ihm, der wusste, wie viel man sich ihm gegenüber erlauben dürfe, weil Karl auf den Respekt seiner Unterthanen viel weniger sah als auf ihren Gehorsam: Es giebt einen Mann, der alles bald zurechtbringen könnte, wenn er sich ernstlich damit beschäftigen würde — dies ist ein

Digitized by Google

gewisser Karl Stuart, der seine Zeit damit verbringt, über den Hof zu schwatzen, und keiner anderen Beschäftigung nachgeht. — Karl lachte. Der so gesprochen, kannte ihn schon etwas besser, ohne doch den „Müssiggänger“ eigentlich zu durchschauen. Als einst in seiner Gegenwart über seine Minister geschimpft wurde, und Shaftesbury, damals sein Gegner, höhnend und spottend die boshaftesten Bemerkungen über des Königs Privatleben und die Kinderlosigkeit der Königin daran knüpfte: stand der König vor ihnen am Kamin und lachte lauter als alle andern. Dann begann er wohl etwa selbst zu erzählen, lustig und mit viel Witz: wie er nach der Schlacht bei Worcester entkam — So schnitt er unliebsame Reden ab und liess die Leute gar nicht dazu kommen, ihm das zu sagen, deswegen sie sich ihm nahten, während er sie unterhielt. Seine Schwatzhaftigkeit nutzte ihm. Er war ein guter Erzähler, und selbst seine endlosesten Gespräche ermüdeten weder ihn noch andere. In ungünstigen Zeiten hoffte er auf günstige: günstige benutzte er sogleich. Er glaubte an keine Tugend: ihm schien die Tugend allein ein Schauspielerstückchen, dadurch nur Thoren zu täuschen wären. Alles war ihm Schein: er kannte keine Dankbarkeit, weil ihm Selbstsucht die einzige Triebfeder menschlicher Handlungen war. Aber er kannte auch keinen Hass. Er konnte nicht lieben, nicht hassen in seiner leichtfertigen Verachtung aller Mitmenschen. Aber eben in seinem Charakter lag die Gefahr für England. Das ahnte wohl keiner ganz — selbst die vielen von ihm Betrogenen nicht. Er wusste, dass er beliebt, und dass sein Bruder York verhasst war. Jakob, der unbeliebteste Mann in England, warnte ihn einst vor einer Verschwörung, die ihm Lebensgefahr bringen könnte. Karl lachte: Keine Furcht: sie werden mich nicht töten, um Dich zum König zu machen. — Und er starb wie er gelebt. Als alle um ihn weinten, richtete er sich mühsam auf und flüsterte eine Entschuldigung: dass er so übertrieben lange Zeit zum Sterben brauche —

Karl war ein Skeptiker durch und durch. Er war viel gründlicher verlogen als sein Vater, er verhöhnte die von

Digitized by Google

ihm Geschädigten und Betrogenen. Er hielt alle für schlecht. Misstrauen und Beifall trafen ihn nicht, letzterer höchstens insofern, als er ihn sich dienstlich machen konnte. Das versuchte er freilich immer. Für ihn war alles käuflich — wenn man nur den rechten Preis zahlte. Mochte man seine Handlungen billigen oder tadeln — für ihn hatte nur der Herrscher Rechte, die er unumschränkt ausüben wollte. Er war eben durch und durch Absolutist. Er erklärte einst: Regieren ist leichter und sicherer, wenn man die Autorität für unfehlbar hält, und Glaube und Unterwürfigkeit der Völker unbedingt sind. Das Volk von England war revolutionsmüde und machte ihm alles nur zu leicht. Aber dann kam die zweite, entscheidende, endgültige Revolution. Karl II. hat sie nicht mehr erlebt.

Vier Perioden sind in der Regierung Karls II. zu unterscheiden, bezeichnet durch seine Ministerien: Clarendons Leitung bis 1667, das Cabal-Ministerium, das Ministerium Danby, und die letzte Zeit, darin kein Parlament und kein Minister mehr überragend hervortrat, kein Einzelner überhaupt neben dem König und seinem Bruder, der damals allmächtig war.

Karl war 30 Jahre alt, da er den Thron bestieg. Seine Erzieher hatten gewissenlos die Pflege seiner bedeutenden Geistesgaben vernachlässigt. Als Prinz von Wales gewann er gegen Cromwells Heere Erfolg, bis Cromwell selbst, ihm überlegen, hinzukam. Dann war er lange im Haag. Bei den Oraniern fanden die Stuarts ja allzeit die beste Unterstützung. Dann mussten sie unter Jans de Witt Regierung den Haag verlassen. In der Verbannung wuchs Karl zu einem in allen edlen und wichtigen Fragen indifferenten Manne heran. Er hatte nicht Gelegenheit, seines Vaters Heldenmut zu erweisen. Aber er ward ein Gegenstand zarter Teilnahme für alle Damen in England, und im Volke geliebt trotz seines ungleichen, schwankenden Temperaments. Er hatte alle Schicksalswechsel erfahren, Verstossung und Bann; bittere Erfahrungen hatten die Grossen ihn gelehrt, und er hatte die ergebene Treue der Armen kennen gelernt. Aber er hatte eben nichts Edleres als Menschenverachtung gelernt,

Digitized by Google

weil in ihm nichts Edleres lag. Ihm blieb der Staat und die Krone nur ein Mittel zur Befriedigung seiner Neigungen. Die Schule des Unglücks hatte ihn nicht geläutert wie Wilhelm III. Er war im höchsten Grade unwürdig seiner Macht und Würde; niemals Fanatiker, aber auch niemals überzeugt. Er arbeitete nicht gern: wenn er sich einmal dazu entschloss, war er ausdauernd. Sein gutes Gedächtnis, seine schnellen Begriffsfähigkeiten halfen ihm. Schwelgerei und Lüsternheit trat unter ihm an die Stelle der öden Kasteiung. Man fiel von einem Extrem ins andere: aber dieses war noch verwerflicher. Fast kein Mensch an seinem Hofe war fleckenlos. Der Hof warf seine Schatten über das ganze Land — alles ward unendlich frivol. Karl war seinem Grossvater Heinrich IV. sehr ähnlich wie in seiner Sittenlosigkeit, so auch in der prinzipienlosen Schlauheit. Doch dachte er nicht so gross wie jener, nicht über sein Heimatsland England hinaus, und nicht über seine eigensten Interessen hinaus.

General Monk, der nach Cromwells Tode Herr der Entscheidung war, trat neben Clarendon bald in den Hintergrund. Er starb im Jahre 1670, 62jährig. Clarendon war damals, im Todesjahre Monks, schon ein Sterbender. Er hatte alle Last auf sich genommen, der ehrlichste aller englischen Staatsmänner des 17. Jahrhunderts. Die nach ihm kamen, konnten sich in keiner Weise an Charakterstärke mit ihm messen. Und doch war auch er zu schwach gegenüber dem Willen des Königs und musste darum leiden. Er war für Karl ein lästiger Mahner, den der undankbare Fürst gern fallen liess. Clarendon wollte vermitteln zwischen Parlament und Krone: jedem sein Recht gewähren. Das gefiel Karl durchaus nicht: Karl kannte nur seine eigenen Rechte. Freilich lehrte eben in dieser Zeit in England mit Recht der Philosoph Hobbes: Alle Macht hat ihren Ursprung im Volke, und das Volkswohl ist das Ziel aller Macht. Ebenso bewies Locke das Recht des Widerstands wider treulose Fürsten, die Verantwortlichkeit der Fürsten gegen ihre Unterthanen. Die Revolution gegen Karl I. und sein Tod hatten die Wahrheit solcher Worte erwiesen: und die

Digitized by Google

Revolution von 1688 offenbarte sie in ihrer ganzen Weisheit. Die Macht des Königs war ihm vom Volke anvertraut. Das wusste auch Clarendon. Das Parlament war die Stimme des Volkes. Das Parlament musste die Gesetze geben.

Kein Minister Englands seit Clarendon ist im 17. Jahrhundert, alle andern überragend, im gleichen Masse hervorgetreten. Clarendon ist masslos gelästert nnd masslos gepriesen worden. Seit er, ein Edelmann aus Wiltshire, einer uralten Familie der Gentry entstammend, 1648 in den Haag zu Karl II. kam, blieb er ihm treu ergeben. Er musste Lordkanzler werden. Aber er hat auch viel dazu beigetragen, dass England unter Karl II. wider Englands eigenen, deutlich ausgesprochenen Willen in das Abhängigkeits-Verhältnis zu Frankreich trat. Im Jahre 1662 verkaufte Karl das wichtige Dünkirchen, das Cromwell gewonnen hatte, an Frankreich. Er kämpfte thatsächlich für Frankreich gegen Holland. Ungern sah Clarendon diesen Krieg, der keinerlei Gewinn für England brachte. Und er wankte schon damals: seine Stellung ward durch den Krieg erschüttert, nicht minder durch die grossen Unglücksfälle, die London schnell hinter einander heimsuchten. Unter seinem Einfluss hatte einst Karl, da er erst König werden wollte, die Deklaration von Breda erlassen: das unvorsichtige Parlament zwang ihn zu nichts: und Karl brauchte auch gar nichts zu halten. So leicht hat es selten ein Fürst gehabt. Aber den ersten Ratgeber dieses Fürsten betrübte dies. Das war ein unheilbarer Gegensatz zwischen ihnen. Besser, gerechter, meinte es der Minister mit England — wie anders, aber wie viel schlechter, ward es hierin unter Wilhelm III.! — mächtiger, viel schlauer war der König. Und der König stürzte den Minister, und das Volk jubelte dem König zu und schmähte den Gestürzten, den nun selbst der König schonen wollte. Karls Parlament war nur zu loyal. Das zeigte sich schon daran, dass des Königs Regierung vom Todestag seines Vaters an datiert ward. Clarendon, ein wahrer treuer Royalist, der nichts als Royalismus kennen wollte, war stets Cromwells Gegner gewesen und hatte ihn doch, schier wider seinen Willen, würdigen müssen. Von ihm stammt das merkwürdige Wort

Digitized by Google

über den Lord-Protektor: Er war ein wackerer Bösewicht. — Das ist für den, der es sprach, noch mehr charakteristisch als für jenen, über den es gesprochen ward. Nun musste Clarendon erkennen, dass unter Cromwell England glücklicher und mächtiger gewesen war als unter König Karl II. Er diente seinem Herrn dennoch stets, solange er durfte, mit gutem Rate und in unermüdlicher Arbeit.

Clarendons Macht schien zum grossen Teil darauf begründet, dass er nicht nur der erste Berater, sondern auch ein Verwandter des Königshauses geworden war. Seine Tochter Anna Hyde war ohne sein Wissen — vielleicht nicht ohne Vorwissen seiner Gemahlin — Jakob von York vermählt worden: als sie schwanger ward, trat es an den Tag. Sie war Ehrenfräulein der Prinzessin von Oranien gewesen. Lange ward die Heirat geheim gehalten. Nun, da sie bekannt ward, war Clarendon erzürnt, in aufrichtigem Grimme bat er den König, seine Tochter in den Tower zu schicken. Jakob seinerseits hatte mit Hülfe Talbots, des späteren Herzogs von Tyrconcell, Anna zu betrügen gesucht: aber es war ihnen nicht gelungen. Karl veranlasste Jakob, die Suppe aufzuessen, die er sich eingebrockt. In Heiraten von Mitgliedern des Königshauses mit Unterthanen sah England schon damals höchstens eine nützliche Einrichtung. Ebenso sehr aber war England legitimistisch gesinnt: und wollte keine Bastarde als Könige haben. Clarendons Feinde wollten ihn ehrgeizig machen. Er weigerte sich. Er vergass nie, wie sein alter Vater zu ihm gesprochen, wenige Stunden vor dem Tode des Greises, da sie beide zusammen wanderten, und jener ihn bat, in allem die Gesetze und Freiheiten Englands hoch zu halten. Das konnte er jetzt: und das that er redlich. Das stürzte ihn aber auch. Er wollte Karl nicht unabhängig vom Parlament machen. Noch aber brauchte ihn Karl und liess ihn nicht fallen, solange des Ministers Bleiben ihm wichtig schien. Jakob hatte bei Anna alles versucht, dass sie von ihm liess: mit Bitten und Versprechungen. Sie blieb standhaft. Ihr Recht, darauf sie beharrte, stellte sich bei der Untersuchung heraus. Doch quälten Clarendon trübe Ahnungen. Die Königin-Mutter,

Digitized by Google

Henriette Marie, war am meisten ärgerlich. Sie kam eigens nach England, um gegen diese Heirat zu wirken. Neue Hoheit ist um so reizbarer: das zeigte sich unter ihrem Einfluss bei ihren Kindern. Mazarins Vernunftsgründe brachten sie endlich zur Anerkennung der Ehe. Wer noch nicht lange die eigene Würde besitzt, wohl die seiner Ahnen erbte, der misskennt allzu leicht anderer Recht und überschätzt das seine. Er meint leicht: dass er und seine Ahnen alles gaben: nicht die da grösser waren als er und seine Ahnen, die grossen Führer des Volkes, und das Volk selbst. Und wenn ein solcher auch selbst im Glashause sitzt, sucht er doch wohl mit Steinen zu werfen.

Sollten Clarendons Enkel Könige von England werden? Zahlreiche Kinder stammten aus dieser Ehe: aber nur zwei Töchter überlebten die Mutter: beide später thatsächlich Königinnen von England, Mary und Anna. Die Herzogin von York starb noch vor ihrem Vater 1671, nachdem sie durch ihren anfänglich geheim gehaltenen, dann offenen Übertritt zum Papismus ihn unheilbar verwundet hatte. Mit ihr entschloss sich ihr Gemahl, der Herzog von York, zu dem entscheidungsvollen Schritt: in anderem Sinne entscheidungsvoll, als er wohl damals meinte.

In jene Zeit der Regierung Clarendons fällt die grosse Pest von London, die in sechs Monaten hunderttausend Menschen, den fünften Teil der Bewohner, dahinraffte; und gleich darauf der furchtbare Brand, der vier Tage lang wütete und die ganze City vom Tower bis zum Temple im Herzen der Stadt verwüstete, 1700 Häuser, 90 Kirchen, zwei Drittel Londons vernichtete. Nach diesem Brande ward die Stadt, die vordem in entsetzlichem Zustande war, in ganz anders vernünftiger Weise neu erbaut. In der gleichen Zeit bedrohte de Ruyters Flotte die Stadt: viel Unglück auf einmal. Übrigens benahm sich Karl II. thatkräftig und mutig in jener Zeit, und Monk ebenso wacker: auch dieser blieb dort während der Pest ruhig und standhaft an seinem Platze.

Clarendons Macht ward immer argwöhnischer betrachtet. Das erste Kind aus seiner Tochter Ehe war ein Knabe

Digitized by Google

und starb bald: König Karl war noch unvermählt, und Jakobs Stamm schien zum Erben der Krone Englands bestimmt. Anna Hyde wusste sich in einer Art und Weise zu benehmen, die sie wie eine geborene Fürstin erscheinen liess; sie war nicht schön, aber liebenswürdig und geistvoll. Die Zeit kam bald, da Karl nicht mehr an Clarendon festhielt. 1667 entliess er ihn und duldete es, dass der hochverdiente Mann, ohne den er vielleicht damals noch ein Verbannter gewesen wäre, selbst auf Lebenszeit verbannt ward — trotz aller Bitten des Greises. Das Volk erhob sich wider Clarendon, nicht wider Karl. Der Minister hatte eben alles auf sich genommen, selbst, wie er klagt, auf seine Tochter nicht genug acht geben können, inmitten der unsäglichen Sorgen, die die treue Arbeit für die Monarchie ihm auferlegte. Nun zwangen Karl und Jakob ihn, zu fliehen. Er wollte in gerechtem Selbstgefühle sich verantworten, als Jakob zu ihm sagte: Legt Eure Ämter nieder, um der Verfolgung und Absetzung zu entfliehen. Er antwortete: Unter dieser Bedingung will ich nicht abdanken. Sein Gewissen sprach ihn frei. Er fiel würdig. Unwürdig handelte sein König wider ihn.

In Clarendons Hause in Twickenham waren seine kleinen Enkelinnen Mary und Anna in ihrer ersten Kinderzeit glücklich gewesen. Nun musste er auf immer von ihnen gehen. Clarendon starb in Rouen 1674, 65jährig. Seine Tochter hatte viel zu seinem frühzeitigen Sterben beigetragen. Seine Gattin war ihm 1667, mitten in all' den Stürmen, die ihn bedrängten, vorangegangen. In der Verbannung schrieb er eine Geschichte der Rebellion, die über Karl II. ein günstiges Urteil fällte. Er hat ihm verziehen —

Im gleichen Jahre, da Clarendon starb, stürzte das ihn ablösende Cabal-Ministerium.

In diesem ragt die Gestalt eines der Mitglieder weit über alle andern empor: Anthony Ashley Cooper, Lord Shaftesbury (geb. 1621). Neben ihm bildeten Arlington, Buckingham, Clifford und Lauderdale das Ministerium, das den unliebsamen Namen trug nach den Anfangsbuchstaben der ihm Angehörenden.

Digitized by Google

Karl ward in Dover (1670) völlig zum Verräter. Er verriet England an Frankreich; und verriet Holland zugleich. Zu diesem geheimen Vertrage war seine Schwester, die Herzogin Henriette von Orleans, eigens dorthin gekommen als Bevollmächtigte Ludwigs. Bald darauf starb sie. (Ihre Mutter war bereits 1668 gestorben.) Wider den Willen der Nation handelte der treulose Fürst. Er erklärte sich dem König von Frankreich gegenüber bereit, offen zum Katholizismus überzutreten, wenn dieser es wünschte. Aber der vorsichtige Ludwig riet ihm, nicht zu früh ehrlich zu sein — er fürchtete von diesem Schritte eine Revolution. Trotz aller seiner Schlauheit konnte er nicht völlig in die Zukunft sehen. Die Revolution kam dennoch — und Karl wie Jakob veranlassten sie.

Ludwig XIV. war der Vorkämpfer des römischen Katholizismus und Despotismus gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit der ganzen Welt. Er stellte Karl II. Geld und Truppen zur Verfügung zum Kampfe gegen Englands Parlament und Volk. England liebte Frankreich durchaus nicht. Im Jahre 1661 war der Pöbel von London zu einem Strassenauflauf bewogen worden durch einen Streit des französischen mit dem spanischen Gesandten wegen der wichtigen Frage des Vortritts. Alles nahm für den spanischen Gesandten Partei. Damals fiel das gewichtige Wort: Wir alle lieben die Spanier von Natur und hassen die Franzosen. Das Letzte war zweifellos wahr. Es war vieles anders geworden seit hundert Jahren, und Ludwig XIV. gefährlicher, als Philipp II. je gewesen war. In seinem Sinne wirkte Katharina von Braganza, Karls II. Gemahlin, und später die zweite Gemahlin Jakobs, Maria von Modena: beide völlig papistisch gesinnt. Das Volk wollte einen Krieg mit Frankreich, um den Gewinn von Cromwells Siegen nicht zu verscherzen: Karl verkaufte das mühsam errungene Dünkirchen. Die Tripelallianz zwang Ludwig allerdings zum Frieden von Aachen. Aber dennoch gewann er in diesem Frieden manchen Vorteil. Und er wusste den Frieden zu entkräften: Karl ging nach Dover, ward Ludwigs Sklave und Hollands Feind. Ludwig war sehr siegesgewiss, wie

Digitized by Google

sein Wort an Turenne bewies: Ich sinne über Dinge, die durchaus nicht unmöglich sind, und beabsichtige, sie auszuführen, was es auch kosten möge. Als begehrenswerteste Ziele standen ihm Hollands Eroberung und — die Vermählung seines Sohnes, des Dauphins, mit Englands Thronerbin Mary vor Augen. Durch diese Heirat musste England Provinz von Frankreich werden. Er ahnte damals noch nicht, dass ihm auf beiden Gebieten derselbe Mann entgegentreten und ihn zurückweisen werde. In England war damals die Freude gross über den Abschluss der höchst populären Tripelallianz. In ihr schlummerte doch schon der Keim der grossen Allianz, die Ludwig immer fürchtete. Aber die Tripelallianz war eben seitens Karls II. nicht ernst gemeint. Karl II. gehorchte Ludwig: keiner in England hielt es mit Ludwig als der König von England: Englands Minister, selbst das berüchtigte Cabal-Ministerium, waren doch gut englisch gesinnt wie ihr Volk. Aber Karl wusste alle zu gewinnen oder zu überlisten. Vor allem das Letztere. Er hatte Clarendon betrogen, er betrog sein damaliges Ministerium wie alle späteren. Holland musste erliegen, der Protestantismus in England musste erliegen, und die englische Freiheit sinken. Auch das Parlament ward überlistet: unter dem Vorwande, er brauche sie für die Allianz zum Schutze Hollands, liess er sich reiche Mittel gewähren: wie sie ihm auch Ludwig gab — und er griff Holland an mit Frankreich vereint. Aber Holland stand auf, während England sich erzürnte. Wilhelms Festigkeit hatte die schwerfällige Energie seiner Landsleute endlich aufgerüttelt und erhielt sie aufrecht.

Karl hasste Holland. Er wollte gegen Holland kämpfen nicht um seines Neffen Wilhelm willen. Einst machte er den Generalstaaten Vorwürfe, dass sie alle aufnähmen, die wider ihn rebellierten. Die Abgeordneten — Borel ihr Sprecher — gaben zur Antwort: Wir fragen nicht, warum Fremde zu uns kommen: wir nehmen alle auf, ausser Verrätern wider fürstliche Personen. Karl, der es ihnen nie verzieh, dass sie ihn um Cromwells willen einst vertrieben hatten, wies sie darauf hin, welche Furcht sie vor Cromwell

Digitized by Google

hatten. Die Antwort war ehrlich: Ha! Sir, c'étoit une autre chose: c'étoit un grand homme et il se faisoit craindre et par terre et par mer. Karl schloss das Gespräch: Je me ferai craindre aussi à mon tour.

Die Regierung unter dem Cabal-Ministerium, das kein eigentliches Prinzip verkörperte, keine klare bestimmte Politik vertrat, war entschieden schlechter als die Clarendons. Dies Ministerium besass weder das Vertrauen des Volkes und des Parlamentes, noch das des Königs. Um so leichter ward es Karl gemacht, hinter dem Rücken seiner Minister seine eigenen Ziele zu verfolgen.

Shaftesbury aber war nicht geschaffen, eine Puppe und ein Spielzeug in der Hand irgend eines Mächtigeren zu sein, auch nicht in der des Königs. Wollte Karl nicht von seinen Ministern regiert, so wollte er nicht von ihm willenlos mitgeschleppt werden. Zwar war auch er, wie fast ohne Ausnahme alle Politiker des damaligen Englands, kein grosser Staatsmann insofern, als er das Bleibende, Grosse nicht zu unterscheiden wusste vom Kleinen und Vorübergehenden; aber vergleicht man ihn mit den andern, die neben, vor und nach ihm kamen, so zeigt er sich doch als ein nicht nur hochbegabter, sondern auch willens- und thatkräftiger Mann, der seine Amtsgenossen überragt, gar nicht mit ihnen in einem Atemzuge genannt werden kann. Auch nach ihrem Sturze, und dann um so mehr, wirkte er bedeutungsvoll. Die Charakterbilder der englischen Staatsmänner in dieser Periode sind interessant; aber sie haben doch fast ohne Ausnahme nichts Weltbewegendes und Weltbefreiendes schaffen können, sie blieben am Nebensächlichen hängen, und vergassen darüber das, was wirklich not war. So wie die Parlamente Cromwells ihn nicht verstehen und nicht würdigen konnten, also dass er sich zum Wohle des Staates ihrer entledigen musste — so ward auch Wilhelm III., der viel Grössere und mehr für alle Zukunft Gebende, nicht nur nicht von ihnen verstanden, sondern missachtet — obwohl er hoch über jenen stand, vielleicht gerade deshalb. Ein unerfreuliches Bild! Frankreichs, Ludwigs XIV. Staatsmänner konnten für ihre Zeit und für die Zukunft wirken: sie wurden auch mit

Digitized by Google

Recht berühmter bis auf unsere Tage. Von Englands damaligen Führern in Parlamenten und Ministerien weiss man recht wenig mehr. Nach Clarendon waren die einflussreichsten Shaftesbury und Danby — aber sie verschwinden vor der Grösse Wilhelms III., der freilich auch noch bedeutendere in den Schatten gestellt hätte.

Shaftesbury sprach über Karl ein so wahres wie boshaftes Wort: Wenn er das Glück gehabt hätte, als Privatmann geboren zu werden, hätte er gewiss für einen braven Mann gegolten — als Fürst hatte er indessen so gethan, dass ihm kein Mensch mehr traute. Shaftesburys Selbstvertrauen sogar, das ungemein entwickelt war, liess ihn im Stich, und wandelte sich in furchtbaren Schrecken um, als er sah, wie auch er von Karl hintergangen war: er war so sicher gewesen seines politischen Instinktes, er sah jeden Wechsel voraus, er durchschaute die Menschen — aber Karl war doch noch schlauer wie er. Karl bevorzugte ihn darum eben im höchsten Grade, begünstigte ihn sichtlich, weil er in ihm einen ähnlich witzigen und schlagfertigen Gesellen fand: er beneidete ihn nicht, liess seine Gaben recht gern zur Geltung kommen, weil sie die des stärkeren — und das war Karl! — nur ins rechte Licht bringen konnten. Als Knabe hatte Ashley einst durch sein kühnes Vorgehen sein Vermögen gerettet; als Schüler in Oxford für die jüngeren Kameraden gegen die älteren, die sie tyrannisierten, einen grossen Sieg errungen: es gelang ihm damals durchzusetzen, dass allerhand Missverhältnisse abgeschafft wurden. Als 18jähriger sass er im Parlament. Er trat für Karl I. ein, aber inmitten der Erfolge des Königs sah er klar und ging zum Parlament über. Dort ward er mächtig, Mitglied des Staatsrats, aber bald Cromwells Gegner, als dieser absolut ohne Parlament regieren wollte. Dann wirkte er mit Monk zusammen für den Prinzen von Wales. Später sagte Karl II. einmal von ihm, als er einst einen besonders gewissenlosen Scherz gemacht: Du bist der schlechteste Hund in England! Und Shaftesbury antwortete: Unter den Unterthanen, Sir: das glaube ich wohl. Er war fleissig und rastlos thätig, obwohl seine Gesundheit sehr schwach war. Sein Sekretär war

Digitized by Google

Locke: er arbeitete viel mit ihm. Seine Talente waren sehr vielseitig. Einst fragte ihn ein Bischof, den seine Reden ärgerten: Wann werden Sie mit Predigen fertig sein? — Wenn ich Bischof sein werde, antwortete er. — Er war uneigennützig und wollte in seiner Art das Beste Englands, er suchte Einfluss auf Karl zu gewinnen um seiner grossen Ziele willen. Er intriguierte deshalb gegen alle seine Nebenbuhler. Aber Karl intriguierte gegen ihn. Über England hing eine schwarze und schwere drohende Wolke: grosse Sorgen wurden mit jedem Tage geboren. Shaftesbury meinte Karl hülflos, wandte sich wider ihn, er erlag im Kampfe und sprach: Ich lege nur mein Gewand ab, und gürte mich mit dem Schwerte. Er war mit Clifford und Arlington für die Tripelallianz eingetreten, ehrlich und überzeugt, so oft er auch sonst schwankend erschien. Die Tripelallianz, unterzeichnet von Sir William Temple im Namen Englands, Jan de Witt für Holland, Graf zu Dohna für Schweden, erwirkte den Frieden von Aachen.

Holland ahnte keinen Verrat von seiten Karls — und England glaubte jetzt an ihn wie nur je.

Der überzeugungslose Arlington stand wie für den Bund mit Holland ebenso willig für den Verrat an Holland ein. Buckingham war ebenso des Königs Gehülfe. Geboren 1627, war er der Sohn von George Villiers, dem einst allmächtigen, übrigens nicht untüchtigen Herzog von Buckingham, dem einzigen englischen Herzog in jener Zeit, von Jakob I. und Karl I. in gleicher Weise geehrt und geliebt. Selten ist der Günstling des Vaters auch der des Sohnes. Hier war es der Fall. Der jüngere Buckingham wuchs mit den Prinzen zusammen auf; er tötete in einem Duell den Grafen Shrewsbury, dessen Gattin seine Maitresse war: sie hielt ihm, als Page verkleidet, das Pferd, während er ihren Gatten mordete. Die Geschichte war charakteristisch für Karls II. Hof. Dieser zweite Buckingham hatte sich in seiner Jugend ausgezeichnet, aber später alles gethan, um dies vergessen zu machen. Sein jüngerer Bruder Francis war für den König gefallen.

England wollte die Tripelallianz. Karl hätte sie gerne

Digitized by Google

vermieden. Jetzt liess er es geschehen, was er nicht wollte, aber er bestach und wurde bestochen erst recht: im Jahre 1670 ward der Vertrag von Dover geschlossen, Karls II., des Überlegenen, Verrat vollendet.

Zweiter Abschnitt.

Wilhelms III. Feldzüge bis 1674. Friedensschluss zwischen Karl II. und Wilhelm III. Karl II. und das Ministerium Danby.

Aber zur selben Zeit begann des grössten Oraniers Stern heller und heller zu leuchten. Wilhelm III. gewann im Kriege wie in der Diplomatie die glänzendsten Erfolge für Holland. Ihm schlossen sich, als ihrem Führer, diejenigen an, die nun allmählich, wie er, in Frankreich, in Ludwig XIV., den Feind Europas, ihrer aller Feind erkannten. Der Prinz blieb ernst und still; seine frühesten Jugendeindrücke blieben für ihn entscheidend: er verbarg seine grossen Pläne, und arbeitete unablässig an ihnen. Er liess mit Wissen und Willen niemanden erkennen, welch' ein gewaltiges Denken und Fühlen in ihm war — sie schauten aber seine feurige und zündende Begeisterung. Er gründete Koalitionen und hielt sie zusammen, stets bereit, Opfer zu bringen für das Wohl der grossen Sache. „Er hat den Bestand des protestantischen Bekenntnisses in Europa gerettet. Europas Freiheit gewahrt, den edelsten Ideen der Menschheit gedient, ohne von den Zeitgenossen und von den Unterthanen Liebe und Zuneigung zu ernten;“ — er schuf das moderne Grossbritannien, all' das was gross ward dort — und es ward ihm nicht gedankt. Jetzt stand er gross wie am Abschluss seiner Laufbahn an ihrem Anfang da. Es war den wenigsten Menschen gegeben, mit ihm zu fühlen, sich in ihn hinein zu denken: aber wie viel gewann der, der es vermochte: er lernte dann einen Charakter kennen, eine Seele, deren Reichtum so gewaltig ausstrahlte, dass er all-

Digitized by Google

überall befruchtend, segnend wirken musste. Gerade seine Unliebenswürdigkeit, seine mit Heldenmut ertragenen Leiden: alle diese Eigenschaften, die ihn unfähig machten, wie Ludwig XIV. die Rolle eines Theaterhelden zu spielen, die ihm den Beifall der Menge allzeit versagten, lassen ihn in seiner ganzen herrlichen Grösse für uns dastehen und lassen uns ihn bewundern und lieben. Die genaueste, gründlichste historische Forschung, die von Buchstaben zu Buchstaben den Quellen folgt, lässt uns ahnen, wie gross er war: jeder, der gerecht und gewissenhaft forschte, der ihn aus seinen Forschungen kennen lernte, musste erkennen: dass es nicht viele seines gleichen gab in den Jahrtausenden, dass er nicht nur in seiner Zeit der grösste Mann gewesen. Versuchen wir aber, ihm uns zu nahen: so tritt er uns auch menschlich lebendig entgegen: nahen wir ihm schüchtern und voll Ehrerbietung — so schauen wir zuletzt voll Liebe auf zu ihm. Achtung wird zu Vertrauen — Vertrauen zu Liebe. Den rechten Weg zu seiner rechten Würdigung ging, den rechten Schlüssel zu seinem Herzen gab uns ein Weib, sein Weib: und dass er diese Gefährtin finden durfte, das erleichterte ihm, da er lebte, unendlich vieles, und erleichtert es uns, den Späterkommenden und Fernerstehenden heute, gut zu machen in etwas, was Mit- und Nachwelt an ihm gefehlt. Für all' die vielen, die meisten, deren Urteil systematisch und künstlich gemacht wird, gelten noch heute trotz aller Lehren der Weiseren viele Kleine und Schwache als grösser denn er: man weiss zu wenig, wie er gewesen, weiss von seiner Gemahlin kaum, dass sie gewesen, so gut wie nichts. Aber wir alle ständen nicht da, wo wir stehen — wenn er nicht war: er leitete die Weltgeschichte mit starker Hand in neue bleibende Bahn, wie nach ihm keiner mehr gethan. Aber er war kein liebenswürdiger Mann — und ist kein Allerweltsideal für jedermann — und er würd' es nicht sein wollen. Wir glauben ihn auch darin wirklich zu verstehen.

So steht er vor uns: in sich gekehrt, finster, ohne jeden Sinn für all' die Vergnügungen, in denen die vornehme Jugend seiner Zeit aufging. Er hatte besseres zu thun: er hatte keine Stunde Zeit totzuschlagen: er konnte sich nie-

Digitized by Google

mals langweilen. Es ist merkwürdig oft der Fall gewesen, dass gerade Fürsten, Könige grosse Menschen waren. Es ist nicht merkwürdig für den, der das Fürstentum der Fürsten kennt und versteht. In einer Dynastie kann sich mehrmals, sogar unmittelbar hinter einander, solche Grösse wiederholen. Wilhelms Jugend machte ihn wahrlich zu dem, der er ward: dem majestätischen Gebieter: dem reinen und guten und edlen Menschen: dem frommen und freien Herrscher: dem unantastbaren, hoheitsvollen weltfremden und weltumfassenden Manne. Er sah zurück in jene Zeit, da er der Aufsicht und dem Willen der starken, ihm feindlichen antioranischen Partei überlassen war: und er dankte dieser Zeit und ihren herben Eindrücken: er machte in diesen harten und schweren Jahren doch eine treffliche Schule durch. Auch, und vor allem, in der diplomatischen Kunst: weit aus schauten seine Gedanken: alle seine Kräfte verwandte er auf ihre allmähliche Ausführung. Früh war er gewohnt gewesen, am öffentlichen Leben teilzunehmen: die ganze gewaltige Leidenschaftlichkeit, die er unter dem kalten Äussern verbarg, war nur auf seine politischen Pläne gerichtet. Indem er naturgemäss seine eigene Herrschaft in den Niederlanden und später in England stets im Auge behielt, war doch von Beginn seiner staatsmännischen und militärischen Thätigkeit an sein allgemeineres grösseres Ziel: Vernichtung der französischen Tyrannei über Europa. Diesem Ziele waren seine stärksten ununterbrochenen Anstrengungen geweiht: beständig wirkte er dafür, eine allgemeine europäische Koalition gegen Ludwig XIV. zu schaffen und — wenn ihm dies geglückt — sie zusammenzuhalten, unerschütterlich bereit, seine Person bei jeder Gelegenheit der grossen Sache zu opfern, den regen persönlichen Ehrgeiz in den Dienst der Allgemeinheit beugend. So ist der Mann, dem, wie keinem zweiten in der Weltgeschichte, der Ehrenname des Befreiers zukommt, für alle Zeit eine bewunderungswürdige und unvergleichlich grossartige Persönlichkeit. Von nun an bis an seinen Tod blieb er der kräftigste Widerpart der französischen Weltherrschaft, der seine ganze gewaltige Energie auf ein hohes Ziel richtete: den Niedergang Ludwigs.

Digitized by Google

Holland war isoliert. Keine der grossen Mächte konnte und wollte ihm helfen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hätte ihm gerne geholfen: aber seine Kräfte reichten nicht aus. Im eigenen Lande erstand der hülfreiche Freund. Wilhelms Interessen waren die Hollands, nicht die einer Partei: das unterschied ihn vorteilhaft von Jan de Witt. Ein Verräter war Jan nie gewesen: aber auch kein weltüberblickender, unabhängiger, stolzer und freier Geist, und kein Genie. Wilhelm führte den Krieg mit Frankreich glücklich weiter. Verschiedene Treffen wurden geliefert. Ihm im Felde gegenüber stand Condé, der „grosse Condé“ (1621 bis 1686), von dem man mit Recht sagte: Il était né général — l'art de la guerre était en lui un instinct naturel. Bei Seneff (1674) massen sie ihre Kräfte. Wilhelm war von kaiserlichen Truppen unter des Souches begleitet, die sich recht wertlos erwiesen. Sie thaten — wie des Souches und die Seinen immer — nach Wilhelms Urteil: als wären sie mit Frankreich einig. Wilhelm hatte mit grossen Schwierigkeiten des Terrains zu kämpfen. Condé zersprengte die Vorhut der Kaiserlichen. Wilhelm und die Niederländer hielten ihn auf. Die Schlacht war blutig. Beide Parteien schrieben sich den Sieg zu: aber Condé zog sich in sein Lager zurück. Wilhelm behauptete das Schlachtfeld. Er legte hier so recht den Grund zu seinem Feldherrnruhm: er war überall angesehen und anerkannt. Ludwig hatte selbst den Feldzügen zuerst beigewohnt: aber er sah, dass ihm ein Gegner erwachsen war, den er nicht besiegen konnte. Das gewaltige Gebäude, das er aufgerichtet, wankte jetzt schon in den Fugen — durch den Ansturm des Einen. Und dieser Eine wollte nicht nur niederreissen, sondern aufbauen: Besseres, Bleibendes. Und er konnte das alles. Was sollte werden, wenn Ludwig ihn nicht unschädlich machen konnte, wenn Wilhelm ihm auch ferner entgegentrat, eben dort, wo er seine wichtigsten Pläne gestalten, seine grössten Absichten verwirklichen wollte? Ludwig begann nachdenklich, mürrisch und finster zu werden.

Karl II. aber, von England zum Frieden gezwungen, gab im rechten Augenblick nach, dennoch wie immer auf

Digitized by Google

für ihn günstigere Wendungen der Zukunft bauend. England wollte einen Krieg mit Frankreich, nicht mit Holland. In diesem Sinne schrieb Shaftesbury an Wilhelm. Karl war in jener Zeit ungewöhnlich erregt, und er sagte zu Temple: Die Dinge nehmen eine üble Wendung — schade: ich habe hier kein gutes Geschäft gemacht. Aber Karl war nie mehr zu fürchten, als im Augenblick der Niederlage. Er entliess das Cabal-Ministerium — er hatte nicht alle seine Ziele erreicht, und er blieb hartnäckig der Feind Englands, seiner Freiheit und Religion. Er war furchtbar erbittert. Er erbat von Ludwig XIV. Verzeihung für diesen Frieden mit Holland. Und Ludwig war gnädig und sagte nur: Ich beklage Sie, anstatt mich über Sie zu beklagen. Karl II. war nur noch von Ludwigs Gnaden König, und sein Statthalter in England. Statthalter heisst: in Vertretung und an Stelle eines andern zu regieren. Im Namen des Volkes: dann ist das Land Republik. Hier aber im Namen des fremden Königs. Man wusste in eingeweihten Kreisen, wie Karl gethan hatte, und wusste, dass der europäische Krieg nicht so bald enden würde: „solange der Franzose den König von England nicht in die Bastille setzt, oder sie ihm nicht den Kopf abschlagen wie seinem Vater, wird es nicht besser werden."

Im ersten Friedensschluss mit Holland seit Anfang seiner Regierung hatte Karl II., der Wilhelm fallen lassen musste, thatsächlich den de Witts eine grossartige Stellung gegeben. Inzwischen hatte er aber seinen so merkwürdig frühreifen Neffen höher zu schätzen begonnen: er wollte ihn für seine Ziele benutzen, um so mehr da er wusste, welch' grosses Ansehen Wilhelm sich bereits in ganz England erworben hatte. Das schien ihm gefährlich für seinen Thron, und daraus wollte er Vorteil gewinnen für seinen Thron.

Aber Wilhelm III. war seinerseits der Todfeind Frankreichs und Ludwigs XIV.: er wollte sich nicht von Karl auf seine Seite ziehen lassen, sondern vielmehr ihn und England zu sich hinüberführen. Es kam darauf an, wer der Stärkere war. Die meisten Engländer teilten Wilhelms Ansicht in diesem einen, wenn es gegen Frankreich und den

Digitized by Google

Papismus ging, zu Englands Gunsten: Europas Ziele ausserhalb Englands liessen sie gleichgültig: aber schon dies eine war für Wilhelm wertvoll: sie standen mit ihm ein wider Karl — wenn sie Karl kannten. Aber der König war eben ein nicht zu unterschätzender Gegner. Wer ihn unterschätzte, der verlor leicht wider ihn das Spiel. Karl gab sich den Anschein, als habe er zu seines Verwandten Gunsten das Bündnis mit Frankreich geschlossen, um Wilhelms Feinde zu demütigen. Jenes Bündnis, das Holland 1672 zu vernichten drohte. Aber nun war Wilhelm der mächtigste Mann in Holland, und seine gefährlichsten Gegner tot: sie lebten und regierten noch, als der Krieg begann — noch aber währte der Krieg fort. Als der Friede von Westminster endlich geschlossen ward, war Wilhelm wieder um einen Schritt vorwärts gekommen, Ludwig wieder zurückgedrängt. Und Karl II.? Der spielte sein Spiel fort —

Vor hundert Jahren, kurz bevor England die Armada niederschlug, hatten unter Führung eines Oraniers die Niederlande sich erhoben. Wiederum standen sie heute im Feld, wiederum geführt von einem Oranier, grösser als seine Ahnen. Keiner sah wie er den Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten, und seinem Blicke müssen die Historiker folgen, wenn sie klar schauen wollen eine verwirrte und verwirrende Zeit. Ludwigs Blick sah zu ihm hinüber und zu Karl II. Ludwig verachtete den Roué, von dem er voll Spottes sprach: er kannte seine Unterwürfigkeit gegen Frankreich, er glaubte, dass England niemals selbständig dastehen werde, selbst wenn es nun im Frieden mit Holland lebte. Keinesfalls würde England Frankreichs Feind werden. Alle Versuche Wilhelms mussten scheitern an Karls II. hinterlistiger Politik. Katharina von Braganza (geb. 1638) hielt es mit ihm, und ebenso Maria von Modena, die listige Prinzessin von Este, zwanzig Jahre jünger, durch Prokuration York vermählt. Karl II. brachte England Rom näher, York ward Roms Sklave in allem, in weit höherem Grade als sein Bruder. Man misstraute Karl und seinen Ministern. Aber wieder wusste sich Karl zu helfen, und sich zu befreien; er wusste:

Digitized by Google

es handelte sich um seine Krone — aber er wusste auch sogar zu triumphieren.

Sein erster Minister ward Danby. Thomas Osborne war wie Clarendon gesinnt, zwischen Karl und dem Parlament zu vermitteln: er liess sich zu Zugeständnissen an den König herbei, sogar wenn es Frankreich Zugeständnisse zu machen galt: aber er wollte niemals Frankreichs Diener werden und sein England nicht erniedrigt sehen. Er war Clarendons Gegner gewesen; nun erneuerte er dessen Politik; auch er hatte viel an körperlichen Hemmungen zu leiden, aber auch er war ungewöhnlich fleissig, und wusste seine reichen Gaben in steter Thätigkeit zu verwerten. Seine Gemahlin Bridget war die Enkelin des bei Edgehill gefallenen Lord Lindsey. Geboren 1631, zeigte der schon äusserlich interessante Mann, eine hagere Gestalt, mit schönen und vornehmen, sprechend lebendigen Zügen, frühzeitig, dass er voll Ehrgeiz war — dass er aber auch die Anlagen besass, ihm Geltung zu verschaffen. Nun war seine Stunde gekommen. Shaftesbury trat — vorerst — in den Hintergrund zurück. Danby nahm die Zügel in seine Hand: er glaubte sie wenigstens zu halten, während Karl auch ihn hinterging. Er folgte wider bessere Einsicht dem König, und stand dann wie Clarendon mutig für ihn ein: wenn Karl ihn verleugnete, ward er doch nicht wie Shaftesbury sein Feind. Er war Tory, wenn auch kein blinder, starrer Tory. Er wusste, dass gerade die überzeugtesten Legitimisten auch vernünftige Leute sein mussten. Und er war ein vernünftiger, aber überzeugter und treuer Royalist. In Shaftesbury hingegen war und blieb ein entschieden republikanischer Zug. Er mochte das sich vielleicht selbst nicht eingestehen. Beide Staatsmänner erwiesen, jeder in seiner Art, eminente Begabung; keiner von ihnen verleugnete Englands Freiheit und Englands Religion. Doch war auch Danby nicht konsequent genug. Er suchte Wilhelm noch mehr zu dienen als Karl, weil er von Wilhelms Rechten überzeugt war, und liess sich dennoch von Karl gewinnen. Solche Männer wie Danby konnten den König nur in seiner Ansicht bestärken: dass er mit seinen Staatsmännern spielen dürfe, und mit seinem Volke

Digitized by Google

spielen. Karl II. ward Söldling Frankreichs: Danby hegte nicht genug Selbstachtung und Achtung für England, um nicht gegen seine Überzeugung zu handeln. Ungern gewährte er Zugeständnisse: er schämte sich ihrer vor sich selbst. Wenige wussten wie er in Wilhelms Sinne die europäische Politik aufzufassen. Er konnte Wilhelms Sache nützlich sein, und bewies es ihm.

Dritter Abschnitt.

Die Regierung Karls II. bis 1677. Vermählung Wilhelms III. und Mary Stuarts.

Wilhelm von Oranien war, wenn Karl und Jakob keine legitimen Söhne hinterliessen, nach den Töchtern Jakobs der nächste Thronerbe. Mary und Anna hatten allerdings das Vorrecht vor ihrem Vetter. Aber Wilhelm, so jung er war, hatte damals schon europäischen Ruhm gewonnen; ganz England hoffte auf ihn, und hoffte um so mehr, im gleichen Masse, als Ludwig von Frankreich zu verzweifeln begann. Wilhelm hatte sich als seinen Feind erwiesen: und Frankreich war der Feind Europas, Ludwig XIV. der unerbittliche und unversöhnliche Feind aller Freiheit, ausser der seinen, und aller Religion, die nicht die seine war. Wilhelm hatte sich sogar als fähigen Gegner, noch mehr: als überlegenen Gegner in diesem Kampfe gezeigt. Wilhelm war ein überzeugter Protestant, er war der Führer des europäischen Protestantismus geworden in ganz anderem, grösseren Sinn als vor ihm Gustav Adolf. Er ward oft geschlagen, nie besiegt: stets hegte er neue Entwürfe und wusste neue Mittel, nach jeder Niederlage sich neu und stärker zu rüsten. Er war die Seele des europäischen Widerstandes gegen die französische Weltherrschaft, die ihm um ganz Europa unsterbliche Verdienste erwarb. Frankreich wollte ihn freilich gewinnen und dadurch unermessliches Unheil erreichen.

Digitized by Google

Von den Töchtern Jakobs wusste man weniger: sie waren in der Stille erwachsen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach war Mary, die älteste, Thronerbin von England. Eine Hoffnung vereinigte, bewegte und entzückte ganz England; Wilhelm sollte der Gemahl Marys werden. Und diese Hoffnung stieg um so mehr, und ward zum dringenden Wunsche, zum Gebet, wie zum Schrecken aller bekannt ward, dass Jakob von York, der Vater Marys, Papist geworden war: übergetreten wie seine erste Gemahlin zur Religion seiner zweiten Gemahlin. Das ganze Land war für die Testakte, die sich gegen die Katholiken wandte: Karl II. musste dies Zugeständnis machen und hoffte auf andere Weise, auf andern Wegen wieder zu gewinnen. Auch gedachte er die Testakte sicher unschädlich zu machen: das traute er sich zu. Seine Minister mussten im Sinne der Volks- und Parlamentsmehrheit, im Sinne des ausgesprochenen Willens des ganzen englischen Volkes wirken: die Testakte ging durch. Da ward der Schrecken in England gross: der Grossadmiral Herzog Jakob von York legte, durch die Testakte wie jeder Katholik zu solchem Schritt verpflichtet, sein Amt nieder und bekannte sich offen als Katholik; Clifford that desgleichen. Arlington, gleichfalls Papist, blieb zwar zunächst noch im Amt. Shaftesburys Grimm war unbeschreiblich: nie wollte er sich und niemals sein England Frankreich und dem Papismus beugen. Nun sah er sich und alle als Betrogene. Allgemein ward jetzt Englands berechtigtes Misstrauen gegen Karl: man glaubte ihm nun nicht mehr. Unsäglich ward die Angst im Lande: man ahnte geheime Gefahren, und wirklich enthüllten sich diese immer mehr und mehr und erwiesen sich als wahr. Die Furcht war gerechtfertigt: die Furcht vor Karl, dem listigen Verräter am Protestantismus und an der Freiheit Englands, die Furcht vor Jakob, dem offenen Feind der Gesetze und der Religion des Landes. Man sah, dass die Testakte rechtzeitig gekommen war: es war die höchste Zeit gewesen. York hatte vergeblich sie zu verhindern gesucht, wie er sogar noch eifriger als Karl allzeit gegen Holland und Wilhelm wirkte. Wie die übrigen Minister trat Shaftesbury zurück: aber er

Digitized by Google

blieb aufmerksamster Beobachter; er glaubte, dass seine Zeit noch kommen werde, und er täuschte sich hierin nicht. Er wollte sich rächen und Karl zwingen, so zu handeln, wie er wollte: er glaubte stärker zu sein und das Volk hinter sich zu haben. Darin irrte er. Zuletzt erwies sich klar genug, dass das Volk doch auf des Königs Seite stand. Der Lordschatzmeister Danby war jetzt mächtiger als Shaftesbury, und rang sich wieder empor, als jener unterging — um auch nicht auf seiner Höhe zu bleiben, eben wie jener, mit dem er sich mehrfach ablöste.

Karl II. betrachtete den Katholizismus nur vom politischen Standpunkte aus, wie jede Religion: für Jakob war er Sache der Überzeugung. Der Herzog von York war ein blinder religiöser Eiferer. Buckingham hatte ihn und Karl gut charakterisiert: Karl konnte sehen, wenn er nur wollte; Jakob wollte sehen, wenn er nur könnte. Jakob hatte ritterlich unter Turenne gekämpft; er war persönlich tapfer, wie Karl — und Weiberfreund wie dieser. Seine Maitressen waren nur weniger schön als die seines Bruders. Sein Verstand war träge, und doch war er eifrig und geschäftig; hochmütig und hoffärtig, ein abergläubischer Fanatiker voll geistiger Kurzsichtigkeit: im Gegensatz zu Karl nachtragend und unversöhnlich. Seine Gemahlin Maria von Modena war Rom und Ludwig willenlos ergeben; sie hatte sich nicht umsonst, bevor sie nach England kam, unterwegs in Frankreich — Instruktionen geholt. Sie wusste den Gemahl zu lenken, und er selbst gewann allmählich über Karl eine so grosse Macht, dass in den letzten Jahren von dessen Regierung der Herzog schon der eigentliche Herr in England war.

Aber England fürchtete ihn jetzt. Das Volk schien etwas beruhigter zu werden, als Mary durch Bischof Compton von London, ihren Erzieher, protestantisch konfirmiert wurde. Ihre Mutter war gestorben, von wenigen geliebt, von wenigen beklagt. Auch ihrer Kindheit fehlten trübe Eindrücke nicht. Auch vor Karl und Jakob stand allezeit, und noch mehr, seit sie nach England zurückgekehrt waren, das Gespenst ihres Vaters, der ja eben in diesem England hatte auf dem

Digitized by Google

Schafott enden müssen. Seine Feinde waren auch die ihren: und doch liessen sie sich nicht warnen. Karl, der klügere von beiden, wusste seine Gedanken, die nicht minder volks- und religionsfeindlich waren, als die irgend eines andern Stuart, zu verbergen. Jakob gelang dies nicht. Und Jakob wollte dies nicht. So ward Jakob vertrieben, und Karl starb als König, beweint und beklagt.

Mary war am 10. Mai 1662 geboren, und schien nun demnächst heiratsfähig. Ludwig XIV. wollte ihre Hand gewinnen für den Dauphin. Das war damals sein erstes, und zähestes Streben, und das war Englands grösste Furcht. Man kannte, man durchschaute ihn in England. Bedeutsam war es, dass Englands Staatsmänner, sonst so kurzsichtig, zumal Wilhelm III. gegenüber, Frankreich und Ludwig so klar erkannten; so ablehnend zugleich sich verhielten gegen den Papismus. Die charakterlosesten und charakterschwächsten, die keine Prinzipien, keine Gewissenstreue kannten, die schwankendsten Politiker hielten an dem einen fest: an der protestantischen Religion. Nichts konnte sie davon abbringen. So Lawrence Hyde, Lord Rochester, und sein älterer Bruder Henry, Lord Clarendon, des verstorbenen Clarendon Söhne und Jakobs Schwäger; so selbst Buckingham — sogar Jeffreys. Clarendon, der Vater, Danby und Shaftesbury waren energische und feste Protestanten — echte Engländer. Damals war doch mehr Überzeugung als heute sogar bei den Politikern vorhanden. Das lässt ihnen, diesen in so vielem Unwürdigen, doch manches verzeihen. Das lehrt aber auch, wie sie alle, eigentlich ohne Ausnahme, Jakob fremd und feindlich gegenüber stehen mussten. Jakob, der sich in allem von ihnen schied, der in allem wider England stand, nicht heimlich, nicht versteckt, wie sein Bruder: vielleicht nicht so gefährlich wie Karl — und unglücklicher. Er hatte einige treue, gewissenhafte Ratgeber: aber sie alle liessen von ihm, da er in sein Unglück eilte, davor sie ihn hatten bewahren wollen.

Karl unterschied sich von Jakob jetzt in dem einen: er wollte Wilhelm rufen, und Wilhelm sich verbinden: Jakob suchte mit allen Mitteln ihn davon abzuhalten. Jakob hatte

Digitized by Google

sich erbittert gegen Marys protestantische Konfirmation gesträubt, und sie nachdrücklich verboten: aber Karl wusste besser als er, dass man die Aufgeregten beruhigen müsse, wenn man zu irgend einem Ziele kommen wollte. Die Stimmung in England war eine durchaus bedrohliche für beide Brüder geworden. Niemand hatte ahnen können, wie der Papismus heimlich in England wirkte, niemand glauben wollen, dass er sogar über England zu siegen meinte. Darin aber waren Karl und Jakob einig, dass sie dem Papismus zum Siege verhelfen wollten; Karl, weil er etliche Vorteile daraus zu gewinnen dachte, Jakob, weil er an ihn glaubte. Karl wollte England betrügen, Jakob wollte England zwingen. Karl wusste, dass man England nicht zwingen könne. Jakob wollte das nicht wissen; und er hielt es für sehr leicht, seine in jeder Hinsicht absolutistischen Pläne zu verwirklichen. Diese Pläne waren auch die Karls. Aber Karl war geschickt, und Jakob ungeschickt. Dieses Ungeschick kostete ihm seinen Thron. England war überaus loyal, das Parlament wie das Volk: nie zuvor so loyal gewesen. Es beugte sich gerne vor Karl, und es sah, dass, wenn es sich einmal nicht beugen wollte, Karl nachgab. Das schuf immer wieder Vertrauen zu Karl, weil man nicht ahnte: was er dabei dachte und bezweckte. Parlament und Volk waren gegen Jakob loyal; sie hätten ihn alle so gern als König behalten, viele sehnten sich sogar, nachdem er gestürzt war, nach ihm zurück, nachdem sie von ihm abgefallen waren; sie machten es ihm so leicht, Mögliches zu erreichen. Aber Jakob wollte Unmögliches — er wollte zu viel. Man liess im Grunde Karl und Jakob absolutistisch regieren, um erst wieder Wilhelm und Mary Schwierigkeiten zu machen; die Tudors und die Stuarts waren im Grunde unbeschränkte Monarchen, und da sie abgelöst wurden durch einen wirklich grossen und genialen Monarchen, der das Wohl seines Landes und das Wohl Europas erstrebte: da fing das Volk an, ihn beschränken zu wollen. Man gewährte Karl und Jakob ihre Einkünfte auf Lebenszeit. Wilhelm ward dies verweigert. Karl und Jakob regierten eben in einer Zeit, da man die Monarchie um jeden Preis wieder ersehnte —

Digitized by Google

Wilhelm kam zum Thron, da jedem noch der Schrecken in allen Gliedern lag über das, was die Monarchie bei ihnen angerichtet. Das mag manches entschuldigen, aber doch nicht alles verzeihen lassen. Karl und Jakob wussten mit ihrem Gelde ganz anderes anzufangen, als was man damit bezweckt, da man es ihnen gewährte: meist das gerade Gegenteil. Wilhelm wollte nur den Seinen dienen: allen Engländern: sie alle waren die Seinen — nicht sich, und nicht Fremden und Feinden. In einem Punkte liess eben Englands Volk, Parlament und Minister nicht mit sich spassen: am Protestantismus wollten sie festhalten. Noch heute hängt England ganz im Gegensatz zu allen andern europäischen Ländern in auffälliger Weise und in vollkommenerer Art an seiner Landesreligion: viel wichtiger als auf den Kontinent ist dort alles was mit der Religion zusammenhängt. Religiöse Fragen entschieden dort alles: sie drängten sich in den Vordergrund. Selbst die politischen Fragen traten dem gegenüber zurück. Für den Historiker, der ausserhalb Englands steht, und aus seiner freien Vogelschau all' diese Dinge betrachtet, muss die politische Frage wichtiger erscheinen: nicht nur allein und einzig in einem bestimmten konfessionellen Sinne sollte man wohl Geschichte schreiben. Wenn aber unverkennbar das Recht auf Seite einer religiösen Partei ist, so muss dies Recht auch vom Historiker zugestanden werden. In jener Zeit aber war das Recht auf der Seite des Protestantismus. Dem damaligen England war die Religion wichtiger als die Politik. Die Revolution von 1688 kam und musste kommen — weit mehr als aus politischen: aus religiösen Gründen. Wilhelm stellte die Religion dicht neben die Politik, wenn er weltgeschichtliche Fragen beurteilte: und da er in die weltgeschichtlichen Fragen entscheidend einzugreifen berufen war, so erwies seine Ansicht sich als die rechte. Wichtiger als sie Gustav Adolf gewesen, war ihm die Religion: aber auch hm stand sie nicht allein im Vordergrunde, sie konnte ihm nicht allein im Vordergrunde stehen, in seinen Gedanken nicht, und zumal in seinen Thaten nicht. Für Jakob war die Religion fast alles, für Karl war sie nichts. Wilhelm steht in der Mitte zwischen beiden: es war der rechte

Digitized by Google

Mittelweg, den er einschlug. Cromwell that wie er: war wie er überzeugt und fromm: Cromwell gab Englands Protestantismus die mächtige Stellung, und noch mehr als Elisabeth. Aber in den Stuarts war allzeit ein Hang zum Katholizismus gewesen: selbst und um so mehr in Jakobs I. protestantischem Fanatismus versteckt. Henriette Marie, Katharina von Braganza und Maria von Modena bestimmten ihre Gatten noch mehr in diesem Sinne Am meisten entwickelt allerdings war diese Neigung in Jakob II. Er wäre sicher König geblieben, wenn er nicht Papist geworden wäre, und wenn man nicht hätte fürchten müssen, dass, als ihm ein Sohn geboren war, auf unabsehbare Zeit hinaus Papisten in England regieren würden. Das wollte England nicht. Ludwigs XIV. Absolutismus hatte sich dem Papismus verbunden: England wollte frei und unbehindert sein — auch in der Ausübung der Religion. England hoffte auf die protestantische Mary, auf den protestantischen Oranier, auf Anna und ihre Nachfolger — und Jakob fiel, weil er ehrlich gewesen war, und seine Religion nicht versteckt hatte. Für ihn war sie eben nicht Privatsache: er wollte alle überzeugen, wie er überzeugt war: er wollte alle bekehren, gutwillig oder im Zwang. Das liess ihn stürzen. Denn auch die Protestanten waren überzeugt und ebenso intolerant wie er: es ward eine Machtfrage, und England und die Protestanten erwiesen sich als mächtiger denn der König von England mit seinen Katholiken. Wilhelms europäisches Ansehen, seine anerkannte Grösse trugen viel zu dieser Entscheidung bei; und ebenso viel die Liebe, die man zu Mary hegte, die Hoffnung, die man auf sie setzte. Gerade die vernünftigen Katholiken billigten Jakobs Vorgehen am wenigsten. Der Papst in Rom tadelte seine Ungeschicklichkeit.

Karl II. sah, wie mächtig der Protestantismus war, sah es an der allgemeinen Entrüstung gegen Jakob, am allgemeinen Schrecken, der seinen Thron bedrohte. Er musste wieder einmal nachgeben. Aber auch im Nachgeben wollte er gewinnen: darum galt es für ihn, Wilhelm und Mary zu vermählen. Wilhelm war dann sein Freund, er musste

Digitized by Google

ihm helfen, und England sah, dass der König es mit der Freiheit und dem Protestantismus hielt. England glaubte ihm wirklich noch einmal. England wünschte diese Heirat. Jakob war natürlich dagegen. Aber Karl war klüger und zwang ihn nachzugeben, wie er ihn gezwungen bei Anlass von Marys Konfirmation. England ward nun noch mehr beruhigt —

Aber Wilhelm war nicht leicht zu gewinnen. Schon frühzeitig hatte Karl Boten an ihn gesandt: der Prinz antwortete ausweichend: er wollte selbst kommen, sich Mary vorstellen, erst von ihr vernehmen, ob seine Person ihr nicht unangenehm sei. Jakob war darüber ärgerlich, dass Wilhelm sogar noch „undankbar" war für die hohe Ehre, die man ihm erwies. Wilhelms Freunde in England wollten Jakobs Kinder ausschliessen, Wilhelm, der nach ihnen am nächsten berechtigt war, auf den Thron erheben, sobald Karl II. starb. Wilhelms Freunde in Holland fürchteten, dass er sich durch diese Heirat zu sehr an England und Karl II. anschliessen werde, zum Nachteil seiner Heimat — und aus demselben Grunde sahen auch manche andern englischen Freunde diesen Gedanken nicht gern erstehen: auch sie meinten: Karl II. würde Wilhelm für sich gewinnen — zum Nachteil Englands. Wilhelms Feinde in England wollten ihn dort nicht zu mächtig werden lassen; Wilhelms Feinde in Holland glaubten sich bedroht, wenn er in England mächtig ward.

England und Holland hatten von Wilhelm jeder im eigenen Interesse viel erhofft. Sie kannten eben nur ihr eigenes Interesse: Freund wie Feind. Wilhelm stand über Holland und England: weil er zwischen beiden stand, und doch einem jeden von beiden angehörte. Dem einen Lande mehr — durch seine Geburt. Zwei Schauplätze seines Wirkens sah er allzeit — und über ihnen den dritten, grösseren: Europa und die gesamte Menschheit. So muss auch sein Historiker mit ihm auf allen Schauplätzen weilen. Wilhelm, der Holländer, dachte nur als Holländer in erster Reihe — für Hollands Wohl. Darüber hinaus an Europas Wohl — das er mit Hollands Wohl vereinen konnte. Wilhelm, der

Digitized by Google

Erbe und König von England, dachte nur als Engländer in erster Reihe — für Englands Wohl. Darüber hinaus an Europas Wohl — das er mit Englands Wohl vereinen konnte. Wer nur ein Land kennt, der beurteilt das eigene, dies eine Land ungerecht: er beurteilt auch fremde Länder, die er nicht kennt, ungerecht. Wenigen Menschen wird es gegeben: wie Wilhelm III., zwischen und über den Ländern zu stehen: aber diesen Menschen — und es giebt ihrer noch — ward damit viel gegeben: und sie können damit viel geben. Solchem gilt es gleich, ob der oder jener in diesem oder jenem Lande meint: er wäre kein rechter Sohn dieses Landes. Er ist eben doch ein besserer Sohn dieses Landes als sein Gegner, und weiss dies. Natürlich gilt einem solchen Manne als Heimat im höchsten Sinne nur das Land, da er geboren ward: er kann kein anderes Land lieben so sehr wie dieses: und er zeigt seine Liebe eben darin, dass er nicht aufgeht im Kleinen und Kleinsten, nicht in diesem Lande allein.

Sie unterschätzten Wilhelm in England, und unterschätzten ihn in Holland. Es wird eben allzeit den kleinen Menschen schwer, sich in einen wahrhaft grossen Menschen hineinzudenken. Grosse können nur von Grossen gerichtet werden. Aber die Kleinen versuchen immer wieder die Grossen zu richten: sie möchten sie so gerne recht klein erscheinen lassen: so klein wie sie selber sind. Sie versuchen erst gar nicht sich in die Grossen hineinzudenken: sie denken gar nicht nach, und wissen deshalb auch gar nicht was sie thun — und ihr Richten und Urteilen dringt nicht zur Höhe.

So wollte Holland alles von Wilhelm erwarten. Und England nicht minder. Beide fürchteten: sie hätten sich in ihm getäuscht. Sie täuschten sich allerdings in ihm. Darin, dass sie ihn alle unterschätzten. Sie alle waren die Kleinen neben ihm. Er wollte sich thatsächlich nicht von Karl gewinnen lassen: aber Karl für sich gewinnen: er wollte England helfen und Holland helfen, wenn er in die neue Stellung eingerückt war als Gemahl der Thronerbin von England. Wilhelms Feinde sahen klarer: seine Macht würde ihnen in Holland und in England schaden — seine Freunde waren

Digitized by Google

blind. Aber er liess sich nicht so leicht bereden. Karl versuchte indessen Jakob zu überzeugen, dass er von dem am meisten zu fürchtenden Gegner befreit würde, wenn Wilhelm sein Schwiegersohn ward. Karl wusste, wie stark die Partei, die sich mit Wilhelms Namen deckte und schmückte, in England war: die Jakob und seine Familie — oder doch zum mindesten Jakob — ausschliessen wollten.

Karl kannte England, und Jakob kannte England nicht. Karl wollte weder dulden, dass Jakob und die Seinen vom Thron verstossen, noch dass Jakob allein verstossen würde. Er wollte Jakob helfen — aber Jakob sich nicht helfen lassen. Karl war von einem überzeugt, von seinem und Jakobs Recht auf die Krone: er wollte nicht wiederum das Recht auf die Krone einem Stuart bestritten sehen, und einen Stuart das Recht auf die Krone verlieren sehen. Zuletzt gab Jakob nach, und doch, als Karl gestorben war, brachte er es dahin, dass er dennoch der Krone verlustig ward.

In Holland hoffte man längst auf eine Heirat Wilhelms. Vielfach ward Marys Name genannt — und das trug zur Beunruhigung vieler bei. Mary, Clarendons Enkelin, würde ganz Engländerin sein, und auch ihren Gemahl würde sie, müsste sie Holland entfremden. Freilich war es nicht sicher, ob nicht Jakob, zum zweitenmale vermählt, doch noch legitime, männliche Erben haben werde. Und ein andrer Thronprätendent wurde vielfach genannt: Jakob, Herzog von Monmouth und Buccleugh, Bastardsohn Karls II. von Lucy Walters. Während die einen behaupteten, er wäre wohl Lucys Sohn, aber nicht Karls, sprachen die andern von einer vollzogenen Heirat zwischen Karl und Lucy, und nannten Monmouth (geb. 1649 zu Rotterdam) einen legitimen Sohn und Erben. Karl war alles zuzutrauen. Die Zahl seiner Maitressen war übergross. Am meisten unter ihnen traten hervor: Barbara Villiers, nachmals Barbara Palmer und Gräfin von Castlemaine, von Karls Gnaden Herzogin von Cleveland; und Louise de Quérouaille, die er zur Herzogin von Portsmouth machte, die Ludwig XIV. ihm eigens gesandt hatte, damit sie auf ihn im Interesse Frankreichs einwirke, und die er auch wirklich zur „Ehrendame“ seiner Gemahlin machte:

Digitized by Google

beide wirkten übrigens im gleichen Sinne für Frankreich und den Papismus in intriguantester Art. Nicht weniger bekannt als sie ist Nelly Gwynn: sie wurde — eine frühere Schauspielerin — Herzogin von St. Albans. Von diesen Maitressen stammen viele Nachkommen Karls II. ab bis auf den heutigen Tag: sein Stamm ist nicht erloschen. Thatsächlich waren damals die Maitressen wichtiger als die regierenden Fürstinnen. Lucys und Monmouths „Anspruch" gründete sich vor allem darauf, dass Mary, Wilhelms III. Mutter, in guter Laune einst in einem Briefe an ihren Bruder Karl scherzend Lucy seine Frau nannte: weiter war kein anderer Beweis dafür vorhanden. Aber Monmouth sollte als Prätendent aufgestellt werden. Karl beruhigte Wilhelm, der ihn deshalb befragte: und mit seinem Willen geschah es auch thatsächlich nicht.

Jakob benutzte die Zeit, da Wilhelm, der die erste Botschaft wegen Marys kalt aufgenommen, auswich. Er wollte seine Tochter dem Dauphin vermählen. Ludwig XIV. suchte ihn darin zu bestärken: er sandte grosse Summen Geldes deshalb nach England, und unterstützte Jakob durch seinen Gesandten Barillon, einen der grössten Intriguanten seiner Zeit: dieser that sein Bestes dafür — Seite an Seite mit der Herzogin von Portsmouth. Aber sie ärgerten sich alle, dass Karl, von Danby beeinflusst und zu seinem Vorgehen veranlasst, nichts von ihren schönen Plänen wissen wollte. Karl erschien die Heirat Marys mit Wilhelm als ein Rettungsanker in diesen Wirrnissen: Wilhelm musste gewonnen werden. Arlington und Ossory gingen 1674 in den Haag, unter dem Vorwande, ihre Verwandten daselbst zu besuchen, da sie zwei holländischen Schwestern vermählt waren. Karl und England waren in grosser Spannung über den Ausgang der Sache gewesen. Aber Wilhelm hatte auf seinen persönlichen Besuch vertröstet; Mary sei noch allzu jung, er wollte sie später einmal selbst kennen lernen. Er war sehr ernst, inmitten der Kriegsnöte. Alles schien demnach noch zweifelhaft. Im Jahre 1675 erkrankte der Prinz schwer an den Blattern, die für viele Mitglieder seiner Familie tödlich geworden waren; er war damals eben im

Digitized by Google

gleichen Alter, in dem sein Vater an dieser Krankheit starb: und sie nahm so bösartigen Charakter an, dass die grösste Bestürzung herrschte. Sollte der Retter schon wieder von ihnen gehen — im Anfang des Wirkens, mitten im Streben nach mächtigem Schaffen, ihnen entrissen werden? Der Gedanke war kaum auszudenken. Hans Wilhelm Bentinck, Wilhelms treuester Freund, hielt bei ihm aus, und pflegte ihn. Sechszehn Tage lang war Wilhelm schwer krank. Er vergass es Bentinck nie. Der Prinz genas — und nun wollte man ihn mit einer dänischen Prinzessin vermählen. Er aber sah, wie dringend Karl jenen Bund wünschte. Mary ward protestantisch konfirmiert — auf Karls ausdrücklichen Befehl — trotz Jakobs Weigerung. Jakob trat nun um so entschiedener gegen den Protestantismus auf. An Wilhelms Hofe weilte in jener Zeit Sir William Temple, einer der fähigsten und tüchtigsten englischen Staatsmänner. Ihm war vor allen der Abschluss der Tripelallianz und des Friedens von Aachen zu danken. Geboren 1628, war er der engste Freund Jans de Witt — und ward von ihm wie auch von Wilhelm ausgezeichnet. Er sah durch den Vertrag von Dover sein Werk zerstört. Nachdem er drei Jahre im Haag gewesen, kam er nach England zurück, und lebte still auf seinem Landgute: ein edler Mann ohne Ehrgeiz und Parteigeist, verständig, ernst, ein begabter Schriftsteller, weit überlegen den meisten zeitgenössischen Politikern. Niemals strebte er nach höfischer Ehre und hohen Stellungen: wohl zehnmal hatte er die wichtigsten Ämter abgelehnt, wollte am liebsten ganz aus dem Staatsdienst entlassen sein, überall vermittelnd, und thatsächlich eine Zeit lang der wichtigste Mann für England nach dem König. Es ward ihm beschieden, 1674 den Vertrag mit den Generalstaaten abzuschliessen. Seit er wieder in Holland weilte, that er sein Bestes für den Frieden, und ebnete Wilhelm die Bahn zur endlichen Vermählung. Beim Friedenskongress zu Nymwegen war er Englands Bevollmächtigter. Er kam mehrmals zu kurzen Besuchen nach England zurück, und blieb sodann ganz dort. Er und Danby waren es, die unausgesetzt für diese Heirat wirkten. Zu dem ihm befreundeten Danby sagte Wilhelm:

Digitized by Google

Nicht leicht würde eine Frau es bei ihm haben. Danbys Frau und Schwester wussten ihm gleichfalls zuzureden. Der Lady Temple gab Wilhelm endlich Briefe an Karl und Jakob mit, die die Anmeldung seines Besuches enthielten. Er hatte den Vorschlag Karls früher nicht angenommen, doch niemals vergessen. Der Prinz durfte Temple vertrauen. Er ging mit ihm in seinem Garten zu Honslardyk, zwischen Loosduinen und Naaldwyk, nahe dem Haag, spazieren, ehe er in den Feldzug abreiste, und sagte ihm: dass man ihn vor England gewarnt hätte, und vor Karl. Er bewies ihm, dass er vorsichtig sein müsse in der Wahl seiner Frau. Temple und seine Gattin kannten Marys Erzieher, gaben über die junge Prinzessin die günstigsten Berichte, stellten ihr das beste Zeugnis aus. Wilhelm legte, da er jene Erkundigungen einzog, wie er offen sagte: viel Wert auf die Persönlichkeit seiner künftigen Frau: nicht als Fürst wolle er heiraten, vielmehr als Mann, der häusliches Glück und Frieden inmitten der Unruhen und Sorgen des Lebens suche. Lange hatte er den entscheidenden Schritt aufgeschoben, bis Temple sein Vermittler ward. Er entsandte nun Bentinck und liess sagen, wenn der Feldzug beendet, werde er kommen, da Karl es gewünscht. Karl war sehr froh, und Danby triumphierte.

Der ehrgeizige Mann, der wider Willen Clarendons System vertrat, wusste sich jetzt mit den Häuptern der mächtigsten englischen Whigs-Familien, der Russell und Cavendish, zu einen. Er selbst war entschiedener Tory, aber kein Fanatiker wie Rochester. Seine Schritte fanden grossen Beifall und stärkten seine Stellung: Sidney und Russell lobten ihn vor allen. Rochester seinerseits war gleichfalls bei Wilhelm gewesen. Aber obwohl er ein naher Verwandter Marys war, konnte er doch ihr Vertrauen nicht gewinnen. Unter den beiden Söhnen Edward Hydes, Marys Oheimen, war dieser jüngere Lawrence weitaus der bedeutendere, obwohl auch Henry viele Fähigkeiten besass: aber Lawrence war zugleich leicht reizbar, ungeduldig, unduldsam und dünkelhaft. Niemals lernte er Selbstbeherrschung — trotz all' seiner grossen Anlagen. Ein starrer Royalist, duldete er doch Karls völlige

Digitized by Google

Abhängigkeit von Frankreich, die er kannte: nun ging er als sein Bote mit wichtiger Mission zu Wilhelm. Aber Wilhelm erklärte ihm: alle Entscheidung läge bei Karl — Karl solle zum Frieden helfen, den England von Holland wünschte, den die Generalstaaten verlangten. Besass Wilhelm erst grössere Macht, dann konnte er den Frieden bringen. Jetzt aber konnte und musste Karl ihm helfen. Und Karl wollte helfen. Danby arbeitete stets in Wilhelms Geiste, und er freute sich besonders, als Rochester die Antwort brachte auf Karls Anfrage, er wolle mit Wilhelm über den Frieden sprechen: was Wilhelm dazu meine: er möge einen Vertrauten senden oder selbst kommen. Wilhelm sagte, er könne nur mündlich mit Karl sprechen. Der allgemein im Vordergrunde stehende, das öffentliche Leben beherrschende Gedanke war diese Heirat. Würde nun Wilhelm ganz in Englands Dienste treten? Darauf kam alles an.

Wilhelm kam nach England. Er „sah und siegte“. Der Hof hatte sich damals nach Newmarket zurückgezogen. Danby kam Wilhelm entgegen, ihn näher zu unterrichten. Karl kehrte ersichtlich einige Tage früher nach Westminster zurück, um Wilhelm Gelegenheit zu geben, Marys nähere Bekanntschaft zu machen. Oheim und Neffe sprachen lange mit einander über die Möglichkeit des Friedens. Anders stand jetzt der König Frankreich gegenüber als 1672. Damals hatte er angeblich um Wilhelms willen, der unterdrückt war, um ihn zu erhöhen, den Bund gegen Holland mit Frankreich geschlossen. Jetzt hatte England Frieden mit Holland, Wilhelm war mächtig geworden, und Wilhelm war Frankreichs Feind. Der Prinz blieb einige Wochen, wollte dann wieder verreisen, ohne dass er von der Heirat gesprochen hatte. Er war kein Hofmann und blieb, wie er war, am fröhlichen Hofe Englands. Er wird den Lakaien und Buhlerinnen dort ebenso wenig gefallen haben, wie sie ihm. Er wollte scheiden, um keinen Korb zu bekommen. Er liess durch Temple Danby rufen, und sagte ihm das. Der Minister suchte Karl in gute Laune zu bringen, er sprach sodann von vielen Briefen, die er erhalten, darin sich überall

Digitized by Google

der Glaube an die Heirat, und an diesen Grund von Wilhelms Kommen ausgesprochen fände. Alle würden jetzt an einen Korb glauben, kehrte Wilhelm unverrichteter Sache heim. Dann würden eine Unmenge Adressen, Bittgesuche und Proteste nicht ausbleiben, und wenn die Vermählung doch noch zu stande käme, würde Karl nicht der gebührende Dank; ward sie verweigert, würde der schlimmste Verdacht neue und gefährlichere Nahrung erhalten. That aber der König jetzt diesen Schritt, freiwillig: dann war sein allein die Ehre, dann würde er mit Wilhelm in festem Bunde stehen und England für sich gewinnen. Danby gab sich viel Mühe und war schlau genug. Karl behauptete: er habe gar nicht zuvor an eine solche Heirat gedacht. Und Danby, der Listige, sagte: Ich wusste es. Der König fuhr fort: Mein Bruder wird es nie zugeben. Das ist möglich — sagte Danby: Aber Karl ist König und muss befehlen. Jakobs eigenstes Interesse muss ihn zwingen, dem Machtwort zu gehorchen. Jedermann weiss in England, dass er Papist; und übergross ist die Sorge darum allenthalben. Sie kann leicht beschwichtigt werden. In Mary und Wilhelm sehen die Protestanten ihre Führer: es wird allen klar werden, dass Jakobs Religion nur seine Privatangelegenheit ist, die keinesfalls das Reich in Mitleidenschaft ziehen wird. — Karl rief Jakob. Danby musste bleiben. Der König sprach zu seinem Bruder: Ich liess Dich rufen damit Du meinen Willen erkennst; ich bin gewiss in dieser Sache, dass sie nützlich und heilsam ist. Du wirst es auch sein. Jakob fragte nicht, welche Sache er meine, erklärte sich aber bereit und willig, alles zu thun, was dem König gefalle. Nun liess Karl Danby seine Sache vorbringen. Jakob schien sehr bestürzt. Karl aber sagte: Bruder, ich verlange es von Euch — thut es mir zu Gefallen, sowohl als um Euretwillen selbst. — Danby liess Wilhelm rufen. Karl sprach in verbindlichster Art: Vetter, es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, ich will Euch eine Gehülfin geben: ich bin gesinnt, Mary Euch zur Frau zu geben. Jakob, mit verstellter Freimütigkeit, sehr hötlich, gab ihm sein Wort, Karl fügte noch hinzu: Besinnt Euch: Liebe und Hass vertragen sich nicht mit einander.

Digitized by Google

Wilhelm und Mary fanden sich. Er wusste, dass keine Frau es leicht mit ihm haben werde. Aber Mary machte ihm einen günstigen Eindruck: sie würde sich gewiss ganz ihm anschliessen. Darauf vertraute er, und zögerte nicht mehr. Jakob war durch Ludwig noch zuletzt eindringlichst gewarnt worden und hatte ärgerlich erwidert: Nicht ich, meine Tochter will sich mit dem Prinzen von Oranien verheiraten: oft geschehen Heiraten in souverainen Häusern, ohne dass ihre Politik dadurch geändert wurde. — Jakob hatte allen Grund zur Nachgiebigkeit. Er gewann den Vorteil, dass die Aussicht auf Wilhelms Thronfolge, einmal in England erweckt, den Widerspruch gegen die seine mildern werde. Karl wollte durch diese Vermählung Wilhelm noch fester an das Königshaus von England fesseln. Und Jakob gehorchte ihm.

Die Verwunderung und Freude über die nun so schnelle Entscheidung war gross. Danby wusste zu verhindern, dass mit Karl oder Jakob jemand spräche, ehe die Sache im Geheimen Rat ausgemacht worden. Er liess den Rat berufen — dann führte er Wilhelm zu Mary.

Der Gesandte Barillon erzählt uns von Ludwigs XIV. Schreck und Wut: er warf es Karl in den härtesten Ausdrücken vor: dass er einem gewissen Feind Frankreichs die Thronerbin gegeben. Mountague brachte erst am nächsten Abend Briefe Jakobs und Wilhelms an Ludwig, wusste erst selbst nicht, worum es sich handle. Wilhelm war durch Jakob zu seinem Briefe bewogen worden; erst nicht Willens gewesen, zu schreiben. Karl schrieb: auf die Nymweger Verhandlungen würde diese Heirat günstigen Einfluss ausüben, und Ludwig darum nur nützen. Mountague ward nach England berufen, und Danby fragte ihn: was Ludwig dazu gesagt habe. Mountague erzählte: der Verlust einer Armee hätte ihn nicht empfindlicher treffen können. Da sagte Danby: Karl wusste zwei Stunden vorher, Jakob eine Stunde vorher nichts davon: Ludwig thut ihnen unrecht. — Es war thatsächlich ein Meisterstück der Politik Danbys gewesen — aber Jakob verzieh es ihm nie.

Karl hatte erst nach dem Abschluss des Friedens die

Digitized by Google

Vermählung vollziehen wollen. Dessen weigerte sich Wilhelm und gab nicht nach. Er schrieb an Fagel: er habe ernstgemeinte Kunde von der französischen Werbung erhalten. Karl seinerseits sprach: Ich täusche mich nicht in dem Prinzen — er ist ehrenhaft. So ward diese Vermählung „das beste was Karl für England und Europa that" — obwohl er auch dabei seine eigennützigen Ziele verfolgte. Jakob entschuldigte sich Barillon gegenüber: er stellte sich überrascht, er war ausgewichen, er suchte Aufschub und machte Ausflüchte: er weigerte sich entschieden — Karl aber wusste, was er wollte: er kannte auch seines Bruders Gegengründe. Er sprach im Geheimen Rate: verschiedene Werbungen lagen vor: Frankreichs, Schwedens, und die des Oraniers. Er zog Wilhelm vor. Mary sollte nicht die Gemahlin eines fremden Königs, und England nicht Provinz werden: „eher wollte ich sie tot." Jakob fügte dem hinzu: Ich hoffe damit einen Beweis zu geben von meiner auf. richtigen Gesinnung für das Gemeinwohl. — Karl wollte ferner in Frieden leben mit seinen Unterthanen. Das sagte er zu Barillon. Wilhelm freute sich, dass dies gelungen: wollte aber nicht nur selbst nicht Frankreichs Diener sein, sondern auch Karl und Jakob aus der Knechtschaft befreien. Inmitten all' der Freudenfeiern fürchtete man doch: er könne zu nachsichtig sein gegen Karl. Man hatte eben Ursachen, Karl zu fürchten. Aber jetzt trieben Karl und Wilhelm zur Eile. Die Einwilligung der Generalstaaten erfolgte rasch. Ohne alle äusserlichen Feierlichkeiten ward die Ehe geschlossen. Karl blieb wohlwollend, er sah Wilhelm ungern scheiden — er geleitete beide bis ans Schiff, da sie reisten. Die Heirat ward, wie merkwürdigerweise gerade ein Jesuit (Wagner) zugab: ‚res utrique nationi saluberrima'. Alle vernünftigen Katholiken lobten und loben das Werk der „antifranzösisch-protestantischen Kombination": sie wussten, dass es eine That der Politik war — und niemand wusste, dass es eine in allem glückliche That war. An Wilhelms Geburtstag, da er 27 Jahre alt ward, am 14. November ward die Hochzeit gefeiert (1677). König Karl fasste auf Comptons Frage: Wer giebt dieses

Digitized by Google

Weib diesem Manne? Marys Hand: Ich gebe sie. Wilhelm hatte schneller gesiegt, als er geglaubt; erst nicht einen günstigen Ausgang erhofft — doch kam er auch diesmal Ludwig zuvor. Fagel, der Ratspensionär, ein treuer Freund des Oraniers zugleich und ein treuer Diener Hollands, war ebenso betroffen wie erfreut. Das lehren seine Erzählungen gegenüber dem kaiserlichen Gesandten Kramprich. Englands Misstrauen gegen Wilhelm erwies sich so ungerechtfertigt, wie dasjenige Hollands. Thatsächlich gewann er viel Einfluss auf Karl, nicht dieser auf ihn. Aber dennoch konnte er den Charakter des Königs wie des Herzogs von York nicht ändern und sie nicht daran hindern, in ihrem verhängnisvollen Thun zu beharren. Freilich schrieb Jakob oft nach dem Haag und suchte Wilhelms Freundschaft: aber den Verblendeten ist nicht zu helfen. Das musste Wilhelm erkennen. —

England war beschwichtigt und beruhigt. England hatte den Krieg mit Frankreich gewollt; und diese Stimmen verstummten nun zunächst. Karl hatte gehandelt. Er betrog auch Danby, und ging doch an Frankreichs Seite weiter, so dass Frankreich thatsächlich im Frieden nichts verlieren konnte. Noch war Europa dem hehren Ziele — der Befreiung von Frankreich und vom Papismus — nicht viel näher gekommen, trotz Wilhelms kühnem Streiten und kluger Diplomatie. Wilhelm selbst wusste dies am besten: und so ging er weiter. Er verliess sich nicht auf Karl. Aber auch Ludwig hatte eingesehen: dass er sich auf Karl nicht verlassen könne. Er gab ihn auf, als er sah, wie gross in England doch schon Verdacht und Vorwurf gegen ihn geworden war. Konnte aber England Frankreich nicht helfen, so sollte es geschwächt sein durch inneren Zwiespalt: zur Strafe wie zur Verhütung weiterer Gefahr. Dazu verhalf Ludwigs schlaue Politik.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Wilhelm III. und Karl II. bis zum Frieden von Nymwegen und bis zum Sturz des Ministeriums Danby. Wilhelm III. und Ludwig XIV.

Wilhelm stand im Kriege noch immer so gut wie ganz allein. Österreich half im Grunde Frankreich mehr als ihm. Zwei grosse Kriegshelden, auf jeder Seite ein Führer, waren den Heldentod gestorben: bei Sassbach fiel Turenne — und bei Catania erlag de Ruyter seinen Wunden. (Michel de Ruyter (geboren 1607, † 1676) stand einst unter und neben dem älteren Tromp im Kriege von 1652—1654 mit England: Martin Harpertzoon Tromp (geboren 1594) stand damals neben Cornelis de Witt; sodann, als Tromp gefallen, waren de Witt und de Ruyter einander gleichgestellt: über den jüngeren Tromp, Cornelis (1629—1691) ward de Ruyter gestellt, da er Anhänger de Witts, jener Parteigänger der Oranier war. Tromp diente ungern unter de Ruyter. Er ward seiner Stelle enthoben. De Ruyter ward im zweiten Kriege (1665—1667) mit dem Oberbefehl betraut. Cornelis de Witt zog sich zurück: und Wassenaar d'Obdam war gegen Jakob von York umgekommen. Kein gedeihliches Nebeneinanderarbeiten und Zusammenwirken de Ruyters und Tromps für die gemeinsame Sache hatte man für möglich halten können — bis Wilhelm zwischen sie trat und sie versöhnte. Nun halfen sie sich beide und halfen Holland. de Ruyters Triumphe waren 1665 gross wie 1672. Nun (1676) blieben nur noch Evertsen und der jüngere Tromp, als auch de Ruyter gestorben war.)

Auf Frankreichs Seite waren Führer zu Lande die Marschälle Luxemburg, Condé und Schomberg. Wilhelm war durch seine Verbündeten nur gehemmt. Er musste oft gezwungen unthätig sein. Und die Generalstaaten wünschten den Frieden: Holland war ja nun gesichert und gerettet — durch Wilhelm. Seine Gegner vor allen, die Aristokraten, wollten nicht länger Krieg führen: sie traten jetzt wieder hervor, und das Volk hielt es jetzt mit ihnen. Sie liessen Karl II. wissen, ihm den festen Willen der Generalstaaten

Digitized by Google

kund thun: unter allen Bedingungen Frieden zu schliessen. Karl möge sich nicht durch die Verbündeten zum Eintritt in die Koalition verleiten lassen. So sprach der Gesandte van Beuningen in London. Sie waren undankbar für die Rettung von sicherem Untergange. England, auf dessen Drängen Karl II. Wilhelm nach England eingeladen, wollte wie der Statthalter, dass der König sich der Koalition anschliesse. Oft schwebte Wilhelm in dieser Zeit in Lebensgefahr: mitten in den Empfangsfeierlichkeiten bei seiner Heimkehr ward er wieder zum Kriege abberufen. Ludwig XIV. wollte keinen Frieden, dazu er die Bedingungen nicht vorschreiben konnte. Das wusste Wilhelm. Und Wilhelm handelte klug. Unter dem Eindruck von Ludwigs Weigerung, Frieden zu schliessen, von Ludwigs neuen Eroberungen schlossen die Alliierten einen festen Vertrag, ihn zum Frieden zu zwingen. Karl versprach dies im Parlament: und England erhoffte den Krieg mit Frankreich. Ludwig hatte nach Wilhelms Vermählung mit Mary mehr denn zuvor den Frieden gewünscht: Wilhelms Gegner in Holland, aus Furcht vor Wilhelm, ebenso. Auch manche in England wünschten diesen Frieden. Ludwig zürnte Karl — und Wilhelm: Wilhelm rechnete auf England: nicht auf Karl. Jakob schrieb ihm: Gilt es den Krieg mit Frankreich, so helfen wir Dir. Karl war Ludwig jetzt im Wege. Ludwig verband sich mit der Opposition in England und Holland gegen Karl und Wilhelm. Die Holländer wusste er zu bewegen, dass sie wider Wilhelms Willen den Frieden suchten: England stürzte er in völlige Verwirrung — durch den Fall des Ministeriums Danby. Dieser Fall war sein Werk. Danby war in England zu mächtig geworden, in England und in Frankreich gefürchtet. Und die holländischen Aristokraten fürchteten, dass Wilhelm seine eigenen dynastischen Ziele verfolgte: sie fand jetzt der König von Frankreich nachgiebig. Solange er zu wenig nachgab, hatte Wilhelm — und Karl mit Danby — die Oberhand. Da aber erfolgte Danbys Sturz — weil er Jakob von York nur beschränken, nicht stürzen wollte, wandte sich das Parlament gegen ihn. — Der Friede von Nymwegen ward geschlossen. Noch ehe

Digitized by Google

Wilhelm davon wusste, hatte er sich in einem letzten blutigen Treffen mit den Franzosen geschlagen: wie um den Frieden zu verhindern, Luxemburg angegriffen, ehe er die Nachricht erfuhr: sie traf ihn am nächsten Tage, und traf ihn tief: es war noch lange nicht genug gewonnen, Frankreich noch viel zu mächtig.

Ludwig hatte sich gegen alle andern Verbündeten hart erwiesen: günstig waren seine Bedingungen nur für Holland. Sofort nahm Holland sie an.

Inzwischen fiel Danby. Barillons Intriguen siegten. Ludwig XIV. liess jene Papiere, daraus hervorging, dass Danby im Namen Karls mit Frankreich unterhandelt hatte, in England bekannt werden. Danby ward des Verrats geziehen. Ludwig zürnte ihm wie wenigen andern. Der Schrecken bei der offenbaren Entdeckung dessen, was man bisher wohl gefürchtet, dafür man aber keine Beweise hatte: dass England von Frankreich abhängig sei — war ungeheuer gross: und ebenso die Entrüstung über Danby allgemein. Die auch nicht besser waren als er, verwarfen ihn zuerst, schmähten ihn am lautesten. Fünf Jahre musste er im Tower büssen. Shaftesbury ersetzte ihn.

Ludwig hatte wohl erkannt, dass Danby allzeit thatsächlich sein Feind gewesen und bleiben würde. Der Minister ward nun das unschuldige Opfer von seines Königs Verräterei. Er hatte sowohl mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland unterhandelt, als auch die geheimen Verträge Karls mit Ludwig vermittelt. Doch strebte er wie sein Meister Wilhelm danach, Frankreich zu bändigen. Ludwig suchte Wilhelm vergebens für sich zu gewinnen. Wilhelm lehnte stillschweigend ab. Die Vertraulichkeit zwischen ihm und Karl wuchs wie Ludwigs Furcht vor ihm. Karl wusste: es handle sich jetzt für ihn um die Krone, er sei in gefährlichster Lage. So sprach er zu Barillon in Jakobs Gegenwart. Wilhelm und er wollten Vermittler sein, um den Frieden herbeizuführen. Nun war der Friede geschlossen. Aber Danby und England wollten noch mehr: das Parlament wie das Heer forderten den Krieg mit Frankreich. Karl aber wollte nicht von ihnen abhängig sein. Zu Barillon hatte Danby

Digitized by Google

gesagt: Wenn Cromwell an der Spitze der Nation stünde, so dürfte Ihr König mehr Respekt haben. — Das war offen genug. Ludwig hielt Karl hin, entschlossen, bei der geringsten Feindseligkeit die Schriften zu veröffentlichen, die die grösste Bestürzung hervorrufen mussten. Er sah jetzt: dass die Koalition keinen rechten Halt hatte. Freilich konnte er Holland nicht demütigen. Das hatte Wilhelm verhindert, er allein. Aber Ludwig sagte sich trocken: Schliesslich muss doch das letzte Goldstück siegen. Seine Gegner waren erschöpft. Heinrichs IV. weise Politik hatte nach den Religionskriegen Frankreich gehoben, während Deutschland darnieder lag. Schweden war mit Gustav Adolfs Tode doch immer mehr zurückgegangen, trotz seiner grossen Feldherrn und Staatsmänner. Spanien war wehrlos. Frankreichs Grösse und Reichtum wussten Richelieu und Ludwig mit vieler Geschicklichkeit zu benutzen. Ludwig war ohne persönlichen Mut und ohne Ehrgefühl, in keiner Weise eine vornehme, nur eine rohe Natur: in allem tief unter Wilhelm III. stehend. Die Centralisation Frankreichs erwies sich für die Gegenwart günstig, obwohl sie für die Zukunft furchtbar schadete. Ludwig hatte unleugbar eine hohe Auffassung von seiner und Frankreichs Stellung: das wollte er überall zeigen, und überall der Erste sein. Ludwig war jetzt eitler, engherziger, selbstsüchtiger als je, aber auch fleissiger, beharrlicher, von den raschesten Entschlüssen beseelt. Er fand die Grossen und benutzte sie: und immer höher wuchs sein Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Das ist für einen rechten Mann und rechten Fürsten beides not. Aber Ludwig war kein rechter Mann und kein rechter Fürst. Selbstbewusstsein lehrt den Menschen sich selber kennen: und das ist für jeden wichtig, sich zu beurteilen und andre. Wer sich nicht kennt, der kennt auch andre nicht. Wer zu viel wiederum sich mit sich selbst beschäftigt, der schliesst zu leicht von sich auf andre, und irrt dann auch. Er muss aber an sich selber glauben, sich selbst vertrauen: sonst kann er keine Thaten thun — sonst kann er auch nicht an andre glauben, und nichts für andre, um der andern willen thun. Das aber muss er, wenn er anders, durch Selbsterkenntnis

Digitized by Google

und Selbstvertrauen gestärkt, an das Gute im Menschen glaubt, und das Edle im Menschen sucht — nicht nur das viele Niedere. Wird einem solchen gross Denkenden auch vieles von den Niederen angethan: sein Blick bleibt doch gütig auf sie gerichtet. Das alles wusste Wilhelm — und kannte Ludwig nie.

Aber alle sollten Frankreichs Macht sehen, und alle sahen Frankreichs Macht. Alle ahmten Ludwig in lächerlichster Weise nach: zumal die Deutschen. In ihm war nicht eigentlich Eroberungsgier: nicht sie allein sein Ziel: aber das war sein Weg: der eine: alles sollte, wie in Frankreich, auch in Europa in einer, seiner Hand vereinigt sein. Dafür sorgte in Frankreich seine geschickte centralistische Verwaltung, seine Staatsmänner und sein Heer. Spanien, das im Anfang des 16. Jahrhunderts fünfzehn Millionen Einwohner zählte, hatte um die Mitte des 17. keine sechs Millionen mehr. Der Kaiser musste den Frieden mit Frankreich erstreben, um gegen die Türken fechten zu können. Er wandte Frankreich den Rücken zu, jenen das Antlitz. Ludwig fiel ihm in den Rücken. Der allerchristlichste König hielt es mit den Türken. Er war nicht unweise darin. Er ahnte vielleicht: dass ein Staat, der durch eigene Schuld keine eigenen Freunde hat, mit denen, die es sein sollten, brach: ganz wohl mit einem Lande wie die Türkei, das stark war und blieb, es halten dürfe. Dass die politischen Grundsätze die Politik beherrschen müssten — nicht Sentimentalitäten derer, die nichts von Politik verstehen und Politik nicht kennen dürfen — aber um so eher sich überall einmischen. — Der materielle und moralische Schaden, den Deutschland erlitten, war unermesslich. In der kleinlichsten Sorge rieben die Bürger ihre Kraft auf, in unwürdigstem Prunke die Fürsten und der französierende Adel. Ein Bernhard von Weimar war wohl einzig in seiner Art, eine seltene Erscheinung.

Ludwig erntete, was andre gesäet hatten. Er schien sehr gross zu sein — und allmächtig. Er ward immer übermütiger. Friedensschluss bedeutete für ihn allzeit eine Reihe von Beschimpfungen aller: aber jede Beschimpfung

Digitized by Google

half dem kaltblütigen und schweigsamen Gegner, der vom Haag aus zusah, die grosse Allianz von ganz Europa aufrichten. Er wusste: England müsse dabei sein, und baute alles auf diesen Gedanken und diese Hoffnung auf. Karl musste mit England einig sein, um nicht von Frankreich abhängig zu sein. Karl gab nicht nach. Mehr Hoffnung auf ihn hegte Wilhelm nun seit seiner Vermählung: eindringlicher konnte und wollte er jetzt auf Karl einwirken. Frankreich war thatsächlich schon auf dem Rückzug begriffen: wenn auch das Bewusstsein der eigenen Allmacht in Frankreichs Herrscher nicht gesunken war, der sich den Herrn der Welt fühlte, der gefürchtetste Mann seiner Zeit. Er wäre Herr der Welt geworden, wenn nicht „im äussersten Winkel Europas auf jenen Dämmen, an deren geöffneten Thoren sein Glück schon einmal gescheitert war, es einen kränklichen, mürrischen Mann gegeben hätte, der mit klarer Einsicht und festem Willen ihn als den ärgsten Feind der Freiheit und des Friedens erkannte und mit zäher Ausdauer bekämpfte.“ Das Ideal Ludwigs war ein nach allen Seiten hin in sich abgerundetes, geschlossenes, einheitliches Ganzes, das seinen Antrieb, seine Führung und Leitung nur von ihm empfing. Und dies sollte Europa heissen. Er kannte sein Ziel — und er musste weichen, trotz aller Mühen.

Wilhelm war stärker. Er erschien allzeit sowohl an Körper als an Geist älter als andre: er war niemals jung gewesen. Eine hagere Gestalt, eine hohe und breite Stirn, eine Nase, gebogen wie der Schnabel eines Adlers, die Augen wetteifernd an Glanz und Schärfe mit den Augen eines Adlers, blasse, eingefallene, von Krankheit und Sorge tief gefurchte Wangen, ein entschlossener Mund: so stellt er sich uns dar. Dieser Ausdruck von Nachdenken, finsterem Ernst und Feierlichkeit konnte kaum einem glücklichen Manne gehören, deutete aber in der verständlichsten Weise auf Fähigkeiten, welche den schwierigsten Aufgaben gewachsen waren, und auf einen Mut, welcher durch die grössten Widerwärtigkeiten und Gefahren nicht erschüttert ward. Er besass alle Eigenschaften eines grossen Regenten: er erzog sich selbst zu seltener Willenskraft. Das Volk Hollands

Digitized by Google

liebte ihn, und sah in ihm den Herrn — schon in seiner frühesten Jugend. Er dankte vielleicht heute seinen strengen Erziehern, die ihn überwacht hatten; damals sah man Thränen in den Augen des jungen Staatsgefangenen, da alle alten Diener seines Hauses von ihm entfernt wurden, als er fünfzehnjährig war — sie waren ihm zu treu ergeben gewesen. Was galt sein Widerspruch? Man ahnte die Gemütsbewegungen seiner vereinsamten Stellung kaum. Solche Stellungen führen den Schwachen auf Irrwege und entnerven ihn: im Starken stählen sie die Kraft. Er war kein Jüngling von gewöhnlicher Art; er lernte vorsichtig und fest zugleich auftreten, seine Geheimnisse bewahren, allzeit einsilbig genug — aber er konnte auch voll feuriger, hinreissender Beredsamkeit sein. Von früher Jugend an lauschte er voll Teilnahme Gesprächen über Finanzen, Krieg und Bündnisse. Er verstand lateinisch, italienisch und spanisch, sprach und schrieb deutsch, französisch, englisch und holländisch fliessend. Das war wichtig für den, der berufen war, grosse Bündnisse zu bilden, Heere der verschiedensten Nationen unter seinem Befehle zu haben. Über religiöse Fragen hatte er viel nachgedacht und dachte er unausgesetzt weiter; er war niemals unduldsam und jeder Verfolgung um der Religion willen abgeneigt.

Seiner persönlichen Neigung nach war er zuerst und am meisten Krieger. In der Kriegskunst war er Autodidakt wie Cromwell — auch hierin seinem ihm in so vielem verwandten Vorgänger ähnlich. Er hatte ebenso wenig wie dieser hierin einen Lehrmeister gehabt und keine Lehrjahre durchgemacht: er zeigte aber sogleich die vollendete Meisterschaft, die die Mitglieder seines Hauses kennzeichnete. Er zeigte seltenen persönlichen Heldenmut zugleich. Als seine Heimat verloren schien, allgemeine Panik herrschte — da ward der 21jährige Europas berühmtester Feldherr und Staatsmann. Alsbald bewies er, dass er thatsächlich ein vollendeter Staatsmann und der erste Feldherr seiner Zeit war. Viele Gefahren umringten ihn, bedrohten ihn. Aber keiner hat jemals etwas entdecken können, was er fürchtete. Wenn selbst Cromwell Furcht hegte — er kannte sie nicht. Seine Kühn-

Digitized by Google

heit zeichnete ihn in der Schlacht vor 10000 der tapfersten Krieger aus. Er erzwang den Beifall feindlicher Heere. Während seiner ersten Feldzüge setzte er sich der Gefahr aus wie ein Mann, der den Tod suchte; stets beim Angriff der erste, beim Rückzug der letzte, behauptete er seinen Platz; wenn auch verwundet, schwenkte er fröhlich seinen Hut im ärgsten Feuer. Nach der Schlacht von Seneff sagte sein Gegner Condé von ihm: er hätte in allen Stücken sich wie ein alter General betragen, wenn er nicht wie ein junger Soldat sich dem Feuer ausgesetzt hätte. — Wilhelms Pflichtgefühl sagte ihm: ich muss stets auf dem gefahrvollsten Posten stehen, allen andern zeigen, wie man Schlachten gewinnt. Mancher als hoffnungslos erscheinende Tag ward durch seine Kühnheit wieder gewonnen, mit der er die geschlagenen Bataillone sammelte, mit eigener Hand feige Flüchtlinge, die ein schlechtes Beispiel gaben, niederstreckte. Am liebenswürdigsten, am lebhaftesten war er in der Schlacht. Um so bemerkenswerter erscheint diese Kühnheit seines Geistes, da ihn stets Kopfweh und Husten, Atembeschwerden und Müdigkeit quälten. Voraussichtlich würde ihm kein langes Leben beschieden sein: aber die Stärke war ihm eigen und die Manneskraft, seine Leiden zu tragen als ein Held. „Er ward geboren mit heftigen Leidenschaften und lebendigen Gefühlen, aber die Stärke seiner Gemütsbewegungen ward von der Welt nicht geahnt. Vor der Menge wurden seine Freude und sein Schmerz, seine Liebe und sein Zorn durch eine pflegmatische Ruhe verdeckt, welche ihn als kaltblütigsten Mann erscheinen liess.“ Ward er zornig, was selten geschah, dann war er furchtbar in seinem Zorn. Eben so gewaltig wie sein Zorn war seine Liebe geartet. Er hatte wenig Freunde, aber diesen wenigen gegenüber war er ein andrer Mann, als der verschlossene, stoische Oranier, von dem die Menge annahm, dass er von menschlichen Gefühlen verlassen sei. Freundlich, herzlich und heiter war er dann, er liebte fröhliche Unterhaltung, zeigte warme Teilnahme für jeden.

Er bildete den vollkommensten Gegensatz zu Ludwig XIV., dem üppigen, prunkliebenden, verschwenderischen Tyrannen,

Digitized by Google

dem „grossmütigen“ Beschützer von Kunst und Wissenschaft, den grausamen Verfolger aller anders Gesinnten. Wilhelm hatte einfachere Neigungen, unbekümmert, unbeweglich blieb er da, wo Ludwig Ärger und Verachtung zeigte; allezeit höflich auch in der äusseren Form.

Der Friede von Nymwegen war nur ein verkappter Krieg. Wilhelm hatte im Haag und in seinem Holland, wie die Oranier vor und nach ihm, Friedenskongresse zu leiten. Jene Kongresse waren wenigstens notwendig und ungleich nützlicher wie die späteren, keinesfalls schädlich.

Ludwig selbst sah den Frieden kaum als Waffenstillstand an. Das sollte bald offenbar werden. Ludwig war vorerst befriedigt: Karl hatte genug in England zu thun. — Wilhelm verbarg auf fast ununterbrochenen Jagden seinen leidenschaftlichen Grimm über solchen Frieden. Die meisten Nationen beugten sich vor dem „grossen“ König. Europa widerstand nur noch in einem Manne — aber dieser eine Mann genügte.

Fünfter Abschnitt.

Die letzten Jahre der Regierung Karls II. (1679—1685).

Shaftesbury hatte, wie er meinte, gewonnen Spiel: noch einmal trat er in den Vordergrund, während alle die anderen Mitglieder des einstigen Cabal-Ministeriums der verdienten Vergessenheit oder der Verachtung anheimfielen. Er erwies sich schon vordem als der weitaus bedeutendste der fünf. Noch einmal nahm er jetzt das Amt des Lordkanzlers von England ein, und triumphierte noch einmal. Aber auch er sollte wie Clarendon als Flüchtling enden. Jener, der ihn einst abgelöst, den er nun ablöste, Danby, stieg doch wieder empor, um dann auf immer zu sinken, und lange seinen Sturz zu überleben. Das wäre Shaftesbury nicht möglich gewesen.

Die letzten Jahre der Regierung Karls II. sind be-

Digitized by Google

zeichnet durch seinen grossen Kampf mit Shaftesbury. Der Kampf ward beendet durch die Niederlage des letztern. Dann ging der Unterlegene zu sterben — und ihm folgte der Sieger bald darauf.

Dass eine wirkliche Verschwörung in England zustande gekommen war gegen Englands Freiheit und Religion: das war jetzt bekannt geworden. Karl II. hatte noch im Jahre 1678 mit Ludwig XIV. unterhandelt, so schmählich wie nur je, und sich von ihm bezahlen lassen: selbst jetzt, nachdem er Wilhelm die Hand geboten, und England ihm dafür dankte. Danby half ihm dazu. Diese Würdelosigkeit ward sein Verderben. Sie erbitterte vor allen Shaftesbury, der sich wie Danby betrogen sah, und nun für England einzustehen entschlossen war; sie liess England aufstehen wider den Papismus und Jakob von York, seinen hervorragendsten Vertreter. Man forderte seine Ausschliessung vom Throne, und die Verhandlungen ihretwegen füllten diese Jahre aus. Noch mehr: das Vorhandensein eines wirklichen Komplottes liess eine tolle Erfindung als wahrscheinlich und wahrheitsgemäss, eine Lüge als Gewissheit erscheinen: die Erfindung des „papistischen Komplottes". Sie folgte jetzt zunächst noch während Danby die Zügel hielt; sie ward durch Shaftesbury benutzt, und regte die Gemüter allenthalben in unerhörter Weise auf.

Englands Protestantismus fürchtete von seiten Karls und Jakobs die furchtbarsten Gefahren. Und in der That: der schwerste Schlag, den der Protestantismus je erlitten, war jetzt in England möglich und wahrscheinlich — so sprachen Englands Feinde es selbst offen aus! — er bedrohte England durch den Verräter Karl und durch den Fanatiker Jakob. Ging Englands Protestantismus dauernd unter, so würde sich der gesamte Protestantismus kaum mehr erholen. Das aber wussten die Engländer. Dagegen wehrten sie sich mit aller Macht. Und jetzt begannen sie die gefährlichen Feinde ihrerseits anzugreifen, um sie zu bändigen: weil die Gutgesinnten sich in der Notwehr befanden. Dazu verhalf ihnen Titus Oates, der Erfinder des „papistischen Komplottes", und Shaftesbury, der die Anklage

Digitized by Google

aufnahm: die wichtigere Persönlichkeit von beiden. Aber auch Oates ist wahrhaftig interessant. Solche Zeiten schaffen solche Menschen wie er: sie sind nicht selten bis in unsere Tage: wir haben ihrer noch manchen gesehen, solche unwürdigen Gestalten gleich ihm. Um 1656 geboren, verleugnete er seinen anabaptistischen Glauben und wurde anglikanischer Geistlicher, führte aber einen so anstössigen Lebenswandel, dass er endlich abgesetzt wurde und — wieder seinen Glauben wechselte. Er ward — Jesuit, „Bruder Ambrosius". Aber er ward nochmals verjagt. Nun ersann er einen förmlichen Roman. Er hatte bei den Jesuiten viel davon gehört, dass und wie man England rekatholizieren wolle; er dachte sich die verruchtesten Mittel aus, wie dies wohl etwa zu vollbringen sei — und ward Ankläger in diesem Sinne. Sein Zweck war: sich wichtig zu machen. Er war ein Gewohnheitslügner von erstaunlicher Frechheit und Verworfenheit. Danby missachtete seine Angaben. Shaftesbury nahm sie auf — um Danby zu verdrängen, und Englands Freiheit auf seine Weise zu dienen. Wenn er auch seine persönlichen Pläne stets im Auge behielt, und seine ehrgeizigen Zwecke nie vergass: so dachte er doch allzeit aufrichtig an das Gemeinwohl, und hegte wirklich grosse Ziele; er wollte England nicht von seinem eigenen und nicht von einem fremden König, vor allem nicht von Frankreich und Rom abhängen sehen, und war darin energischer als Danby, der im Grunde die gleiche Ansicht hatte, zugleich aber Karls Willen nachgab. Danby hatte doch noch das „Komplott" benutzen wollen, um Karl vom Papismus zu entfernen, da er ihn jetzt gar nicht mehr traute. Aber Shaftesbury war geschickter. Karl hatte ihn einst in einem energischen Schritte gestürzt, weil der Minister ihn hemmte in seinem Vorgehen als Freund Frankreichs und des Papismus: auch damals intriguierte Shaftesbury zu Hollands Gunsten gegen Karl und zwang Karl nachzugeben. Karl gab nach und suchte durch Danby zu siegen. Danby versprach den Krieg mit Frankreich. Karl täuschte ihn und — Danby sank, und Karl hatte Shaftesbury wieder berufen als Nachfolger Danbys. Danby hatte bewiesen, dass man in Frankreich ihn

Digitized by Google

für Frankreichs Feind hielt — und dass Karl allein blossgestellt war. Karl aber siegte damals. Heute gehorchte der König Shaftesbury — anscheinend. Shaftesbury lachte: Lasst den Schatzmeister (Danby) so laut wie es ihm beliebt gegen Papisterei schreien: ich werde ihn noch übertönen. — Karl sah ein, dass ganz England jetzt hinter Shaftesbury stand: er billigte, dass die Katholiken verfolgt, mehrere ihrer Führer, darunter erwiesene Verschwörer, hingerichtet wurden. So zeigte er sich England gegenüber als Freund der Freiheit und der Religion des Landes — und betrog England und — Shaftesbury von neuem. Die Volkswut stieg aufs höchste, als der Richter, der Oates' Verhör geleitet, Sir Edmondsbury Godfrey (der einst, als in London die Pest wütete, mutig Ordnung geschaffen hatte), ermordet ward. Shaftesbury glaubte Karl auch dazu zwingen zu können, dass er einwilligte in die Verstossung Jakobs. Aber auch er täuschte sich eben in Karl. Der König wollte nur Jakob als seinen Nachfolger sehen. Und Shaftesburys verhängnisvoller Irrtum war, dass er auch Wilhelms Grösse nicht zu ahnen, nicht zu fassen vermochte; er misstraute dem Oranier und wollte — Monmouth zum König. Monmouth war Karls Sohn — und Karl liebte ihn.

Karl liess Danby fallen, und gab sich zunächst, wie alle und auch Shaftesbury selber meinten, in Shaftesburys Hand. Seine Geheimnisse nicht preiszugeben, löste er das Parlament auf, das am längsten unter allen in England bestanden hatte (1661—1679), und überaus loyal war, so loyal, dass, als Karl es einst auflösen wollte, um die Testakte zu verhindern, alle ihm sagen mussten: jedes künftige würde ihm weniger ergeben sein. Shaftesbury war des Königs Berater und Helfer. England hoffte wieder.

Aber die Thronfolgefrage beherrschte jetzt alles. An ihr sollte Shaftesbury scheitern.

Sein Verwandter George Savile, nachmals Lord Halifax, ein schneidiger, geistreicher Redner, stand neben ihm: und die Häupter der Russell und der Cavendish waren jetzt seine Freunde. William Russell und William Cavendish, nachmals Lord Devonshire, halfen ihm getreulich.

Digitized by Google

Temple stand mehr beiseite, war aber ein weiser Ratgeber. Sunderland, klug und gewandt, aber unedel und unehrlich, gewann Einfluss auf Karl. Am meisten aber ward der König von seinem Bruder bestimmt. Das Parlament hatte Karl nicht hindern können, Krieg zu führen, wenn England den Krieg nicht wollte: und er hatte den Krieg verweigert, wenn England ihn forderte. Jeder Engländer hasste Frankreich, und Karl stand an Frankreichs Seite. Er täuschte die Mit- und Nachwelt, Staatsmänner und Historiker. Shaftesburys einerseits schien ein Höfling zu sein. Auch er trug eine Maske: er war geschickter als alle andern Politiker. Karls Maske war noch besser gewählt: die Maske seiner Gutmütigkeit. Er war noch geschickter wie Shaftesbury. Und er war nicht, wie dieser, uneigennützig. Er spielte sein politisches Spiel bis zuletzt mit einer vollendeten Geschicklichkeit und Heimlichkeit. Seine Schachzüge waren alle schlau berechnet. Er schien allen seinen Unterthanen ein sehr angenehmer Herr zu sein. Er hatte, ehe er noch König ward, im Unglück wie im Glück Geistesgegenwart bewiesen, und er verlor sie nie in den zahlreichen kritischen Augenblicken seiner Regierung. Sie fanden ihn bezaubernd liebenswürdig, gesellig und ergötzlich in seinem unaufhörlichen Geplauder, in seiner Ironie; sie liebten ihn alle. Und er gewann endgültig.

Englands Forderung war nur gerecht, dass 5 Millionen Protestanten nicht in allem abhängig sein sollten von kaum 100 000 Katholiken. Aber diese wollten regieren. Ihre Alleinherrschaft nannten sie Parität, Gleichberechtigung war für sie gleichbedeutend mit eigenen Vorrechten. Jakob wollte mit ihnen und für sie allein regieren. Danby hätte Jakob dazu nie die Hand geboten. Auch Shaftesbury wollte das nicht. Karl that es. In jener Zeit, da alle Gegner Shaftesburys seine Erfolge fürchteten, wie früher Danbys Erfolge von seinen Feinden missgünstig angesehen wurden, ward Jakob heftig angegriffen in einer Sitzung, der er selbst beiwohnte. Er sprach kein Wort. Danby sprach nicht sehr eifrig für ihn. Schon damals war Danbys Stellung erschüttert worden. Barillons Bestechungen hatten das Übrige gethan: er berichtete an Ludwig, wie er seinem Auftrage

Digitized by Google

nachgekommen wäre: und er wollte den Sturz des Allzumächtigen vollständig machen. Auch das gelang. Danby, getäuscht von Karl, benutzt von Karl, gedemütigt, als sein kühner Charakter sich und England wieder erheben wollte, von Karl und England, erlag Shaftesbury, den er zuvor gedemütigt. Ludwig gewann Terrain im Frieden von Nymwegen; in derselben Zeit, da England den Krieg mit Frankreich wünschte. Ludwig und Louvois wussten, wie sehr dies der Fall war. Aber England war wieder Frankreich unterthänig. Karl bedrohte Ludwig öffentlich, wie man meinte, während er ihm heimlich verbündet war. Ludwig nahm die Bedingungen zurück, um derentwillen Karl anscheinend vom Kriege zurückgetreten war. Es ward kein Krieg, und Frankreich siegte. Karls Erfolge waren vollständig.

Aber Shaftesbury ward Jakob und Ludwig gefährlicher als Danby. Seine Macht hatte jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Monmouth ward von ihm unterstützt. Der Argwohn gegen Jakob und die Begeisterung für Monmouth wurden stets neu angefacht. Dieser Argwohn war berechtigt. Wieder wollte Karl vermitteln: Jakob sollte König, aber in seinen Rechten beschränkt werden. Damit schien Karl ungeheuer viel zuzugeben. Er dachte sich wohl sein Teil dabei. Aber Shaftesbury war auch dies noch zu wenig. Die Revolution von 1688 hätte England erspart werden können, wenn Jakob nicht zum Throne gelangte. Gelangte er zum Thron, dann würde er trotz aller Beschränkung Tyrann zu sein wissen: nicht so schleichend und versteckt wie Karl, aber um so brutaler. Man sagte mit Recht: keinerlei Bürgschaft, keine Beschränkung kann nützen, und forderte die Ausschliessung. Ward Jakob Herr, dann musste man ihn stürzen. Gelangte er nicht zum Thron, würden Wilhelm und Mary König und Königin, dann war England gerettet und frei. Aber Shaftesbury wusste das erste, und er wusste das zweite nicht. Nach ihm sollte Jakob nie regieren, aber auch Wilhelm und Mary nicht. Und die Revolution kam. — Shaftesbury sah in Wilhelm nur einen Angehörigen und Anhänger des königlichen Hauses, einen Prinzen, der gegen jede Beschränkung des Königtums ein-

Digitized by Google

treten würde. Für Monmouth trat der Minister ein, weil, wie er sagte, zweifelhafter Rechtsanspruch einen guten König machte. Darin war er Danbys Antipode — und war Republikaner trotz alles monarchischen Scheines. Für Wilhelm und Mary war sein eigener Verwandter, Halifax, einzustehen entschlossen. Mit ihm Sunderland. Und mit ihnen — Karl.

König Karl erkrankte im Jahre 1679 schwer. Jakob und Monmouth weilten fern. Jakob wurde nach Brüssel und Schottland geschickt, weil England ihn nicht sehen wollte — jetzt kam er auf kurze Zeit, von Shaftesburys Gegnern eingeladen, die nicht wollten, dass Shaftesbury zu mächtig werde. Es ging diesem wie Danby. So siegten jetzt Jakob und Monmouth. Denn auch Monmouth kam, ward auf eine kurze Zeit erhoben, und wieder gestürzt. Karl sandte, da er genesen, Jakob und Monmouth wieder fort. Doch trat er offen für Jakob ein. Shaftesbury, in seinen grauen Haaren feuriger wie je in seiner Jugend, der alte Revolutionär, war stets kühner und wilder — aber Karl sah, dass England nicht mehr auf seine Seite trat. Shaftesbury war im Recht, wenn er gegen Jakobs Thronfolge war; aber im Unrecht, wenn er für Monmouths Regierung war. Karl musste gewinnen. Temple und Halifax standen für Karl ein. Mary sollte — so wollten sie's — Königin werden nach ihm: Wilhelm sollte jetzt zur Beratung nach England kommen. Ohne Revolution konnte Marys Thronfolge erreicht werden. Wurde aber neben Jakob auch sie verstossen, so war der Bürgerkrieg unvermeidlich. Das hiess ihn geradezu heraufbeschwören. Als Karl sich entschloss, Shaftesbury mit allen Zeichen der Ungnade zu entlassen, stand England auf des Königs Seite, der wie zuvor ruhig blieb, aber doch mehr als früher nachdenklich und verdriesslich schien. Wieder näherte er sich Ludwig, der gleich ihm erschrocken war über Englands deutlich kundgegebenen Willen, und durch Danbys Fall nichts gewonnen, nur verloren hatte. Nun, da Shaftesbury gleichfalls gestürzt war, stand keiner mehr zwischen den Königen von Frankreich und England, der sie friedlich oder gewaltsam trennen wollte. Aber Shaftesbury, wenn auch abermals gestürzt, war

Digitized by Google

dennoch mehr denn je zu letzterem entschlossen: er nährte den Schrecken Englands, und er gewann mehr und mehr Boden. Karl regierte ohne Parlament, er wollte Zeit gewinnen; er zog Nutzen aus der Stimmung des Landes. Er stand allein: aber er sah: die Zeit war günstig für ihn, das Volk war ihm ergeben. Schon liess die Panik nach: und es kam zur Reaktion. In Shaftesbury war seiner Jugend Gewaltthätigkeit, die Zeit der Bürgerkriege, wieder erstanden kühner, energischer denn je ging der alte Mann vor. Monmouth kam, von ihm gerufen, als „Führer der Nation im Kampfe gegen Papisterei und Tyrannei“ — gegen Karls Befehl. Zu spät. Die Nation war für Mary, und die Nation war gerecht. Sie fürchtete den Bürgerkrieg, sie scharte sich um Karl. Zwei Parteien sah England damals: ihre Führer waren Karl und Shaftesbury. Aber Shaftesbury war durchaus zum Führer der Oppisition geworden: mit oder ohne Karl wollte er siegen. Karls Lage war wieder furchtbar gefährdet. Aber Karl war immer ein schlauer Politiker. — Der gestürzte Minister sammelte die „Bittsteller“, Karl die „Verabscheuenden“ um sich. Aus beiden Parteien erwuchsen Whigs und Tories. Jakob ward zurückgerufen. Shaftesbury klagte ihn und die Herzogin von Portsmouth an — und gegen Jakob stand England. England liebte den schönen, anmutigen und heiteren Monmouth. Aber Mary, ganz anders bedeutend als er, war in noch höherem Grade beliebt. Scheinbar für Jakob stand der hochbegabte, beredte Halifax ein, der indes nur Wilhelms Sprachrohr war. Russell und Cavendish waren inzwischen zurückgetreten. York war ernstlich bedroht. Barillon fürchtete sich vor Wilhelm, und schrieb dies seinem Herrn. Halifax handelte für Wilhelm, nicht für Jakob. Wilhelm wollte allein, und aus uneigennützigsten Gründen, dass Karl mit England Frieden schliesse, um gegen Frankreich mit ihm einzustehen. Er liess aber für Jakob und Mary durch Halifax wirken und liess die Ausschliessungsbill verwerfen. Halifax forderte: Jakob solle den Titel als König haben, Wilhelm und Mary Gebieter sein. Jedenfalls verhinderte er durch diese Kundgebung die direkte Ausschliessung Jakobs, wenn er auch später selbst nicht

Digitized by Google

immer recht wusste, was er wollte: und wenn auch England selbst noch nicht recht entschieden war. Aber Halifax siegte damals so über Shaftesbury. Wilhelm weilte selbst kurze Zeit in England und half Karl zu seinem Siege. Rochester hatte ihn zu betrügen gesucht. Er aber zog unzuverlässigen Nachrichten den eigenen Besuch vor. Da die Ausschliessungsbill fiel, hatte Karl viel gewonnen. Hier durfte er nicht nachgeben. In ihr lag die Umwandlung der erblichen Monarchie Englands in ein Wahlreich. Das wollte er nicht dulden: soviel er nachgab — hier konnte er es nicht. Und das begriff man auch: die Stimmung ward milder. Jakob nutzte sie — um seine Feinde zu vernichten. Und Karl handelte offen gesetzeswidrig — trotz aller Verletzung der Freiheit war die öffentliche Meinung für ihn, als er das Parlament nach Ablauf der erlaubten Frist von drei Jahren nicht wieder einberief, und willkürlich sich überhaupt über das Parlament stellte. Die Wahlen zum zweiten Parlamente Karls waren ihm nicht günstig gewesen, mehrere Parlamente rasch aufeinander gefolgt, alle für die Ausschliessung Jakobs, alle bald aufgelöst. Aber der Gegensatz zwischen Wilhelm und Jakob wuchs. Wilhelm sah Europa — Karl und Jakob nur England. Und ein ohnmächtiges England wollten sie allein sehen. Karl widerstand: er erhielt England in der Furcht vor dem Bürgerkriege: er blieb mit Frankreich einig.

Shaftesbury hatte Karl von sich abhängig gemeint. Aber Karl war nur von Frankreich abhängig — und in England frei. Die beiden Gegner erschienen öffentlich nur noch mit bewaffneter Macht. Karl aber war Herr — und Shaftesbury musste nach Holland fliehen. Zwei Monate später fand daselbst die Seele des grossen Führers Ruhe im Tode. Nie zuvor hatte er sich Ruhe gegönnt, war rastlos immer vorwärts geschritten.

„Die Flucht Shaftesburys verkündete den Sieg des Königs.“ Sein wunderbarer Scharfsinn hatte ihn erkennen lassen, dass der Kampf vorüber und weiterer Widerstand nutzlos war. Die noch kämpften, erlagen wie er. Wiederum ward eine wirkliche Verschwörung, die Shaftesburys und seiner Anhänger, benutzt, um auch gegen solche vorzugehen,

Digitized by Google

die nicht Verschwörer waren. Tollkühne Frevler hatten Karl und Jakob ermorden wollen beim Ryehouse, zwischen London und Newmarket. Nun mussten Algernoon Sidney und William Russell den Tod der Verräter sterben (1683). Essex endete durch Selbstmord im Tower. Russell (1639 geboren) war ein ehrlicher Protestant, ein ehrlicher Feind Ludwigs und Jakobs, der dessen Ausschliessung forderte. Die Verläumder, meineidige Zeugen, vernichteten ihn: seine Gattin und sein Vater (William, geboren 1614, † 1700 als Herzog von Bedford), die glänzende Verteidigung durch Sir Robert Atkyns konnten ihm nicht helfen. Er hegte aufrichtigen Abscheu vor jeder Verschwörung und jedem Gedanken an Mord. Man konnte dem Wort des ehrlichen Mannes trauen. Die Führer der Opposition wollten doch nicht Rebellen sein. Aber Jakob wollte Strenge — und Karl liess noch als ein Mann, dessen Tage gezählt waren, edles und unschuldiges Blut vergiessen. Sidney war 1623 geboren, hatte 1673 seinen Vater Graf Leicester beerbt, war für Monmouth eingestanden, obwohl ein überzeugter Republikaner, wie wenige in England, unter Cromwell ein Held bei Marstonmoor, ein glühender Patriot. Sein Bruder war Viscount l'Isle. 1654 war Sidney im Haag bei de Witt gewesen. Leider war auch er nicht genug Feind der Franzosen und Barillons. Karl verweigerte die erbetene Audienz — und Sidney starb als Stoiker. Nur niedere Fanatiker waren schuldig gewesen: aber Jakob wusste alle ihm Unbequemen zu treffen. Öffentliche Danksagungen wurden dargebracht wegen des Königs Rettung. Jakob wollte das Parlament nicht berufen sehen. Karl gehorchte ihm. Monmouth floh nach Holland; er ward verbannt, weil er nicht verzichten wollte.

Karl triumphierte. Aber er war Politiker durch und durch, klüger als seine Freunde. Ein schwächerer Mann wäre jetzt unvorsichtig vorgegangen, da England in unsinniger Loyalität erstarb. Sein Triumph ward begrüsst von allen. Aber er sah noch vor sich einen Weg, und einen schweren Weg. Die Habeas Corpus-Akte, zu grossem Teil Shaftesburys Werk, fügte Englands Freiheiten eine neue zu. Aber kein Staatsmann half ihm mehr. Rochester, obwohl oberster

Digitized by Google

Minister, war machtlos. Die Opposition schwieg. Die Gefahr war gross — und sie lag im Charakter Karls, und den Zielen, die er erstrebte.

Aber eben jetzt trat neben Karl der eine Gegner, den er nicht besiegen konnte. Hegte er Furcht vor diesem Einen? Nein.

Karl war mächtiger als je zuvor. Er hatte die frühere Volkstümlichkeit vollkommen wiedererlangt. Und sein Tod, im Augenblick seines Triumphes, rettete die englische Freiheit.

Er hatte gesunder als je im Winter 1684/85 ausgesehen. Man hatte ihn bis vor kurzem nie so gesund geglaubt wie eben jetzt. Aber seit einiger Zeit schien er leidend zu sein, und er ward thatsächlich immer kränker. Ein Schlaganfall — und Karl ging rascher und rascher dem Grabe zu. Als es bekannt geworden, dass die Krankheit gefährlich war, drängte sich alles in den Kirchen und betete für den Tyrannen, dass er wieder gesund werden möge, um noch länger der Vater seines Volkes sein zu können. Karl starb als Katholik: ein Priester, der ihm einst nach der Schlacht von Worcester das Leben gerettet, nahm ihm die Beichte ab: sie blieb geheim. All' seine natürlichen Kinder, ausser Monmouth, waren um sein Lager versammelt: er segnete alle. Er blieb bis zuletzt ein Komödiant, der beste Komödiant eben im Angesicht des Todes, tapfer und witzig und cynisch, obwohl ihn die Schmerzen peinigten. Er starb, wie er gelebt — die Herzogin von Portsmouth beugte sich über seine Bahre — aber sein letzter Gedanke galt einer andern. Ehe er in eine verhängnisvolle Starrheit versank, flüsterte er seinem Nachfolger zu: Bitte, lass' die arme Nelly nicht Hungers sterben —

Sechster Abschnitt.

Die Regierung Jakobs II. von England. Wilhelm III. und Jakob II. Wilhelm und Mary im Haag.

Karls II. Tod überraschte Europa. Der kräftige, ausdauernde Mann versprach ein langes Alter.

Digitized by Google

Nun war sein Spiel zu Ende. Nun musste er das Werk an andre übergeben, rauheren, plumperen Händen überlassen. Er liess eine Lücke, da er ging, eine Lücke, die zumal sein Bruder und Nachfolger Jakob II. nicht ausfüllen konnte, der an diesem Februartage des Jahres 1685 aus des 54jährigen erstarrten Händen das Scepter nahm. Jakob war 52jährig, als er Karl beerbte. Karl hinterliess eine gresse illegitime Nachkommenschaft: kein einziges legitimes Kind, weder Sohn noch Tochter.

Nun hatte die Erbfolge gesiegt: York war zum Throne gelangt. Er blieb eigensinnig und starr, hart und herb, wie er zuvor gewesen — und ward noch unvorsichtiger. Nachsicht hatte seinen Vater zu Grunde gerichtet: das war seine Überzeugung. Aber eben durch Jakob II. sank sein Haus am tiefsten: im Sturz auf immer — das vererbte Unglück der Stuarts erreichte den Höhepunkt.

Jakob war in seiner Art gewiss ein überzeugter Mann, und er opferte thatsächlich seinem Glauben den Thron. Er that es ungern — aber er musste. Sein Schicksal riss ihn hin —

Sunderland, Godolphin, Rochester waren Karls letzte Minister gewesen. Rochester trat ab und zu in den Hintergrund, aber immer wieder hervor. Er zumal war Karls und Jakobs Vertrauter und Vermittler Frankreichs gegenüber; er war Barillons treuer Genosse. Aber auch Churchill, nachmals Lord Marlborough, half ihm im unrühmlichen Werke. Jakob fühlte sich vollkommen sicher. Sein Parlament war nur viel zu sehr loyal. Wer konnte ihn bedrohen?

Jakobs II. oberster Grundsatz war: eine Regierung darf nie zu schwach, das Volk darf nie unbotmässig sein. Auflehnung gegen die gottgesetzte politische und religiöse Autorität galt ihm als verwerflich. Er war ein rücksichtsloser Absolutist, einzig eingenommen für den autoritären römischen Glauben. Die Neigung zum Papismus, die Maria Stuart ihrem unglückseligen Geschlecht vermacht hatte, kam in Jakob II. zum offenen und tiefsten Ausdruck. Er wollte gewaltsam — als enger und bornierter Geist — England zurückzwingen zum Absolutismus und zu Rom. „Ein Kampf

Digitized by Google

brach aus, der für die Zukunft nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt von Bedeutung werden musste. Es handelte sich um Sieg oder Niederlage des Romanismus, der nochmals nach zwei Richtungen hin weltbeherrschend aufzutreten schien: als staatlicher Absolutismus, in Frankreich verkörpert, aber weit über dessen Grenzen von Ludwig XIV. ausgedehnt, entgegen dem ursprünglich germanischen Elemente der Selbstregierung und Selbstverwaltung, mit jenem aber verbündet als ausschliesslich katholische Kirchlichkeit, reagierend gegen die kaum sich regende Denk- und Forschungsfreiheit."

Aber Jakob erklärte: ich werde, wie die meinen, aller Religionen achten. Und England glaubte ihm: Wir haben das Wort eines Königs, und eines Königs, der nie schlechter war als sein Wort. Aber auch Jakob betrog England: er hegte ganz andere Ansichten. Er war Anhänger der alten Lehre: die da sagt: die Religion des Fürsten muss die des Landes sein — und vergass: dass die Religion des Landes immer die des Fürsten sein müsste. Volk und Land müssten ganz anders in diesem Sinne ihre Fürsten verpflichten, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thun, ohne ihr eigenes Verdienst noch Herrscher sind. Jakob hing, wie er sagte, an dem grossen und edlen Spruche: Religion ist Privatsache — aber in Wirklichkeit frevelte er wider ihn —

Aber nur einer lebte in Europa, der wusste: wie sehr es sich um Europa handelte, und nicht um die inneren Verhältnisse irgend eines Landes, auch nicht Englands allein: und dieser Eine ward von Karl und Jakob in allen seinen Hoffnungen getäuscht: Wilhelm von Oranien. Wenn noch ein zweiter Lebender es verstand, verstehen lernte: dann war es Mary, Wilhelms Gemahlin und Jakobs Tochter. Wilhelm sah: es kam die Stunde der neuen grossen Gefahr, einer grösseren, als sie Europa je zuvor gesehen, seit er für Europa kämpfte: Ludwig war jetzt ganz sicher seiner Sache, weil er des Königs von England ganz sicher sein durfte. Dieser Fanatiker betrog ihn sicher nicht: dem fehlte schon das nötige Mass von Schlauheit dazu, das Karl II. schliesslich überreichlich besessen hatte. Jakob war ihm willenlos ergeben,

Digitized by Google

ohne Nebenabsichten; er wollte nur Ludwigs Anschauungen, die er zu den seinen machte, siegen lassen — und darum unterlag er. Und unterlag auch darum, weil er verriet, was er wollte. Er war kein Intriguant wie Karl: aber schwach wie Karl Frankreich gegenüber. Ludwig XIV. meinte ihn aber doch noch stärker als er war, obwohl er ihn, den schlechten Schauspieler, noch mehr als den guten Schauspieler Karl, den ihn wesensähnlicheren, verachtete: er meinte ihn mächtiger über England. Ludwig hätte wissen müssen, dass, wenn Jakob offen für den Papismus eintrat, er nicht siegen konnte. Freilich sprach Jakob zu Barillon: Melden Sie Ihrem Herrn, dass ich ohne seinen Schutz nichts vermag. Er hat ein Recht darauf, um Rat befragt zu werden, und es ist mein Wunsch, dies in allem zu thun.

Aber Ludwig war thatsächlich schon auf dem Rückzug begriffen — seit dem Jahre 1672, selbst nach dem für ihn glücklichen Frieden von Nymwegen: er ward völlig zurückgeschlagen — und der Sieger über ihn war stets der gleiche: Wilhelm III. Wenn Wilhelm 1672 zu einem neuen Aeneas ward, oder den Heldentod starb, dann war Ludwig Europas Herr. Aber der Mann, der gleichgültig sein durfte gegen jede Gefahr, weil er in seine heilige Sache, in seine höhere Bestimmung Vertrauen setzen durfte, ging mit einer Ausdauer und einer Glut ohnegleichen an seine Sendung. Andere hegten nicht wie er den feurigen, entschlossenen Geist. Ludwig selbst, der üppige, verweichlichte Tyrann, war jeder Gefahr abgeneigt. Aber Wilhelm dachte schon am Tage von Nymwegen an ein neues Bündnis. In England wollte er, wenn möglich, die Revolution verhindern; jedenfalls abwarten: wenn Marys Erbrecht gewahrt blieb, war ihm das lieber. Kam es zur freien Wahl, dann hatten die Wähler zu viele Rechte, und er zu wenige.

Freude und Enthusiasmus herrschte überall in England, als Jakob sein Versprechen gab — kein Argwohn herrschte. Auch von seinen Feinden wurde der neue König nicht für falsch gehalten: er war engherzig und heftig: aber man glaubte, ihm müsse die Ehre Englands heilig sein. Die

Digitized by Google

Loyalität ward zum Fanatismus — da Aufstände gegen Jakob ihm freiere Bewegung verschafften und ihn als Sieger hervorgehen liessen: eben als die ersten Regungen der Torypartei gegen Jakob klarer hervortraten: kam es zur Empörung einiger hervorragender Mitglieder der Whigspartei.

Archibald, Graf von Argyle und Jakob, Herzog von Monmouth waren die Empörer. Argyles Vater (1598—1661) war Cromwells Freund gewesen, er hatte dem Prätendenten Karl dennoch die Krone aufs Haupt gesetzt, und starb zuletzt auf Karls II. Befehl. Der Sohn, ein edler Charakter, war einer der treuesten Royalisten, und endete, wie sein Vater, durch einen Justizmord. Er war zum Tode verurteilt worden schon Jahre lang vor Karls Tode. Halifax bemerkte darüber: Auf die Beweggründe, auf welche Lord Argyle zum Tode verurteilt worden ist, würde man heute keinen Hund hängen. — Argyle floh nach Holland, und blieb dort: ein rauher Mann im Gegensatz zu Monmouth: jetzt, nach Karls Tode, beschloss er mit Monmouth gemeinsam sich zu erheben. Sie meinten es besser mit England als Jakob. Aber Argyles Aufstand war von vornherein unglücklich: er erlag und starb auf dem Schafott.

Monmouth war zunächst glücklicher. Karls II. Liebling und von vielen in England vergöttert, war er vom Unglück überwältigt worden, als er Jakob II. den Thron besteigen sah. Wilhelm und Mary waren gütig zu ihm, und der düstere Ernst, der Wilhelms Hof eigentümlich war, verschwand oft unter dem bezaubernden Einfluss Monmouths, der sogar den finsteren, gedankenschweren Wilhelm in bessere Laune brachte. Sie vergnügten sich oft bei Schlittenfahrten. Das friedliche Heim im Haagerbusch bot ein bescheidenes, aber trauliches Los. Lange weilte der Flüchtling auch beim Prinzen Ruprecht in Aachen: seine Familie liess er in London zurück. Der Prinz und die Prinzessin von Oranien vermieden aber jeden offenen Bruch mit Jakob wie zuvor mit Karl: sie mussten Rücksichten nehmen. Wilhelm nahm einst Monmouth auf, um sich Karl gefällig zu zeigen: aber seine Empörung gegen Jakob durfte er nicht unterstützen. Er warnte ihn, in dem einst viele und noch jetzt einige seinen Nebenbuhler sahen.

Digitized by Google

Monmouths Tod befreite ihn endgültig von der Nebenbuhlerschaft. Als die Nachricht vom Tode Karls nach Holland kam, waren alle bestürzt. Ein starrer Frost hatte lange Zeit jede Botschaft von England ferngehalten, von jeder Verbindung sie abgeschnitten — man wusste nicht einmal von des Königs Krankheit. Monmouth weilte damals am Hofe in Haag: nun sah er jede Hoffnung schwinden. Er hatte Wilhelm feierlich sein Wort gegeben, nichts gegen Jakob zu unternehmen, als er nach England ging. Er brach sein Wort. Und er nahm den Königstitel an. Das liess ihn untergehen: denn England wollte nicht von Mary und nicht von Wilhelm lassen. Mary stand ihnen doch noch höher als Monmouth. Das kam Jakob zu Gute. England trat für Jakob ein — um seiner Tochter willen. Darum allein! Und Jakob war stärker als Monmouth. Monmouth erlag bei Sedgemoor in der letzten Schlacht auf englischem Boden: er irrte drei Tage lang umher: er ward gefangen, er flehte umsonst um sein Leben. „König Monmouth“ war der Jubelruf des Volkes gewesen. Er war der populärste Mann in England. Er hatte geglaubt, als König in London einzuziehen. All' seine bezaubernden Eigenschaften retteten ihn nicht. Jakob II. war mitleidslos grausam. Selbst der kaltblütige und eherne Churchill, dem er den Sieg bei Sedgemoor zu danken hatte, sprach über ihn das Wort. Dieser Marmor ist nicht härter, als das Herz des Königs. Dem von der Jugend Englands, da er nach England kam, zugejubelt worden war, den die jungen Mädchen anbeteten: er starb durch Henkershand.

Es kam ein andrer nach England, der nicht vergöttert ward wie Monmouth, den keine jungen Mädchen anbeteten: er aber war Sieger über Jakob, und sein war das Recht und die Zukunft. Eben damals sprach Jakob Barillon seine Hoffnung aus, dass England völlig Frankreich unterthänig sein werde. Die sich bedrohlich wider ihn erhoben, schwiegen, da der Aufstand ihm günstig dazwischen kam. Jakob war stets abhängig von Frauen und Priestern, er ging immer vorwärts bis zum äussersten, in keiner Weise so geistvoll, und so versöhnend wie Karl. Aber Karl war gefährlicher.

Digitized by Google

Als Jakob Wilhelm bat, ihm beizustehen wider England, und Wilhelm ablehnen musste, sagte der König offen: Ich will entweder alles erlangen oder alles verlieren.

Aber das Schicksal ging weiter — über die Leichen von Monmouth und Argyle hinweg.

Einen bedeutsamen Abschnitt, den eigentlichen Höhe- und Wendepunkt von Jakobs Regierung bildet der Sturz der Hydes. Sie beide, obwohl dem Königshause nahe verwandt, waren nur Parteiführer und gingen im Parteileben auf, ohne jemals auf stolzere Höhe zu gelangen. Rochester war zunächst Jakobs erster Minister, und sein älterer Bruder Henry Lord Clarendon ward nach Irland entsandt als Vertreter des Königs. Dann mussten sie beide stürzen — abgelöst von Jeffreys in England, und Tyrconcell in Irland — weil sie nicht zum Papismus übertreten wollten. Das verursachte furchtbaren Schrecken in England.

Tyrconcell, von Jakob später zum Herzog gemacht, hatte die Schwester von Churchills Gemahlin geheiratet, und war noch nichtswürdiger als Churchill; brutal, despotisch, treulos, intriguant, und allgemein verhasst — aber ausdauernd auf seinem Posten und Jakobs Sache stets mit grosser Energie vertretend. Es konnte keine gute Sache sein, die Männer wie er und Jeffreys führten. Aber Tyrconcell ging nicht wie Churchill und seinesgleichen, wie fast alle in England, der aufgehenden Sonne Wilhelms entgegen; er blieb der untergehenden zugewandt: Ob er doch noch in ihr und für sie zu siegen hoffte?

Jeffreys ist der charakteristische Mann für Jakobs Regierung, wie Buckingham für die Karls II. 1648 geboren, war er frühreif, aber auch früh vollkommen verdorben: leichtsinnig, üppig, ausschweifend — und ein zielbewusster Streber. Er wusste die, welche er benutzen wollte, zu betrügen, wie sonst nur Karl II., und suchte ihnen gewaltig zu imponieren. Er war roh und fand: das erregte Aufmerksamkeit — und das schüchterte ein. Er verschmähte kein noch so schändliches Mittel: und es gelang ihm, zum Ziele zu kommen. Cynischer Spott und teuflische Grausamkeit, bestialische Wollust, die er im Martern seiner

Digitized by Google

Opfer fand, war dem Richter Jeffreys eigen. Er hielt es mit der Opposition gegen Karl, wenn sie mächtiger war: dann, als Karl siegte, ging er zu ihm über: seine beste Empfehlung beim Hofe war sein lasterhaftes Leben. Karls Maitressen, zumal die Herzogin von Portsmouth, förderten ihn: dann verriet er die, denen er angehört, bekämpfte, was er früher verfocht. Er ward nicht selbst Katholik, und war ein Feind des Papismus — aber Feinde des Protestantismus sind solche Protestanten wie er. Karl verachtete ihn gründlich und erhob ihn doch. Shaftesburys neues Ansehen, das ihn unvorbereitet traf, liess ihn zittern: aber bald wusste er Massnahmen zu treffen, die auch Shaftesburys ausserordentliche Macht bedrohten. Er blickte beständig nach dem Hofe, ehrlos und feil, und wusste Gunst zu erhaschen. Alle tüchtigen Männer verachteten ihn. Er ward der Verletzung der Rechte der Unterthanen angeklagt — in weiser Beobachtung der Gesetze und musterhafter Ausführung derselben — aber seine Unverschämtheit liess ihn doch siegen. Russell und Sidney starben durch seine Fälschungen — zu Jakobs höchster Freude. Karl schenkte ihm einen kostbaren Diamantring: man nannte ihn den Blutstein. Nun stand er an der Spitze der englischen Justiz — und er trat unter Jakob in die höchste Stellung ein. Seine Servilität machte ihn Jakob unentbehrlich. Ein Oberrichter wie er war in England unerhört. Einst hatte Heinrich V. (1314—1322) den Mann, der als Richter ihn selbst, den damaligen Prinzen von Wales, verhaftet hatte, als König zu seinem Oberrichter gemacht. Seit jener Zeit hatte man's nicht herrlich weit gebracht. Heinrich V. war lange tot. Wer sonst den König oder einen Prinzen beleidigte, der konnte angeklagt werden seitens des Fürsten: es blieb dem Fürsten unbenommen, die Privatklage der Beleidigung zu führen. Eine andere gab es nicht: und so ehrten sich Staat und Fürst selbst: der Staat hielt sich nicht für so jämmerlich schwach, um alles und jedes für sich „gefährlich" anzusehen — sonst hätte er ja auch all' diese Gefahren verdient — und auch den König trafen unverdiente Angriffe nicht. Verdiente nahm er wohl auf sich. — Es ward auch wieder besser hierin — in England. —

Digitized by Google

Der elende Jeffreys leitete die „blutigen Assisen“. Er war allmächtig geworden: Englands Königtum ward mit ewiger Schmach durch sie befleckt. Das ganze Volk verabscheute und verwünschte ihn, Jakob dankte ihm innigst. Er war des Königs böser Dämon, trieb ihn von Willkür zu Willkür, anstatt ihn auf seiner unheilvollen Bahn aufzuhalten. Jeder, der anderer Ansicht war als er, galt ihm für einen Rebellen: und Jakob glaubte und folgte ihm.

In eben jener Zeit führte Ludwig von Frankreich zwei Gewaltstreiche nach innen und aussen. Die Réunionskammern bedrohten mitten im Frieden alle Nachbarn: die Aufhebung des Edikts von Nantes den Rest der Freiheit im eigenen Lande. England bebte, und Englands König hoffte. Jakob beugte sich Ludwig in jeder Weise: er wollte nur von Frankreich, nicht von England abhängig sein. Karl II. würde sich lustig gemacht haben über Jakobs Unterwürfigkeit und Jakobs Entzücken ob Frankreichs Gunst. Er war immer mehr unweise. Er beseitigte die Testakte, er forderte für die Papisten die Indulgenzerklärung. Alle ehrlichen Ratgeber verzichteten auf weitere Dienste. Die freche Verletzung aller Gesetze seitens der Römlinge erbitterte ganz England. Das Parlament, das so bereitwillig auf Lebenszeit ihm Geldmittel bewilligt hatte, ward unzufrieden. Aber die Feinde Englands frohlockten. Zufrieden waren auch die Quäker, denen Jakob günstig war: und deren Führer, der süssliche und ungebildete William Penn, Wilhelms gerechtes Missfallen erregte, als er gegen ihn wühlte. Die Königin und ihr Gleichgesinnte zogen in der schamlosesten Weise Vorteile aus dem Verkauf von Begnadigungen. Jakob freute sich seiner Gewalt, und ging weiter vor. Dr. Heinrich Compton, Bischof von London, ward abgesetzt; er war Marys Lehrer gewesen, einst ein Krieger und kriegerisch gesinnt. Sein Vater, der Earl von Northampton, war für Karl II. gestorben. Selbst Rom riet zur Vorsicht. Aber der Jesuitenpater Edward Petre hielt es wider den Papst und Rom mit Jakob: er beherrschte Jakob völlig als sein Beichtvater. Er wollte nichts geringeres als wie einst Wolsey über England regieren — Innocenz XI. machte ihn nicht

Digitized by Google

einmal zum Kardinal. Denn dieser Papst neigte zu jansenistischen Anschauungen, und billigte Ludwigs XIV. Vorgehen niemals; ebensowenig also auch dasjenige Jakobs, den er stets vergeblich zu halten und zu stützen suchte.

Jakobs Erfolge verblendeten ihn. Er wollte keine Toleranz, keine Gleichberechtigung. Er wollte, dass die wenigen, die katholisch waren, über die vielen herrschen sollten. England hätte allerdings, gewarnt durch Karls und Jakobs Vorgehen, nicht Gleichberechtigung zugestehen dürfen: aber nicht Gleichberechtigung der Katholiken — weil gleich mehr, weil alles andre verlangt worden wäre. Wenn Jakob in diesen Unruhen einen Mahner und Warner fand, so entliess ihn der störrische Mann ungnädig genug. Die besonneneren Katholiken trauerten. Die Bestgesinnten waren die am meisten Beleidigten: unter den Tories wie unter den ehrlichen Katholiken herrschte allgemeiner Unwille.

Wilhelm musste damals eine Herausforderung Ludwigs dulden. Der König von Frankreich raubte Orange — Wilhelm erklärte laut vor vielen Personen an seiner Tafel, dass der allerchristlichste König diese Beleidigung büssen solle. Graf d'Avaux, der gegen ihn intriguierte, weil er wohl fühlte, dass Wilhelm allenthalben die Initiative ergreifen würde, interpellierte ihn deshalb. Wilhelm weigerte sich mit Bestimmtheit, seine Worte zurückzunehmen.

Für Europa ward der Krieg mit Frankreich zur Pflicht der Selbsterhaltung. Die Aufgabe von Wilhelms ganzem Leben, diesem Leben für Europas Glück und Grösse, schien vernichtet. Seine wichtigste Hoffnung im Kampfe gegen Ludwig XIV. war England: sein Recht auf Englands Hülfe war unbestreitbar. Doch fand er Widerstand nicht von seiten Englands, aber von Englands König. England erhoffte von ihm, dass er die nationale Politik und die staatsbürgerliche Freiheit schützen und retten, die drohende Gefahr beschwören werde. Aber Jakob war fest entschlossen, seinen Willen durchzusetzen. Das Parlament musste sich fügen und er wollte beweisen, dass er sich um keine Opposition kümmerte.

Aber er beging Fehler auf Fehler. Bis endlich Wilhelm von England gerufen wurde. Jakob wollte nur Papisten um

Digitized by Google

sich sehen. Da sein gewissen- und prinzipienloser Schwager Rochester sich dessen dennoch weigerte, verstiess er ihn. Jakob rannte in sein Verderben, und seine Jesuiten trieben ihn dazu — wider den entschiedenen Willen des Papstes. Petre, der nur krumme Wege liebte, war der schlechteste Ratgeber, den Jakob finden konnte. Er und Jakobs Maitresse Katharina Sidley, die der König zur Gräfin von Dorchester machte, beherrschten ihn. Jakobs Gemahlin musste von ihm viel erleiden: aber sie selbst war in England fremd geblieben, früher anspruchslos und leutselig, jetzt im höchsten Grade arrogant. England stand nicht hinter ihr, wie es hinter Mary stand. Rochester hatte Jakob durch die Gräfin Dorchester leiten wollen — er musste weichen, denn die Jesuiten und die Königin standen gegen ihn und — Sunderland zugleich. Nun aber ward er als Märtyrer gepriesen, der um seiner Religion willen fiel.

Auf Jakobs präsumptiven Nachfolger richteten sich die Blicke Englands und Europas. Ludwig hatte schon längst den Frieden gebrochen. Nun ward die Angst noch grösser. Ludwig hasste die zwei Millionen Menschen, die in seinem Lande anders zu glauben wagten als er, die Reste des Protestantismus. Es war nicht Eifer für seine Religion, nicht Abneigung gegen die ihre, was ihn zu ihrem Todfeind machte. Religion war ihm nur Formsache, Pflicht eines jeden anständigen Menschen, zumal eines Monarchen, und ein Regierungsmittel. Es gab für ihn nur eine Sünde, nicht zu thun, was er wollte. Seine trefflichsten Feldherrn, die edelsten Franzosen, die damals lebten, waren Hugenotten. Colbert war gegen ihre Verfolgung, Louvois freilich dafür. Louvois schmeichelte den Launen des Tyrannen. Die Maintenon that ihr redlichstes — für die Verfolgung. Turenne, der geniale Hugenotte, war tot. Colbert starb 1683. Um Schombergs willen wollte Ludwig eine Ausnahme machen: Schomberg weigerte sich. Der grösste Feldherr Europas, wie ihn die Historiker nennen, verliess den unedlen König. In der Schweiz, in Brandenburg und Holland fanden die Verbannten Zuflucht und liebevolle Gastfreundschaft. Frankreich war furchtbar geschädigt durch diesen Verlust seiner

Digitized by Google

tüchtigsten Bürger. Für Frankreich bedeutete der Reichtum dieser Religionsgemeinschaft damals unendlich viel in gutem Sinne — unendlich schädlich konnte solch' grosser Reichtum nur werden, wenn eine fremde Rasse durch ihr Vermögen alles beherrschte. Davor würde auch Ludwig Frankreich gerne bewahrt, und Frankreich ihm dafür gedankt haben. — Es war ein nicht wieder gut zu machender Fehler, dass die Güter der Protestanten eingezogen, sie selbst aber vertrieben wurden. Frankreich verlor seine fleissigsten und intelligentesten Söhne. Kein protestantischer Fürst konnte sich ihm mehr verbinden. Indess auch die Katholiken wurden um so erbitterter, je mehr sich Ludwig als Despot zeigte: er aber ging rücksichtsloser vor als je, Englands sicher; er glaubte, mit England vereint, stark genug zu sein. Aber eben darin irrte er sich abermals, und das entschied diesmal endgültig. Er meinte dem übrigen Europa erfolgreich Widerstand zu leisten: aber England verliess ihn — ward sogar sein Feind. Das bezeichnet für ihn den Niedergang. Für Europa war die Befreiung entschieden. Und wieder war es eines Mannes Werk, der wiederum zum Retter ward.

Der europäische Krieg kam immer näher. Ein neuer Krieg ward unvermeidlich. Und noch war das England Jakobs II. Frankreichs Vasall: sein König Frankreichs Freund und Feind Englands. Wilhelm aber sah nicht allein England, nicht allein Holland, er sah alle die Nationen Europas, die durch eine übermächtige Nation bedroht waren mit Unterdrückung. Wilhelm war von Anfang an in erster Reihe Europäer: er blieb sich bis zum Ende gleich.

Er musste England gewinnen. Er gewann England.

Alle Unzufriedenen aus England scharten sich um ihn in Holland. Der Haag ward ihr Zufluchtsort. Auf Jakob wurde jede erdenkliche Rücksicht genommen. Aber Jakob konnte und wollte sich nicht helfen lassen. Er hatte mit Thränen im Auge versichert, als man gegen seine Religion sprach: Dies geht mir auf der Welt am nächsten. Er war jetzt mutig wie in seiner Jugend: damals, als er von Turenne, unter dem er Jahre lang kämpfte, belobt worden war, da er sich als Gross-Admiral von England dessen nachträglich würdig

Digitized by Google

zeigte, dass er gleich nach seiner Geburt das Amt erhalten hatte. Das war schon lange her. Aber er blieb ein Krieger. Wilhelm sah klar, da er einst von kurzem Besuche aus England zurückkam, mit dem Eindruck: Jakob sei zu heftig, zu unruhig, er hielte es keine vier Jahre aus, wenn er je zur Regierung käme. Aber so lange Jakob lebte, wünschte Oranien in Frieden und Ruhe mit ihm zu leben. Man glaubte nicht allgemein Jakob der Regierung unfähig, und er bewies selbst die Wahrheit dieses Glaubens. In dem Kampfe zwischen Englands Kirche und Englands König musste der König unterliegen. So lange er konnte, hielt Wilhelm fest an ihm. Als Jakob zu seines Bruders Lebzeiten fern von England, zumeist in Brüssel weilte, hatte Wilhelm von Honslardyk aus eine lebhafte Korrespondenz mit ihm geführt: kein äusserer Gegensatz war zwischen ihnen sichtbar. Aber Wilhelm sah längst, wie gerne Jakob, wenn er es nur gekonnt hätte, gleich Ludwig wider die Protestanten eingeschritten wäre; er wusste, wie schrankenlos der Zorn der Gutgesinnten, der Gemässigten war: nur Fanatiker und Streber konnten Jakobs Schritte gutheissen.

Alle Hoffnung ruhte auf Mary und ihrer Thronfolge. Die Frage gewann europäische Bedeutung: welche Macht würde Wilhelm in England, in Europa haben? Zur gleichen Zeit, da England kämpfte wider den König von England, ward in Europa ein grösserer Kampf geführt gegen Ludwig XIV. Nur für Wilhelm war die Bedeutung Englands in diesem Kampfe recht offenbar. Der Sturz Jakobs kann nur verstanden werden, wenn man den Blick auf den gesamten europäischen Verhältnissen und auf ihrem Mittelpunkte: Wilhelm ruhen lässt.

Wie aber, wenn Mary für Jakob, damit auch für Ludwig eintrat?

Keiner wusste damals, wie sehr Mary davon überzeugt war, dass Wilhelm das Rechte that, wie sehr sie ihre Pflicht kannte, wie sehr sie ihn liebte.

Damals entmutigte Wilhelm die Missvergnügten noch, die ihn schon jetzt um bewaffnetes Eingreifen ersuchten. Aber er half auch Jakob nicht in seinem unrechten Thun:

Digitized by Google

er lehnte es ab und weigerte sich energisch, ihn zu unterstützen. Viele der einflussreichsten Männer Englands versprachen ihm alles mögliche. Aller Augen waren auf den Einen gerichtet. Alles sah sich nach Hülfe um — bei dem Einen, „auf welchen als den Befreier ein seltenes Zusammentreffen sowohl von persönlichen Eigenschaften als von zufälligen Umständen hinwies."

Zwei Ereignisse folgten rasch aufeinander: und aus ihnen erstand das dritte, grösste: die Berufung Wilhelms nach England, und Wilhelms Kommen: jene beiden sind der Prozess der Bischöfe, der mit ihrer Freisprechung endete: und andererseits die Geburt eines Prinzen. Dass Jakob die Kirche Englands unterdrücken wollte, ward ihm nicht verziehen: die Bischöfe, die ihm widerstanden, wurden Nationalhelden, und ihre Freisprechung zur nationalen Feier. Wilhelm aber fand unerwartet viele Freunde in England. Die Hydes schrieben an ihn, und versicherten ihn ihrer Freundschaft. Devonshire, der vornehme Führer der Lords, erklärte sich als treuer Gehülfe. Bischof Compton war durch Danby gewonnen worden, der wieder wirken konnte. Nottingham und Shrewsbury verpflichteten sich Wilhelm. Mit Danby, dem Tory, der wieder Führer ward, stand jetzt sein alter Antipode Devonshire zusammen. Churchill berichtete, dass Anna, Marys Schwester, am Protestantismus fest hielt. Wilhelm sagte der Wahrheit gemäss: Niemand verabscheue religiöse Verfolgungen mehr als er. Und wie er entschlossen war, sie zu meiden, wenn sie dem Protestantismus galten, so wollte er sie auch nicht dulden, wenn der Protestantismus sich ungerechterweise wider den Papismus wandte. Noch immer suchte er gewaltsames Vorgehen zu vermeiden. Er glaubte noch, dass gesetzliche Mittel Jakob zwingen würden, und verwarf alle andern. Da trat ein völlig unvorhergesehenes Ereignis ein: die Geburt eines Prinzen. Das trieb zu ganz anderer Politik.

Wenige Tage nach der Freisprechung der Bischöfe und der Geburt des Prinzen erhielt Wilhelm die feierliche Einladung der sieben englischen Führer: Männer aller Parteien, und die angesehensten Männer Englands. Danby und

Digitized by Google

Devonshire, Compton und Shrewsbury, Russell, Sidney und Lumley unterzeichneten sie. Jakob hatte es mit allen verdorben. Sie alle konnten nicht anders. Da der Herzog von Norfolk Jakob zur Messe begleitete, und vor der Kirchenthüre stehen blieb, sagte Jakob ärgerlich: Euer Vater wäre weiter gegangen. Der Herzog antwortete: Der Vater Eurer Majestät war der bessere Mann, und er wäre nicht so weit gegangen. Der junge Herzog von Somerset sprach zu Jakob: Man hat mich in Kenntnis gesetzt, dass ich Eurer Majestät nicht gehorchen kann, ohne das Gesetz zu verletzen. Jakob zürnte: Wisst Ihr nicht, dass ich über dem Gesetze stehe? Und Somerset entgegnete: Eure Majestät vielleicht: aber ich nicht.

Die Geduld des englischen Volkes war zu Ende. Die Wilhelms war ebenso auf die höchste Probe gestellt worden. Alles hoffte auf Mary — da kam die Nachricht, an die keiner glauben wollte, die sich aber als anscheinend wahr herausstellte: und England war entschlossen. Wilhelm und Mary hatten sich zu überzeugen gesucht, ob es sich thatsächlich, wie ganz England versicherte, um einen fils supposé handelte: sie wollten Jakob alle Gerechtigkeit zuerkennen. Anna schrieb ausführlich an Mary auf ihr Ersuchen. Und Anna spottete über die Beweise der Echtheit der Geburt. Aber, ob er nun untergeschoben war oder nicht, dieser Sohn Jakobs sollte nicht regieren. Danby trat an die Spitze der Bewegung. Alle baten Wilhelm: mit Waffengewalt für die Wiederherstellung der englischen Freiheit und den Schutz der protestantischen Regierung einzustehen in der gemeinsamen Gefahr, mit einem Heere, stark genug, ihnen zu helfen. Die grossen, immer feindlichen Parteien, waren eng verbunden. Mancher von ihren Führern weilte bei Wilhelm im Haag: auch Danby, der in der freundlichsten und achtungsvollsten Weise aufgenommen ward. Er gewann wieder Boden unter den Füssen, festeren Boden. Sein Ansehen im Haag war gross. Wilhelm wusste, dass er ihm viel zu verdanken hatte. Nun war Danby versöhnt mit seinen Gegnern, und gewann Wilhelm stets neue Freunde. Er ward bald wieder mächtig genug. Er war gegen Frankreich nicht

Digitized by Google

stolz genug gewesen. Dennoch schätzte Wilhelm den energischen und gescheiten Verbündeten hoch. Auch Danbys alte Feindschaft mit Halifax trat zurück, da die Tyrannei Jakobs alle bedrängte. Er gewann ihn für Wilhelm, Halifax seinerseits Nottingham. Halifax war freilich niemals ein Freund grosser Entschlüsse und Entscheidungen. Devonshire stand im Hintergrund, mit ihm Bedford, des gemordeten Russell Vater, und sein Neffe Russell, der Seemann, der auch zu Wilhelm kam. Auch der einfältige Prinz Georg von Dänemark (geboren 1653, vermählt 1683), Annas Gemahl, war auf Wilhelms Seite — wie Churchill berichtete. Annas Liebe zu ihren Eltern, ihrem Gatten, verschwand neben der Schwärmerei für Sarah Jennings, Churchills Gemahlin. Sie liebte die Freundin glühend, und die berechnende Freundin wusste sie an sich zu fesseln. Anna suchte sich allzeit an stärkere Wesen anzulehnen: ihr Geist war wie der ihres Vaters in engen Grenzen — „ihr Charakter unselbständig, ihr Urteil langsam und schwerfällig." Sie scheute anstrengende Gedankenarbeit und wagte nicht ihre Ansichten und Gefühle auszusprechen, daran sie um so zäher festhielt, wenn sie einmal zum Ausbruch kamen. Sie war ganz ihres Vaters Tochter — aber in keinem einzigen ihrer Schwester zu vergleichen. Blindlings folgte sie dem Ehepaar Churchill. Sarahs Gemahl warnte seine Frau, niemals unbotmässig zu sein — wenn sie sich einmal überheben würde, müsste sie der Freundin auf immer völlig entfremdet sein. Die Zukunft bewies, dass er recht hatte. Noch aber war Anna voll Treue und Zärtlichkeit. Jakob zahlte ungern genug die Schulden, die sie um Sarahs willen machte. — Wie ganz anders war sie doch als Mary!

Herbert, Englands volkstümlichster Seemann, überbrachte die Einladung; er war seiner Stellung entsetzt worden wegen seiner Weigerung, für die Aufhebung der Testakte zu stimmen, wie Jakob von ihm verlangte. Heer und Volk standen zusammen. Jakob vertraute auf sein Heer. Da er zu Hounslow aus dem Lager ritt und lauten Jubel hörte, fragte er, was das sei? Ihm ward die Antwort: Es ist nichts: die Soldaten freuen sich nur, dass die

Digitized by Google

Bischöfe freigesprochen sind. Mürrisch sagte er: Nennt Ihr das nichts? Er stand wirklich ganz allein: sein Charakter ward durch allen Widerspruch und alle Gefahr nur zu grösserem Starrsinn angespornt: er widerrief nichts, ganz anders wie sein Bruder Karl. Aber sein Wille scheiterte im trotzigen Widerstand, der von allen Seiten ihm entgegentrat.

Trotz des tiefsten Geheimnisses, in das alles gehüllt war, merkte Sunderland, was vorging. Er fühlte, dass er sich unter Jakob nicht mehr halten könne — und wollte es mit Wilhelm nicht verderben. Nur Jakob selbst fürchtete keinen Aufstand, dem Wilhelm nicht hülfe — und Wilhelm wurde ja wohl mitsamt Holland durch Ludwig unschädlich gemacht. Er irrte sich nicht in Ludwigs Plänen, und irrte sich doch.

Wilhelm ging langsam, besonnen vor wie immer. In entscheidenden Augenblicken wusste er rasche und kühne Entschlüsse zu fassen und auszuführen. Alle Schwierigkeiten räumten zuletzt die Feinde selbst aus seinem Wege. Infolge des grössten Fehlers seiner ganzen Regierung richtete Ludwig XII. im Jahre 1688 seinen Angriff gegen Deutschland, nicht gegen Holland. Holland aber erkannte seine Gesinnung, und gab stillschweigend zu, dass Wilhelm rüstete. Wilhelm hatte schweres gethan — und schwereres zu thun. Es galt, wie England, auch die Generalstaaten zu gewinnen, in Holland die Eifersucht gegen jede grössere Macht des Oraniers zu bekämpfen und zu besiegen. Holland dankte Wilhelm nicht: die ehrenvollsten, vorteilhaftesten Bedingungen hatten die vereinigten Provinzen durch Wilhelm erlangt — sein Ruhm war der ihre geworden. Aber er war doch auch ein englischer Prinz — und sie gönnten ihm den Ruhm nicht, den er in England gewann. Wilhelms umfassender, mächtiger Geist allein erkannte sie alle, und beschloss, sie alle zu überwinden. „Die ganze Geschichte der älteren und neueren Zeit berichtet von keinem ähnlichen Triumphe der Staatskunst.“ Wilhelm that, was nur Weisheit und Energie thun konnten. Eilig bereitete er sich vor. Wenn er fertig war, würde er die Zustimmung der Generalstaaten schon gewinnen. Briefe auf Briefe, Aufforderungen auf Aufforderungen kamen aus England. Nun schrieb sogar

Digitized by Google

Sunderland, dessen Gattin Anna Sidneys Freundin war. Und Sidney war Wilhelm ergeben. Wilhelm schien eisig kalt, aber er sprach offen zu Bentinck, er lächelte innerlich, er vertraute auf sein eminentes staatsmännisches Geschick. Der Widerstand im Haag erlosch, und Wilhelm erhielt die Genehmigung, die er brauchte. Eine auserwählte Kriegsflotte sammelte sich schleunigst in der Schelde. Die Heringe waren für Holland und für Europa nie von solcher Bedeutung gewesen wie jetzt. Als Ludwig XIV., unklug und übermütig genug, ihre Einfuhr nach Frankreich verbot: da stand ganz Holland wider ihn auf, sogar die reichen, mächtigen Kaufherren, des Hauses Oranien Feinde. Daneben sah man ja ein, dass Ludwig Europa, also auch Holland bedrohte, und fernerhin, dass er jetzt im Augenblicke Holland direkt nicht bedrohte, Holland also frei war und Wilhelm entsenden konnte.

Jakob ahnte Böses. Er wollte zurückeilen. Es war zu spät. Was nützte es ihm, dass er Sunderland entliess? Keiner durfte ihm mehr vertrauen. Alles war offenbar, für Wilhelm und für England: er würde nicht gegen Frankreich, aber an Frankreichs Seite kämpfen: nicht Holland helfen wider Ludwig, wohl aber Ludwig wider Holland. Ludwig war sein Herr. Wilhelm und Jakob waren sich schon innerlich entfremdet. Man wusste, dass der neue grosse Bund, der sich wider Ludwig bildete, das Werk Wilhelms sei. Er ward in England unterstützt von den Häuptern der ganzen Opposition gegen die Regierung: aber diese Opposition bedeutete die Nation selbst. Das war kein Werk der Partei: das wollte kein Werk der Gewalt, der Revolution werden. Rom war aller Parteien, und Frankreich war aller Engländer Feind: aller Freiheit in Europa und jedes Freien Religion. Es sollte keine Freien mehr geben. Mary war Erbin Englands für die Engländer: ihrer war das Recht. Man glaubte nicht, dass der Neugeborene ihr Bruder sei — und wenn er es war: man hielt an ihr fest. Kam es zur Wahl eines Königs, dann mussten die Bedingungen der Wähler entscheidend sein. Das wussten alle, die Mary wählen wollten, selbst wenn sie nicht im Rechte war — und

Digitized by Google

die Wilhelm wählen wollten. Der Prinz wollte abwarten. Man drängte ihn sofort zu kommen. Die Unruhe ward zur Panik. Jakob schrieb Wilhelm und Mary immer und immer wieder —

Aber Ludwig von Frankreich kannte Mary Stuart, die Prinzessin von Oranien, nicht. Und ihr eigener Vater kannte sie nicht. Ihr schien das Werk Wilhelms gerecht und heilig: sorgsam half sie ihm in allem. Je hartnäckiger Jakob ward, desto einiger war sie mit Wilhelm. Jakob klagte sie an. Seine Gesandten, Skelton und Albeville, waren Spione. —

Einst war die Vermählung Marys mit Wilhelm für Ludwig ein furchtbarer Schlag gewesen. Für ihn galt Frankreichs Dynastie mehr als Frankreich selbst. Er war bereit, seinem Sohne hohe Mitgift zu gewähren, wenn Mary sein ward — er träumte von Marys Mitgift, von der er freilich nicht sprach. Durch sie sollte England zu Frankreich kommen, wie Spanien: der ganze Westen Europas würde dann sein Reich sein — und fast alle Kolonien der Welt. Das war von höchster Bedeutung für ihn. Dann kannte die Erde nur eine Macht, nur einen Herrn. Karl II. nahm recht gerne französisches Geld — Jakob war überzeugt von Ludwigs Rechten — aber Karl wollte doch nicht vom unauslöschlichen Hass seines ganzen Volkes bedroht sein. So lud er Wilhelm gegen Jakobs und Ludwigs Willen ein.

Und heute? Mary war allezeit seit ihres Vaters Übertritt eine eifrige Protestantin gewesen — sie zeigte jetzt, dass sie als Frau, und als Wilhelms Frau, noch in ganz anderem Sinne Ludwigs Pläne vereiteln konnte. Jetzt, da ihre eigenen Entschlüsse in Frage kamen, waren sie weise, gross und gerecht. Wohl keine zweite Frau hätte gethan, was Mary that — keinen Gedanken daran zu fassen gewagt. Wilhelm war, wie er selbst wusste, prädestiniert zum höchsten Werke — doch konnte sein Werk jetzt noch Schiffbruch leiden und völlig untergehen — wenn ihm nicht eine Frau gegeben war, die ihm sein Werk vollenden liess, ihm dazu half, ihm alle Mittel, die sie geben konnte, zur Hand gab, die gross war in ihrem bescheidenen Zurücktreten hinter

Digitized by Google

ihm, gross auch dann, wenn sie neben ihm und an seiner Seite stand.

An Wilhelms Hofe lebte seit einiger Zeit Gilbert Burnet (geb. 1643), ein schottischer Priester, der, wie so viele andere in den Königreichen Karls und Jakobs, in Ungnade gefallen und des Oraniers und seiner Gemahlin Gast geworden. Er kam nach Utrecht, ward nach dem Haag eingeladen, als jene viel Gutes von ihm hörten. Beide waren zugleich freundlich und offen ihm gegenüber. Insbesondere fiel ihm dies bei Wilhelm auf. Burnet erzählte von den Gerüchten einer Verschwörung wider des Prinzen Leben. Wilhelm blieb unbewegt. Mary hegte Furcht. Und auf ihren Befehl sagte Burnet Fagel, er möchte Wilhelm bitten, vorsichtig zu sein. Wilhelm stützte sein Prädestinationsglaube.

Mary ward, wie Burnet erzählt, von allen bewundert — ihr majestätisches Wesen zwang zur Ehrerbietung: ihr Wissen, ihr Verstand, die angenehme Art, die sie auch in Reden und Gesprächen zeigte, entzückten alle: in ihrer Frömmigkeit war sie ein Muster für alle. Jakob gab ihr weder Geschenke, noch ein Jahrgeld, und man ersah daraus: dass sie nicht einig mit ihm war. Ihr Fleiss war gross, sie lernte gern, obwohl ihr sehr heftige Augenschmerzen Schonung auferlegten: sie hatte gute, gesunde Gedanken, ein rechtes Urteil. Sie sagte zu Burnet: er hätte gegen seine Feinde seine Sache verteidigen müssen: erwies sie sich als wahr, so sei es nur recht, dass er die Wahrheit gesagt. Wilhelm rief ihn öfter zu sich. Bald erkannte Burnet, dass der Prinz durchaus nicht absolutistisch gesinnt sei. Sie führten lange Gespräche, gleich zwei Freunden. Redet offen von dem, was ich Euch sagte, sprach der Prinz. Mary war anwesend bei diesen Unterhaltungen. Burnet bewog sie zu Briefen an Compton und ihren Vater. Sie fürchtete für Jakob das Schlimmste.

Jakob warnte Mary und Wilhelm vor Burnet. Ihm zu Gefallen musste Burnet in der letzten Zeit bis wenige Tage vor der Reise Wilhelms nach England fern von dem Prinzen und der Prinzessin bleiben; sie sahen ihn thatsächlich nie bis dahin, unterrichteten ihn aber über alles und befragten ihn oft.

Digitized by Google

Burnet hatte beiden einen grossen Dienst erweisen können, der nicht nur für sie allein, vielmehr für ganz Europa von Bedeutung ward. Neun Jahre waren damals verflossen seit dem Tage, da die 15jährige Thronerbin vermählt ward. Es sollte sich aber jetzt vor allem zeigen, dass Wilhelm in der Ehe nicht weniger glücklich war, als in der Freundschaft. Da sie sein Weib ward, war Mary nichts als ein liebenswürdiges Mädchen, allerdings von guter Gemütsart und natürlichem Verstand. Doch musste es unwahrscheinlich sein, dass zwischen diesem ungleichen Paare eine starke Zuneigung sich entwickeln könne. Wilhelm schien viel älter, viel zu alt für sie. Noch ging die Sonne nicht über ihrem Hause auf. Ihrer Sanftmut und Geduld erwarben bald seine Achtung und seine Dankbarkeit. Die Spione suchten vergebens Unfrieden zu stiften. Sie behaupteten, dass Wilhelm zu freundlich sei gegen Marys Hofdame Elisabeth Villiers, deren Schwester Anna Bentinck vermählt war. Elisabeth war ohne persönlichen Liebreiz, aber talentvoll und geschickt, Sorgen zu teilen und zu vertreiben. Mary wusste, dass sie unbesorgt sein konnte.

Eine Frage aber war wichtig für sie und für alle: Wer sollte einst Herr sein? Sollte Mary Europas Gleichgewicht in ihrer Hand halten? Wilhelm, der starke und erfahrene Mann, war den grössten Unternehmungen zugewandt — sollte er von ihr abhängig sein nach ihrem Willen, von ihrer Güte, und so lange, wie sie es wollte, Einfluss auszuüben im Stande sein? Er würde keinen Platz neben ihr finden, keinen der für ihn bestimmt. Wilhelm liebte die Macht, er war sich seines Herrschergenies bewusst. Mary ihrerseits wusste nichts von der englischen Verfassung, nichts von ihrer eigenen Stellung. Compton hatte ihr eine sorgfältige Erziehung in der Religion gegeben: aber von diesen politischen Dingen ahnte sie nichts. Sie wusste, dass ihr Ehegelübde sie verpflichtete, Wilhelm gehorsam zu sein: es wäre ihr nie in dem Sinn gekommen, dass ihr jetziges Verhältnis einst umgekehrt sein könne. Vielleicht hatte sie den Grund von Wilhelms Sorgen nie kennen gelernt. Wilhelms Zartgefühl lies ihn schweigen. Da erreichte Burnet eine vollkommene Verständigung.

Digitized by Google

Er kam, verfolgt um seiner Überzeugung willen. Viele vertraute Unterredungen durfte er mit Mary führen über Politik und Religion; er ward bald ihr geistlicher Lehrer und Ratgeber. Wilhelm war ein liebenswürdiger Wirt, und er erkannte, dass in diesem Manne, der soviel sprach, eitel und wenig vornehm war, doch viel Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit steckte. Er brauchte solche, die ihm dazu verhalfen, England so recht zu kennen. Keiner war dazu geschickter als Burnet.

Burnet ward der helfende Freund. Wilhelm hatte viel von Englands Königen erdulden müssen. Sein Leben blieb still wie das Leben Marys: und die Schatten zogen über ihr Leben gleich Wolken: sie zogen vorüber. Burnet, einst bei Karl und Jakob hochgeehrt, lohnte die gütige Aufnahme, die er im Haag fand, in einer Weise, die ihn zu einer grossartigen und historischen Persönlichkeit macht: darum, weil er vieles, das wichtigste sogar, entschied für die entscheidenden Persönlichkeiten. Er selbst wird — bei aller Ruhmredigkeit, unklug wie er war, aber auch vielseitig, unermüdlich und herzensgut — gar nicht gewusst haben, wie wichtig er war. Er lebte in einer bewegten Zeit, und er war unentbehrlich in einer bewegten Zeit. Hochinteressant und Grundlage für jeden, der diese Zeiten verstehen will, sind seine Berichte. Vor allen traten zwei Bilder uns klar und deutlich und grossartig entgegen: Wilhelm und Mary. Anschaulich schildert er uns den Hof im Haag, Marys liebenswürdige und zugleich grosse Erscheinung. Er erzählte ihr einst, dass ihr Vater bitter ergrimmt gewesen sei über einen, der über jene erste Maria Stuart geschrieben. Und sie meinte: Wenn Prinzen böse Thaten begehen wollen, so müssen sie auch vorlieb nehmen, dass sich die Welt zum wenigsten an ihrem Andenken räche, da ihren Personen sonst nicht beizukommen sei. Dieses Leiden hat aber lange nicht soviel zu bedeuten, als was sie andern oft verursachen. — Jene beiden andern Marien auf Englands und Schottlands Thron standen tief unter ihr. Am wichtigsten aber für alle Folgezeit ward jene andre Unterredung mit Burnet, darin Mary „einen innerlich

Digitized by Google

gereiften Entschluss zeigte, von dem man sagen darf, dass die kommende Geschichte darauf beruhte".

Burnet erzählte Mary von Heinrich VII., der in erster Reihe durch seine Gemahlin König von England ward, obwohl er auch selbst Ansprüche erheben durfte. Seine Gemahlin aber hatte ein näheres Recht als er. Er wies Mary darauf hin: dass niemand gern Titularkönig sei, zumal da diese Würde aufhöre mit dem Leben der andern Person. Eine solche Würde ist eben unwürdig — mag sie nun auf einem „Ehrenzeichen" oder auf einer thatsächlichen Macht beruhen. Wilhelm besass in Holland wirkliche Hoheit — sollte er in England nur die Würde des Namens haben? Das würde ihm in England und Holland schaden. Mary bat Burnet um Rat und um Hülfe. Sie sprachen lange von dem, was Wilhelm nicht anzudeuten gewagt hatte in diesen Jahren: er war zu zartfühlend dazu. Aber Burnet nahm sich diese Freiheit. „Wenn Personen, welche sich gegenseitig achten und lieben sollen, von einander, wie es häufig geschieht, durch irgend eine Ursache getrennt worden sind, welche drei Worte einer offenen Erklärung beseitigen würden, so sind sie glücklich zu schätzen, wenn sie einen rücksichtslosen Freund besitzen, welcher mit der ganzen Wahrheit herausplatzt." Abhängig von seiner Frau konnte ein Mann von dem Charakter des Oraniers nicht sein — sie würde Königin von England werden, und von ihr hing alles für ihm ab. Konnte er England helfen? Würde sie ihm gestatten, zu handeln nach seinem Willen, nach seiner besten Erkenntnis? Welche Macht die künftige Königin ihrem Gemahl verleihen werde — das ward von europäischer Bedeutung. Segensreich ward Burnets Dienst. Im höchsten Grade wichtig ward es, dass Wilhelm und Mary vollkommen einig wären. Burnet betonte: dass niemand wissen solle von diesen Worten, die er mit Mary wechselte, noch irgend jemand wissen dürfe — als was Mary für gut meinte. Er wusste, was Wilhelm vor allem beunruhigen musste: sie erfuhr zu ihrem grössten Erstaunen, dass, wenn sie Königin von England würde, Wilhelm auf dem Throne keinen Platz haben werde. Sie verstand ihn nicht und glaubte, was ihr

Digitized by Google

zufalle, müsse auch Wilhelm zufallen. Das leugnete er und führte als Beispiel jene Maria, Königin von England, an, deren Gemahl Philipp von Spanien nicht in England Herr war. Mary erklärte mit Würde, dass kein Beweis ehelicher Zärtlichkeit gedacht werden könne, den sie nicht zu geben bereit sei. Burnet sprach weiter: das einzige Heilmittel läge in ihrer Hand: sie würde leicht, wenn die Krone auf sie vererbt war, Wilhelm nicht den Titel, sondern die Gewalt der Regierung geben können — falls sie sich dazu bequemen wolle und zufrieden sei, seine Gemahlin zu sein, und ihm verspräche: „dass er wirkliche Gewalt eines Königs von ihr bekommen sollte, sobald selbige nur in ihren Händen sein würde, und dass sie sich mit Macht bestreben wollte, solche Gewalt in ihm Zeit seines Lebens gesetzmässig bekräftigen und bestätigen zu lassen. Dieses würde ihn über alle Massen verbinden und einen Grund zu ihrer vollkommenen Einigung legen.“ Aber sie bedenke es vorher: ehe sie solche Beschlüsse verkündigte: wenn sie einmal verkündigt wären, seien sie nicht mehr zurückzunehmen. Er entschuldigte seine Kühnheit, bat sie zu überlegen. Sie antwortete sofort: Das ist nicht not! Es braucht bei mir keine Zeit, dasjenige zu überlegen, wodurch ich meine Hochachtung und Gewogenheit gegen den Prinzen, meinen Gemahl, bezeugen kann. Es ist genug, dass ich eine Gelegenheit habe: erzählt ihm, was ich sagte, und bringt ihn zu mir, damit er es aus meinem eigenen Munde höre. Somit erhielt Burnet Erlaubnis, Wilhelm zu berichten und ihn herbei zu holen. Der Prinz war auf der Jagd abwesend, am nächsten Morgen ging er zu ihr, nachdem Burnet ihn aufgesucht. Mary sagte frei und offen: Sie hätte bis gestern nichts hiervon gewusst, dass die englischen Gesetze dem göttlichen so zuwider seien, als sie nun von ihm vernähme: sie hätte sich nicht vorstellen können, dass jemals ein Mann seiner Frau gehorchen sollte, verspräche ihm aber, er sollte allezeit ihr Herr sein, wobei sie von ihm sonst nichts verlange, als Vollziehung des Gebots: Ihr Männer, liebet Eure Weiber, sowie sie hingegen das andere in acht nehmen wollte, welches lautet: Ihr Weiber, seid unterthan den Männern in allen Dingen. — Diese gross-

Digitized by Google

herzige Zärtlichkeit gewann Wilhelms Herz vollkommen: er schenkte ihr fortan sein ganzes Vertrauen. Ihre Briefe geben Beweise genug und Zeugnis dafür, dass der in den Augen der Menge so unliebenswürdig erscheinende Mann einem schönen, tugendhaften Weibe leidenschaftliche Zärtlichkeit einzuflössen vermochte. Wilhelm wusste fortan, wie sehr Mary ihm ergeben war: sie war glücklich mit ihm, und er durch sie. Sie kannten sich jetzt: und für all' die schweren Täuschungen, die vereitelten Hoffnungen hatte er vollkommenen Ersatz. Ohne die Kenntnis dieser Vorgänge müsste uns jene ganze bewegte und bedeutsame Zeit rätselhaft bleiben in ihren wichtigsten Stunden. Wilhelms und Marys Bilder heben sich klar hervor vom lichten Hintergrunde.

Immer wahrscheinlicher war es inzwischen geworden, dass Mary bald zur That berufen sein werde. Längst war vorgeschlagen worden: sie sollte Regentin mit allen Rechten sein — Jakob nur dem Namen nach König. Die Exklusionsbill nahm thatsächlich möglichste Rücksicht auf Jakobs Töchter. Wenn Mary nicht ausdrücklich genannt wurde, so geschah es darum, weil es möglich war, dass Jakob noch einen Sohn haben werde, dessen Rechte man nicht beeinträchtigen wollte. So war dies Vorgehen gerechtfertigt. Die Krone sollte während der Lebenszeit Jakobs von denen getragen werden, die nach seinem Tode am nächsten dazu berechtigt wären. Nun war die Exklusionsbill verworfen worden: Jakob ward König: man hatte seine Regierung kennen gelernt: er war gewiss persönlich ehrenwerter als Karl, aber auch unbegabter und starrköpfig — und er bedrohte Marys Thronrecht, nach der das ganze Volk sich sehnte — und diese Hoffnung auf Mary erleichterte allen vieles Schwere. Jakobs Willkür war unerträglich: er musste fallen: zu tief war England durch ihn gesunken, und immer tiefer musste es sinken, blieb er König. Das aber hofften Ludwig und Barillon. Schon wagte man James Fitzjames, Herzog von Berwick, einen unehelichen Sohn Jakobs von Arabella Churchill, als Mitbewerber Marys aufzustellen. Da rief England Wilhelm, und er musste folgen, nicht allein um Englands: um Europas willen.

Digitized by Google

Mary war längst einig mit ihrem Gemahl, der nächst ihrem Gotte einzig herrschte über ihr Herz; sie liebte ihren der Liebe so unwürdigen Vater. Aber sie wusste den rechten Weg zu finden, und anders durfte sie nicht handeln. Sie war ernst religiös; die Pflicht gegen ihren Vater kannte sie, aber ebenso die Pflicht gegen ihren Gemahl, und am höchsten stand ihr der Wille Gottes, den sie in Wilhelms Handeln sah. Noch glaubte Jakob, sie bekehren zu können; er schrieb ihr sehr ausführlich über die Gründe seines Religionswechsels, und sie antwortete ihm noch eingehender. Sie verstand ihre Religion so sehr, wie sie sie liebte. Keine interessanteren Dokumente über die verschiedenen Konfessionen könnte man finden als diese Briefe des Proselyten und seiner standhaften Tochter. Mary blieb fest. Dann ward das „Nichtschuldig" über die des Hochverrats angeklagten Bischöfe das „Schuldig" für den König — und furchtbar schnell ward die Bewegung des Niedergangs durch die Geburt des „Thronerben", die Jakob als eine offenbare Ermutigung vom Himmel ansah. Es war ein Sonntagskind — und sein ward ein wirklich verfehltes und unglückseliges Leben. Alle mussten, selbst Mary nach langem Zweifel, glauben, dass er untergeschoben sei. — Die hinterlassenen Schriften Marys bedeuten einen grossen Gewinn, weil sie einen prächtigen Einblick in den Charakter wie das Gemüt einer der Hauptpersonen in jener Epoche des weltgeschichtlichen Dramas, das sich abzuspielen begonnen hatte, schenken. Ihre Erbfolge war ihr stets „indifférente pour moi-même"; sie durfte aber nicht gleichgültig bleiben: „Notre unique soucy est pour l'Eglise de Dieu." Sie erkannte die ganze Wichtigkeit dieses Kampfes; sie hatte lange mit sich selbst gekämpft. Nun war sie entschieden — für Wilhelm: „Je regrette de n'avoir que trois couronnes à luy porter." Die gerechten Richter, vor allen jene im katholischen Lager selbst, verteidigen sie gegen jeden Vorwurf: ihr Gewissen war rein — und sie hatte ein Recht dazu. Sie überwand sich; sie, die immer so viel von ihrer Schwäche sprach, war überaus stark. Ihre Verantwortung war gross; Englands Schicksal und Europas, das Los der Freiheit und der Kirche, hing von ihr ab.

Digitized by Google

Wie viel hatte sich in England verändert in diesen wenigen Jahren!

Albeville wirkte im Haag wider Wilhelm und Burnet. Dykvelt, der holländische Gesandte in London, erfuhr, dass Jakob sich trotz aller Zugeständnisse Wilhelms und Marys schwer gekränkt fühle. Dykvelt veranlasste häufige Beratungen in London. Er kehrte zurück, und Wilhelms Freunde, wie Zuylestein, schickten ihm auch ferner regelmässige zuverlässige Berichte. Das gefügigste unter allen englischen Parlamenten war entlassen worden. Die Jesuiten hätten nur zu gerne Mary beseitigt, von der sie wussten, dass sie nicht zu bekehren war. Ihr Vater war bereit zu jedem Unrecht an ihr, weil sie um ihrer Religion willen that, wie er: sie blieb voll Festigkeit und Energie, in allem edler als er, der sie verstossen wollte darum —

Vier Kinder waren Jakobs zweiter Ehe entsprossen, auch ein Sohn: alle gestorben. Dann ward der nachmalige „Jakob III." geboren. Die Freude der Jesuiten war gross. Aber nur die ihre. Keiner, der das Vertrauen der Nation besass, glaubte an diesen Prinzen.

Wilhelm sagte zu Dykvelt: „Aut nunc, aut nunquam!" Marys Vertraute blieben Danby und Compton: Danby war ihr Führer in jedem politischen Schritte, und darum wichtiger. Wie viele andere, half auch Henry Sidney, Algernoons Bruder, der im Haag lebte, redlich an ihrem Werke. Shrewsbury war auch gekommen. Nachdem schon früher oft genug Zusammenkünfte der englischen Politiker in Holland stattgefunden hatten, war nun auch die Einladung gekommen — in aller Form. Sidney bat und beschwor: ganz England will es — und will Eile: und genügende Truppenmacht. Die Wilhelm einluden, gaben ihr Ehrenwort, sie würden mit ihm gehen. Herbert, der Bote, kam als Matrose verkleidet — wie bald darauf Jakob bei seiner Flucht. Die Einladung der Sieben war für Wilhelm unschätzbar. Sie bot ihm die persönliche Verpflichtung und Versicherung kundiger und zuverlässiger Männer über die Stimmung der ganzen Nation. Der Ausbruch der Empörung war unvermeidlich. Alle versicherten ihm: dass keiner an die Echtheit des Prinzen von Wales glaube: dass

Digitized by Google

Offiziere und Soldaten, die Flotte wie das ganze Volk für Wilhelm wäre: zum mindesten neunzehn Zwanzigstel der Nation.

Zwei Freunde Wilhelms starben in jenen stürmischen Tagen. Die Kraft Fagels war dahin, und sein Sterben ward Wilhelms grösste Trauer. Friedrich Wilhelm von Brandenburg schied — Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! — Ein Rächer war schon erstanden: Wilhelm, sein naher Verwandter. — Friedrich III., sein Sohn und Nachfolger, erwies sich als treuer Gehülfe des Rächers. Bentinck war Bote zwischen ihm und Wilhelm.

In England starb Buckingham um diese Zeit.

Jakob hatte Mary nicht gewinnen können. Sein beschränkter Blick zwang ihn in entschiedenen Gegensatz zu Wilhelm und Mary. Da sie ihn baten, nicht die Gesetze anzutasten, empörte er sich über solche Beschränkung der Krone. Mary war indes wie Wilhelm entschlossen, nicht teil zu nehmen an der Verletzung der englischen Freiheit, an der Zerstörung der Verfassung. Marys Kaplan Covell, der sie wie eine Sklavin behandelte, war, wie die Gesandten, Jakobs Spion: er musste entlassen werden — da er eine geheime Korrespondenz mit Skelton, der gleichfalls deshalb abberufen werden musste, hinter Wilhelms und Marys Rücken führte über ihre häuslichen Angelegenheiten. Seine eigenen Briefe waren die schwersten Anklagen gegen ihn. Jakob war sehr ärgerlich, da er nun nicht mehr so leicht über die intimsten Vorgänge im Haag Kunde erhalten konnte. Mary sprach einst ernst zu Albeville: Ich habe dem König, meinem Vater, nur ein einziges Mal eine Bitte vorgebracht, nämlich, dass er bei dem König von Frankreich eintreten möge wider der Wegnahme des Fürstentums Oranien. Allein mein Vater hat es vorgezogen, sich mit dem König von Frankreich zu einigen wider meinen Gemahl. — Noch hing von Jakob, wenn er auch mit den loyalsten Engländern sich überworfen hatte, vieles ab: noch konnte er die endgültige Entscheidung für sich zur günstigen machen. Das gegenseitige Misstrauen zwischen ihm und seinem Schwiegersohn war gross geworden: er hatte freilich von

Digitized by Google

Anfang an zu viel Misstrauen gehegt, Wilhelm allzeit zu wenig. Ludwig und Jakob fürchteten Wilhelms Pläne. Aber Wilhelm siegte. Seine Warnungen blieben erfolglos — seine Thaten mussten wirken. Wie er 1672 aufstehen musste wider Englands König Karl II., nicht wider England — so galt es jetzt zu kämpfen gegen Jakob II., und für England. Er wollte Europa ins Feld stellen wider Frankreich: darum musste England neben ihm stehen wider Frankreich. Dann konnte er siegen — nur dann. Er war jetzt auf den Kampf mit Jakob gefasst. Mary gleichfalls. Jakob konnte sie nicht sehen, wie sie schon damals von allen bewundert war: sie verband mit körperlicher Schönheit und fürstlicher Haltung die besondere Freundlichkeit und Leutseligkeit des Wesens, welche so viele Mitglieder des Hauses Stuart kennzeichnet. Sie wollte nicht Jakob entthronen: sie sah sich nur als seine Nachfolgerin und hatte nie einen andern Gedanken gedacht. Gern lauschte sie an Wilhelms Seite Burnets Erzählungen. Sie hörte Wilhelms weises Wort: Gegenseitige Duldung gibt inneren Frieden.

Albeville hatte die Aufgabe, sie zu beruhigen wegen des Gerüchtes, Jakob wolle Berwick legitimieren: sie fürchtete nichts für sich, aber sie warnte vor Verletzungen der Gesetze, und Jakob sprach von seiner Krone Rechten dem gegenüber. Sie sagte zu Albeville: Ich spreche mit Ihnen freier, offener, weil meinem Vater gegenüber der Respekt mich bindet. — Auf Wilhelms Wunsch entliess sie eine Hofdame: nichts konnte sie ihm entfremden, wie Jakob dennoch hoffte. Die Untersuchung gegen die Schuldige erwies, dass Wilhelm recht gehabt. Ihre Amme, Madame Langfort, musste auch entfernt werden. Das briefliche und mündliche Geschwätz der Damen war geeignet, Misstrauen zu erwecken. Mary kündigte selbst der Treulosen den Tag und die Stunde an, wann sie abreisen müsse. — Wilhelm war ihr alles — neben ihrem Gotte. Seit ihrer Vermählung hatten ihre Gegner alles gethan, was nur möglich war, ihr häusliches Glück zu trüben. Wilhelm schien keine Zärtlichkeit zu schenken, noch zu suchen. Späher, Lauerer, Angeber wühlten emsig. Als Mary es wagte, für ihren alten Freund Compton einzutreten, erlitt

Digitized by Google

sie eine ungnädige Zurückweisung. Jakob erklärte zwar, er werde sie mit Wissen und Willen niemals beleidigen, er sei gerecht gewesen — man solle gerecht sein wider ihn. Immer aber that Jakob alles gegen ihre Rechte. Es schien unmöglich, einen solchen Vater zu lieben. Ihre strengen religiösen Grundsätze zwangen sie, dies zu versuchen. — Dennoch lernte sie, was sie für ihre Pflicht hielt, zu erfüllen. Wilhelm hatte mehr Rechte auf sie — selbst wenn er etwa unrecht handeln würde. Dass er im Recht war, wusste sie. Ihrem getreuen Priester Stanley teilte sie alles offen mit. Von dem Jesuiten Morgan, zu dem ihr Vater ihr hinzugehen riet, wollte sie nichts wissen. Sie wünschte Jakob aufrichtig und von Herzen eine friedliche Regierung — und glaubte, dass sie wie England noch hoffen dürfe. Aber für Jakob war das Recht seines Kindes weniger wichtig als Ludwigs Freundschaft. Aller Vertrauen war erschüttert. In Holland begann man doch allmählich zu merken, dass Wilhelms Sache die der Gesamtheit war. Dann fiel der Entscheid, welchem der beiden gewaltigen Kämpfer der Sieg zufallen musste: Wilhelm oder Ludwig. Über Erwarten rasch fiel der Entscheid nach „Jakobs III." Geburt. Dies Kind starb nicht wie alle früheren Kinder Maria von Modenas — es wuchs auf — zu seinem und seiner Eltern Unglück. Wilhelm und Mary zeigten bei der Nachricht von dieser Geburt ruhige Würde — der Verdacht, dass das Kind untergeschoben sei, kam erst von England aus zu ihnen. Auf 10 000 Ungläubige fand sich kein Gläubiger. Skelton triumphierte in Paris. Dykvelt hatte Jakob gemahnt, nach den Gesetzen zu regieren, keine Eingriffe sich zu gestatten. Albeville seinerseits schrieb: dass bei Mary noch weniger als bei Wilhelm auszurichten sei.

Burnet hatte Mary zuvor gefragt, ob sie ihr Herz noch kenne, und wie ihr zu Mute sein werde, wenn die Königin einen Sohn zur Welt brächte. Mary wusste, dass sie antworten durfte: Mir würde das gar kein Kummer sein. Gott weiss, was für mich am besten ist. Ich bin es so zufrieden, wenn nicht die Vorsehung es anders will, zu leben und zu sterben. — Die Engländer freilich glaubten nur zu leicht, dass Wilhelm gegen England handle — nicht gegen Jakob. Jakob

Digitized by Google

selbst verstand Mary nicht. Er tadelte sie, als sie für Compton bat, und ihn anflehte, zu glauben, dass sie nicht das Geringste gegen ihn denken, sagen und thun könne. Marys hoher Rang unter den europäischen Fürstinnen erforderte einen Aufwand, dessen Kosten zu bestreiten sie kaum im stande war. Jakob verweigerte ihr jede Unterstützung. Sie aber war entschlossen, sorgfältig es allzeit zu vermeiden, in irgend etwas Wilhelms Schwierigkeiten zu vermehren. Diese waren thatsächlich übergross. — Mary zeigte Burnet in jener Zeit, da sie ihn noch selbst sehen durfte, vertrauensvoll ihre Briefe. Alle Versprechungen Jakobs kamen zu spät. Der Ausbruch der Empörung war ja längst sicher, als die Einladung kam.

Wilhelm war auch beim Abschied ruhig. Fagel, ein Sterbender, weinte. Oraniens Flagge zeigte seines Hauses Wappenspruch: „Je maitiendray". Das hiess heute: Ich werde bewahren die Freiheit und die protestantische Religion. Sie zeigte die Farben Wilhelms und Marys. Wilhelms Haltung blieb unverändert — auch als die Winde ungünstig waren, und die Flotte nochmals umkehren musste. Er ging nicht ans Land. Die zweite Abfahrt von Helvoetsluys war glücklicher. Herbert befehligte die Flotte. Burnet ging mit Wilhelm. Der Prinz von Waldeck blieb als Wilhelms Stellvertreter zurück. Den Generalstaaten empfahl Wilhelm zuletzt die Sorge für Holland — und Mary: sie möchten sich ihrer annehmen nach ihrem Verdienst. Gott würde mit ihm thun, wie es seinem allweisen Rat gefiele.

Oraniens Manifest, von Fagel verfasst, in Burnets Bearbeitung, setzte gleich in der Einleitung voraus: Dass strenge Beobachtung der Gesetze überall erforderlich sei zum Glück der Nation und zur Sicherheit der Religion. Wilhelm sah mit tiefem Bedauern, wie die Grundgesetze eines Reiches, welchem er verbunden sei durch Verwandtschaft und Vermählung, verletzt worden waren. Daher eingedenk seiner nahen Beziehung zum königlichen Hause und dankbar für die Zuneigung des englischen Volkes für seine geliebte Gemahlin, wie für ihn selbst, und ihre Aufforderung vieler geistlicher und weltlicher Herren habe er den festen Entschluss

Digitized by Google

gefasst, an der Spitze einer Streitmacht nach England zu gehen, die stark genug sei — keine gewaltsame Vertreibung, keine Eroberung zu erreichen, aber die Befreiung Englands von Tyrannei — dann würde er gerne zurückkehren. —

Siebenter Abschnitt.

Die „glorreiche Revolution“ von 1688. Sturz Jakobs II. Wilhelm und Mary König und Königin von England.

Wilhelms Landung in Torbay erfolgte an einem nebligen Morgen, am Montag dem 15. November, am Tage nach seinem Geburts- und Hochzeitstage. Die widrigen Winde, die seine Abfahrt zuerst fast ganz unmöglich machten, legten, die heftigen Stürme, die ihn zurückgetrieben hatten, beschwichtigten sich, da dieser Wilhelm der Eroberer seinem England nahte. Er wollte kein Eroberer sein, und gedachte noch damals, nichts andres zu thun, als seine Kraft in den Dienst dieses ihm teuren Heimatslandes seiner Mutter und seiner Gemahlin zu stellen — ohne irgend welchen Entgelt dafür zu fordern. Selbst aber, wenn als Entgelt ihm eine Krone geboten ward — konnte sie ihm ein Lohn sein? Wilhelm dachte zu gross, und England dachte zu klein hierin. Er wollte kein Eroberer sein — und er blieb Sieger fast ohne Blutvergiessen. Während die freudig erregten Landleute Wilhelm begrüssten, Mackay, der zuerst das Land mit seinen Truppen betreten,. sie rasten und ruhen liess, Wilhelm und Schomberg rekognoscierten und in einer Hütte ruhten, wünschte Burnet dem Prinzen Glück — aber Wilhelm ging nicht auf Fragen über seine Absichten ein — er fragte nur in guter Laune: Was denkt Ihr über Prädestination? — Er war in vollständiger Rüstung, da er in England einzog: er trug eine weisse Feder auf seinem Helm, er ritt ein weisses Schlachtross — die kriegerische Haltung, der gedankenschwere, gebietende Ausdruck seiner hohen Stirn und seines

Digitized by Google

Falkenauges bezeichneten den Herrn und Herrscher. Neben ihm Schomberg — bei Maastricht vordem sein Gegner — und ihnen folgte die „lange Heersäule des bärtigen Fussvolkes der Schweiz, welches sich zwei Jahrhunderte lang in allen Kriegen des Festlandes durch alle soldatischen Fähigkeiten ausgezeichnet hatte."

Schon kamen Englands Beste in Scharen zu Wilhelm, da er in England war — wie sie zu ihm nach dem Haag geeilt waren. Edward Russell, der Vertreter des Führers der Whigs, seines Oheims Bedford; und Danbys, des Toryführers, ältester Sohn. Danby und Devonshire sammelten Heere und stellten sich selbst an ihre Spitze: sie vereinigten sich. Norfolk that desgleichen. Wichtiger noch war: dass Churchills Abfall von Jakob und sein Übergang zu Wilhelm auch diesen ausgezeichnetsten Feldherrn und Soldaten Englands — und mit ihm die Prinzessin Anna und ihren Gemahl zu ihm hinüberführte. Neben vielen anderen folgte auch Karls II. Bastard, der Herzog von Grafton, dem Einfluss Churchills — ebenso Clarendons ältester Sohn, der Vetter Marys und Annas. Anna verliess den Palast zu St. James und begab sich zu Danby. Da klagte Jakob: Gott helfe mir — denn meine eigenen Kinder haben mich verlassen. Der König sah seine Bestrebungen auf immer gescheitert. Er sah ganz England ihm feindlich geworden. Sein Geheimer Rat konnte nichts anderes thun: als ihm vollständigste Nachgiebigkeit raten. Aber alle seine Zugeständnisse hätten ihn doch nicht mehr retten können. Keinen Dank erwarb er sich mehr — kein Vertrauen fand er mehr. Man wusste: nur aus Furcht gab er dies und jenes zu. Da er glaubte, Wilhelm käme, hatte er bedeutsame Massregeln, die eine scheinbare Besserung versprachen, angeordnet: kaum vernahm er die vom Gerücht übertriebene Kunde von der ersten Rückkehr Wilhelms und die Berichte: in diesem Jahre würde keine Überfahrt mehr möglich sein — da nahm er alles zurück. Das war der Nation eine Lehre: Jakob war ein anderer, wenn er sich fürchtete — und wenn er sich sicher glaubte.

Shrewsbury war Wilhelm treu ergeben und half ihm redlich. Seymour kam, und Wilhelm sprach zu ihm: Wenn

Digitized by Google

ich nicht irre, Sir Edward, so gehört Ihr zu der Familie des Herzogs von Somerset. — Um Vergebung, Sir — der Herzog von Somerset gehört zu meiner Familie. — Das war die Antwort des stolzen Lords, der thatsächlich das Haupt des älteren Zweiges der edlen Familie war. Wilhelm hatte gemeint, ihm etwas recht Artiges gesagt zu haben. Denselben Lord führte er später zu seiner Gemahlin: Ich bringe Euch einen Gentleman, welcher in meiner Abwesenheit ein schätzbarer Freund sein wird.

In Exeter sprach er die Erschienenen an: Deshalb, Meine Freunde und Mitprotestanten, heissen Wir Euch und alle Eure Genossen an Unserem Hofe und in Unserem Lager herzlich willkommen. — Das Lager des Oraniers ward der königliche Hof von England.

Jakob wollte eine Feldschlacht — Wilhelm nicht. Der König überlegte lange. Er sprach zu Barillon offen: er wollte nur zum Schein unterhandeln — die Seinen in Sicherheit bringen — und selbst fliehen. Er befragte Halifax, Clarendon und Nottingham, wie sie zu Wilhelm ständen. Halifax hatte ein gutes Gewissen, er hatte Wilhelm nicht gerufen — er wollte Frieden zwischen Jakob und England. Jakob bestimmte eine Kommission zur Verhandlung mit Wilhelm: Godolphin, Nottingham und Halifax. Aber Halifax versicherte ihm sogleich: grosse Opfer seien unvermeidlich. Rochester blieb bei Jakob. Clarendon erhob sich wider ihn — er kam zu Wilhelm, aber dieser war klug und vorsichtig und kannte und durchschaute diese Tories wie die andern. Sie wollten nur auf Jakob einen gelinden Zwang ausüben, dann aber ihn halten und retten — zu ihren Gunsten, zu Gunsten ihrer Partei. Sie kannten eben nichts Höheres — ebensowenig wie die Whigs. Der Prinz liess Jakob günstige Vorschläge machen — dennoch hegte Jakob die grösste Angst vor dem Schicksale Richards II., den auch sein Verwandter vom Throne stürzte — und der ermordet ward. Wilhelm konnte es jetzt nicht mehr genügen: wenn Jakob in seinen Rechten beschränkt ward. Jakob war rettungslos verloren, weil er selbst es nicht anders gewollt hatte. Die Stuarts haben ihr Schicksal verdient. Nun musste es diesen, den

Digitized by Google

vollauf Schuldigen, ereilen. Wilhelm vollstreckte nur wider ihn des Schicksals Gebot, das er vollstrecken musste. Jakob musste stürzen wie sein Vater — wie später in Frankreich Karl X. stürzte gleich seinem Bruder Ludwig XVI. Karl von England und Ludwig von Frankreich starben durch Henkershand: Jakob von England und Karl von Frankreich in der Verbannung, aus ihrem Lande durch ihr Volk vertrieben. Jakobs letzter Brief an Wilhelm war nicht, wie so viele andere, von des Königs eigener Hand geschrieben. Wilhelm zeigte sich bewegt, als der Bote kam — er hiess alle recht ernstlich beraten: sein würde ja doch die letzte Entscheidung sein.

Jakob floh — und in London ward Anarchie: durch seine Schuld, übergross die Verwirrung im Lande. Er wusste sich nicht mehr zu helfen. Über Georgs Flucht, den er wie alle andern nach des unsäglich unfähigen, undurchdringlich dummen Menschen Lieblingswort bezeichnete sprach er nur: Ist Est il possible auch davongegangen? Erzürnt war er vor allen über Churchill. Alles andere schien ihm dem gegenüber Nebensache. Er hatte Annas Abfall doch nicht voraussehen können. Ihr Wille aber war der der Churchills. Sie hatte Wilhelm geschrieben, ihm Botschaft gesandt. Sie fürchtete, Jakob würde sie von Sarah trennen wollen — weil er Churchill nicht verzeihen konnte. Deshalb ging sie — nicht aus Überzeugung, nicht aus Liebe zu England und Englands Religion. Das alles kannte sie gar nicht. Mit ihr ging der kriegerische Compton.

Jakob ward von Fischern an der Küste von Kent aufgefangen, die den gebrochenen Mann zur Rückkehr nach London zwangen, ihn, wie er meinte, unwürdig behandelten. Das verzieh er ihnen nie. Charakteristisch war es für ihn, dass, als er viel später eine allgemeine Amnestie erliess, neben Danby und Churchill auch diese Fischer ausgenommen wurden.

Wilhelm wurde mit Ungeduld in London erwartet. Er hatte sich auf ein Landgut zurückgezogen — liess alle andern ruhig überlegen. Ihm konnte Jakobs Rückkehr gar nicht angenehm sein. Nichts besseres konnte geschehen, als

Digitized by Google

dass der König selbst sein Land verliess. Burnet sagte zu Halifax: Nichts war erwünschter, als Jakobs Entweichen. — Nun wünschte der König eine Unterredung mit Wilhelm. Dieser liess ihn durch Zuylestein deutlich genug seine Meinung erfahren: und er erkannte aus Jakobs ausweichender Antwort, dass der König thatsächlich an eine neue Flucht dachte. Ihm schien des Oraniers Botschaft hart. Sie war es nicht. Selbst Clarendon forderte: dass man Jakob festhielte: er dürfe nicht frei sein. Wilhelm war weiser, und er wusste: Mary würde nie streng gegen ihren Vater verfahren sein. So wollte er es auch nicht. Der Beratung über das Schicksals Jakobs wohnte er nicht bei. Lauzun hatte inzwischen die Königin und ihr Kind nach Frankreich gebracht. Der Abenteurer, hinter dem ein an Wechselfällen reiches Leben lag, führte sie nach St. Germain zu Ludwig. Diese Geburt war dem Vater des Himmels Botschaft, die göttliche Hülfe gewesen —

Wilhelm zog in London ein, als Jakob eben auf immer entflohen war. Jakob sah: ganz London war nicht für den König, sondern gegen ihn. Jeffreys ward vom wütenden Volke zum Tower geschleppt. Das grosse Siegel, das er geführt, hatte Jakob bei seiner ersten Flucht in die Themse geworfen, wo es erst nach geraumer Zeit gefunden ward. Jeffreys hatte sich vor dem wütenden Volke verborgen, in Seemannskleider gehüllt, ward aber vom Pöbel ergriffen, als von ihm Misshandelte ihn erkannten, da er entweichen wollte. Das ganze Volk verwünschte ihn, da er im Tower starb. Wilhelms Truppen kamen. — Jakob kam glücklich aus London zur selben Zeit. Berwick geleitete ihn. Des Königs Starrsinn war zur Panik geworden —

Freude folgte dem schrecklichen Chaos und erlöste alle vom Banne, der auf ihnen lastete. Wilhelm zog ein: die schwerere Aufgabe harrte nun noch seiner: der Aufbau nach dem Sturze! Man riet ihm, da er wie vor zweihundert Jahren Heinrich VII. bei Bosworth als General gesiegt, die Krone anzunehmen — er weigerte sich dessen: Recht und Gesetz sollte entscheiden: er wollte auch nicht den Schein einer Usurpation dulden. Jetzt wollte er Englands Fürst, nicht

Digitized by Google

nur Englands Feldherr sein. Die Flotte, die er geführt, brachte hundert Jahre nach der Armada das Glück und den Frieden. Er ging energisch vor: er befahl Barillon, England zu verlassen: er bewies Ludwig XIV. sofort, was er zu thun gewillt sei. Frankreichs Schreck war gross: dies war das erste Hindernis für Ludwig nach vielen Jahren. Er hatte Jakob seine Hülfe angeboten. Aber Jakob verwarf sie jetzt, von Sunderlands listigem Rat dazu bewogen, als er sie brauchte. Jakob glaubte nicht, dass Mary ihn stürzen wolle — und fürchtete nichts von Wilhelm. Alle seine Feinde hatten bisher unbedacht gehandelt — und das stärkte seine Zuversicht. Er wollte auch nicht bevormundet sein und lehnte ab. Ludwig, der Welterfahrene, gab ihn auf — und sagte zu den Generalstaaten: er werde jeden Angriff Wilhelms auf Jakob als Friedensbruch betrachten. Gegen den Flüchtling war er nun mild und freigebig. Das Mitleid für ihn war gross. St. Germain, wo Ludwig geboren war, ward für Jakob und seine Familie zum Wohnort bestimmt. Als auch Jakob in Ambleteuse gelandet und an Ludwigs Hofe eingetroffen war, nahm ihn dieser ehrenvoll auf und erwies ihm glänzende Gastfreundschaft. England sollte dadurch — wie er, nichts weniger als uneigennützig, hoffte — immer an inneren Unruhen leiden.

Endlich kam auch Mary am 22. Februar nach London. Es war ihre erste Rückkehr zur Heimat. Sie war lange erwartet worden. Dykvelt hatte Wilhelms Flotte einige Seemeilen weit begleitet, war dann zurückgekehrt, um ihr Botschaft zu bringen. Mit ruhigem Gemüt und voll Vertrauen sah sie in die Zukunft. Sie wie Wilhelm hatten helfen wollen — sie konnten es nicht, solange Jakob, ihrer Liebe unwürdig wie seiner Krone, regierte. Sie wünschte Jakobs Politik gestürzt zu sehen, fühlte nur noch mit Wilhelm. Jakob hatte alles gethan, was in seinen Kräften stand, ihr häusliches Glück zu trüben, unter ihrem eigenen Dache ein System von Spähen, Lauern und Angeben eingerichtet. Sie war einsam ohne Wilhelm, wie er ohne sie: er musste ihr die Eltern, die sie verloren, die Kinder, die ihren Gebeten versagt blieben, ersetzen: er und ihr Gott allein geboten ihr: „Ich

Digitized by Google

bitte meinen Gott zu entscheiden zwischen der Tochter und dem Weibe.“ Und Gott entschied.

Sie hatte nichts von Jakobs Flucht gewusst, der wirklich keine vier Jahre lang König gewesen. Herbert war Admiral des Geschwaders, das sie abholte. Ungern schied sie von Holland — „es schien, als wenn ihr eine schwere Last auf dem Herzen läge, da sie doch wegen ihrer gerechten Sache nicht das geringste Bedenken hatte“. Burnet beruhigte sie, als er von ihr schied, hoffnungsfreudig wegen England — wenn sie nur gut hinüberkämen. Sie überzeugte ihn nochmals, wie sie gesinnt. Er gestand ihr offen, dass die geringste Meinungsverschiedenheit zwischen Wilhelm und ihr alles verderben würde. Er hatte nichts zu befürchten: sie betete für Wilhelm. Wilhelm hatte recht, da er von ihrer Liebe zu Holland sprach. Sie benahm sich im Haag, wie man von ihr erwarten konnte, ruhig und still und verständig. Der Abschied war sehr ernst. Sie klagte, da sie gehen musste, hoffte für aller Wohl von Wilhelms und ihrem Scheiden; sie folgte ihm, da er sie rief. Sie versicherte ausdrücklich, dass sie beide jegliche Verfolgung Andersgesinnter missbilligen würden. Alle klagten wie sie, da sie schied — und sie war gerührt von dieser allgemeinen tiefen Trauer. Doch ging sie im erhebenden Bewusstsein, dass sie die Liebe dieses Volkes sich erworben habe. Die Frage war naheliegend, ob sie im Land der Geburt das finden würde, was sie hier verliess. Kurz zuvor hatten Friedrich III. und seine Gemahlin Sophie Charlotte sie besucht. Der hochherzige Friedrich Wilhelm von Brandenburg war weise bis zuletzt gewesen. Er starb mit dem Wunsche und der zuversichtlichen Hoffnung, überzeugt von deren Gerechtigkeit: Wilhelm muss König von England werden! Friedrich III. war ihm, wenn auch nicht in allen anderen Eigenschaften, doch in der lebendigen Teilnahme für die allgemeinen europäischen Interessen ebenbürtig, und in seinem Eifer zumal für Wilhelms Werk. Seine Gemahlin rühmte Mary gegenüber ihrer Mutter Sophie: Mary, von der man nicht genug Gutes sagen könnn: ihre Schönheit entspräche ihrer geistigen Begabung. Keine Lustbarkeiten fanden statt, wie sie sonst

Digitized by Google

wohl bei solchen Besuchen üblich sind. Die jungen Frauen, fast gleichaltrig, fanden Gefallen aneinander: und das brandenburgische Paar Freude an seinem Aufenthalt im Haag. Auch diese Fürstin starb zu früh, vor ihrer Mutter. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, Nachfolgerin jener Henriette, Karls II. geliebter Schwester, eine geborene Prinzessin von der Pfalz, erzählte später Sophie, dass Jakob diese Versicherung ein wenig Trost gewährte: dass Mary damals Sophie Charlotte erklärte: sie könne nicht tanzen, während ihr Vater in solchem Unglück sei. Alle Berichte jener Zeit stehen entgegen den absichtlichen Unwahrheiten der Lady Marlborough in ihren durchaus verlogenen Memoiren. In Marys hinterlassenen Schriften, wie im authentischen Urteil der Zeitgenossen über sie, tritt die Wahrheit unverhüllt zu Tage. Damals schrieb sie an Sophie: Es haben manche das Glück, über Dinge reden zu dürfen, von denen ich schweigen muss. — Dass sich aber ein Urteil nur auf Thatsachen gründen darf, betonen selbst ultramontane Historiker gegenüber der ehrlosen, verworfenen Sarah Marlborough und gleichgesinnten „Damen", die noch heute gerne verleumden, wie sie es damals thaten: heute nur mit viel weniger Kenntnis und weniger Berechtigung, aber um so grösserer Unverfrorenheit. Keine Grundlage unseres Urteils dürfen historische Fälschungen sein. Wahrer sprach Mary, da sie Sophie sagte: Sie werden nie an der Redlichkeit meiner Gesinnungen zweifeln, wenn ich auch meinen Vater nicht vergessen kann und über sein Unglück klagen muss. — Die Gattin folgte dem Gatten: er war voll edler Überzeugung, und sie gleich ihm. Und sie verbarg ihren Schmerz. Sie hiess die Unternehmung Wilhelms von ganzem Herzen gut, begleitete sie bei jedem Schritte mit lebhaftester Teilnahme, rückhaltlos, wie es in ihrer leicht angeregten Natur lag.

Die Gefühle des englischen Volkes für sie entsprachen denen des holländischen, da sie zurückgekehrt war. Die Freude und Liebe aller beim Empfange freuten sie sehr.

England war damals wieder allenthalben äusserlich zur Ruhe und Sicherheit zurückgekommen. Wilhelm hatte sich

Digitized by Google

auf Ansuchen zur Übernahme der vorläufigen Regierung bereit erklärt. Er stellte sich zur Verfügung der Nation. Es war der Beschluss gefasst worden: dass Wilhelm ein Konventionsparlament einberufen sollte. Dieses sollte dann entscheiden. Für Zurückberufung Jakobs und irgend welche Unterhandlung mit ihm trat niemand ernstlich ein. Einig waren alle in Bezug auf Wilhelms provisorische Machtverwaltung. Aber in allem anderen nicht.

Eine Frage war vor allen wichtig: Wer sollte König sein? Wilhelm oder Mary?

Eine kleine, aber mächtige Partei war für Mary allein. Ihr Führer war Danby. Ihr gehörte auch Dykvelt an. Bentinck war allein für Wilhelm. Ebenso Halifax, der von Jakob getäuscht worden und über ihn nun erbittert war. Er war nicht mehr Schiedsrichter, sondern Partei. Er leitete die Verhandlungen. Danby sprach vernünftig und gemässigt: Jakob sei nicht mehr König — aber der Thron auch nicht erledigt. Jakob habe die Untersuchung unmöglich gemacht durch seine Flucht, er sei ausgewichen vor dem Urteil: er sei dadurch des Thrones verlustig geworden. Damit sei aber auch schon der nächste Erbe gefolgt: Mary sei bereits regierende Königin. Wenn sie wolle, könne sie Wilhelm zu ihrem ersten Minister machen oder auch ihm den Königstitel verleihen lassen.

Wenige waren jetzt mit ihm einig. Die meisten starren Tories, wie der Erzbischof Sancroft von Canterbury, wie Rochester und Nottingham, wollten eine Regentschaft Marys oder Wilhelms: aber Jakob sollte König bleiben. Das war ein Unding. Wie lange sollte denn eine solche Regentschaft währen? Jakob nannte einen Sohn sein eigen — er und sein Sohn waren römischkatholisch, sie und ihre Familie mussten ausgeschlossen bleiben. Halifax und Danby waren darin einig: dass sie beide nicht für eine Regentschaft eintraten. Bei der Abstimmung am 8. Februar war Sancroft abwesend. Der Vorschlag einer Regentschaft wurde mit 51 gegen 49 Stimmen abgelehnt.

Am 9. Februar, dem Todestage Karls I., wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Jetzt aber trennten sich Danby

Digitized by Google

und Halifax. Viele Whigs nannten den Thron erledigt. Danby stand in der Mitte. Er siegte zunächst — auch über Halifax. Es handelte sich jetzt um die Frage: War der Thron erledigt? War es der Fall, dann konnte Wilhelm ernannt werden; er hatte ebenfalls ein Erbrecht, wenn auch nicht das nächste: wenn nicht, dann siegte Marys Erbfolge. Halifax sagte: solange Jakob lebe, könne er keine Erben haben — der Thron sei erledigt, Wilhelm solle erwählt werden. Er unterlag. 55 Stimmen sprachen sich gegen die Erledigung aus, 41 dafür. Bei Devonshire fand eine wichtige Versammlung statt. Alles stand nun nur bei Mary. Danby hatte gesiegt.

Aber über ihn siegte Mary. Er hatte ihren Charakter und ihr Gemüt völlig verkannt. Er rechnete auf Mary und deshalb auf seinen Sieg. Er meinte recht scharfsinnig zu verfahren, Compton mit ihm — nach der gewöhnlichen Ansicht: Wilhelm sei kein Mann, der einem jungen Weibe heftige Liebe entflössen könne, kein Mann für die gewöhnlichen Frauen. Aber Mary war eine ungewöhnliche Frau. Wilhelm war Herr über ihr Herz: die drei Königreiche ihrer Ahnen hatten für sie nur Wert, weil sie sie ihm geben konnte als Beweis der Innigkeit und Uneigennützigkeit ihrer Liebe. Danby versicherte sie: er werde ihre Rechte verteidigen und für sie siegen — wenn sie ihm hülfe. Für Danby hatte Mary das nächste Recht. Darin siegte er. Schon damals ward Mary sehnsüchtig erwartet. Hätte sie früher, nicht durch starre Eismassen, dann durch darauffolgendes Tauwetter und ungünstige Winde abgehalten, kommen können, so wären all' diese Schwierigkeiten und all' dieser Streit nicht entstanden. Wilhelm blieb zurückhaltend und undurchdringlich. Aber Burnet sprach, that, wie sie ihm erlaubt hatte, ihren grossartigen Entschluss kund: er wisse aus ihrem eigenen Mund längst ihre feste Entscheidung, selbst wenn sie im regelmässigen Verlauf des Erbrechts auf den Thron gelangte, die Gewalt mit Genehmigung des Parlaments in Wilhelms Hände zu legen. Und sie selbst schrieb jetzt an Danby: Ich bin Wilhelms Unterthanin und habe keinen anderen Wunsch: ich will nicht sein Mit-

Digitized by Google

bewerber sein. Der mir das zumutet — ist mir kein aufrichtiger Freund, aber mein ärgster Beleidiger. — Es war hoffnungslos, die Sache Marys gegen sie selbst zu führen. Jetzt sprach auch Wilhelm, der bisher schwieg. Nun kam die Stunde für ihn: er musste sprechen, und redete offen. Danby, Halifax und Shrewsbury mit einigen anderen kamen zu ihm. Er lehnte die Regentschaft ab. Mit einer Miene stoischer Gleichgültigkeit sprach er wenige tief durchdachte und gewichtige Worte. Er achte Mary so, wie es für einen Mann nur möglich sei, ein Weib zu achten. Keiner könne mehr Liebe hegen als er für sie — aber er wolle selbst von ihr nicht eine so untergeordnete Stellung in der Regierung annehmen, nicht den Anteil an der Verwaltung, den sie ihm einräumen würde, von ihren Gnaden. Es sei gegen seine Natur, so weit herabzusteigen, selbst von der besten der Frauen abhängig gemacht zu werden: er trage kein Verlangen, Anteil an Englands Angelegenheiten zu nehmen: wenn aber, dann nur auf eine Weise: wenn ihm die Krone auf Lebenszeit angeboten würde, nähme er sie an, sonst kehre er ohne Verdruss zurück.

Jetzt war es allen klar geworden, was zu thun sei. Danby sagte: Damit wissen wir alle genug, und ich für mich, ich weiss zu viel. Mary hatte erklärt: nur mit Wilhelm zusammen würde sie die Krone annehmen, den Königstitel führen. Da endlich kam Einigkeit zu stande. Das machte der Frage ein Ende. Mary sollte nicht, wie Halifax meinte, nur Unterthanin sein, nicht nur als Gemahlin Wilhelms den Titel besitzen. Dagegen waren alle. Sie hatte einen beispiellosen Beweis von ehelicher Unterwürfigkeit und Liebe gegeben. Der geringste Ersatz war die Würde einer regierenden Königin. Alles sagte jetzt: Wilhelm und Mary müssen König und Königin sein! Es handelte sich zuletzt nur um Marys Beteiligung, nicht mehr um die Wilhelms. Diese letztere war schon entschieden. Halifax unterlag wieder. 62 Stimmen sprachen sich jetzt für die Erledigung aus, 47 dagegen. Das war der endgültige Entscheid.

Am 21. Februar erschien Marys Schiff auf der Höhe von Margate. Am 22. landete sie in Greenwich, und kam

Digitized by Google

an den Hof zu Whitehall. Danby hatte sie wissen lassen: ihr Wille entscheide. Sie entschied schnell — und sie sandte Wilhelm Danbys Brief und ihre Antwort. Sie war es zufrieden, dass Burnet freimütig und freudig sprach und ihr eine unnatürliche Rolle ersparte. Keiner, der sie kannte, hegte Sorge um geteilte Ratschläge und geteilte Regierung. Man kannte jetzt ihre Selbstverleugnung. Hoffnung und Freude wuchsen: sie ersetzte, was Wilhelm fehlte — und sie konnte ebenfalls vieles geben, was er gab.

Ganz Europa war in Spannung wegen der Entscheidung.

Im Bankettsaale zu Whitehall fand Mittwoch den 23. Februar 1689 die Proklamation Wilhelms und Marys als König und Königin von England statt — am Tage nach Marys Ankunft. Die Deklaration der Rechte ward verlesen — sie ward als Bill der Rechte Gesetz und Englands Grundgesetz, zugleich die Grundlage der konstitutionellen Monarchie und des Parlamentarismus, die von England ausgingen. Das war ein wichtiger Wendepunkt, bezeichnet durch den Beginn von Wilhelms und Marys Regierung.

Rechts im Saale nahmen die Lords, links die Gemeinen Platz. Die Deputationen kamen. Dann Wilhelm und Mary. Sie sassen unter einem Thronhimmel, sie traten einige Schritte vor bei Halifax' Rede: die Konvention, die sich zum Beschlusse vereinigt hatte, bat Ihre Hoheiten, sie anzuhören. Sie gaben ihre Zustimmung zu erkennen.

Jakob hatte abgedankt — nach einer Missregierung. Der Monarch hatte sein Recht an die Unterthanen verwirkt; der Kampf in England zwischen Volk und Krone war für immer entschieden mit dem Sieg des Volkes. Die alten Rechte und Freiheiten mussten gewahrt werden.

Im Namen der Stände des Reiches ersuchte Halifax Wilhelm und Mary, die Krone anzunehmen. Wilhelm willigte in seinem und seiner Gemahlin Namen ein: Die Krone ist nach unsrer Ansicht um so wertvoller, weil sie uns als ein Zeichen des Vertrauens der Nation dargereicht ward. Wir nehmen mit Dank an, was Ihr uns angeboten habt.

Alle bezeigten grosse Freude. Die Proklamation, die

Digitized by Google

Verpflichtung zur Treue erfolgte, und das Gebet für lange glückliche Regierung.

Das Recht des Königtums war abhängig gemacht worden vom Recht des Volkes. Die konstitutionell beschränkte Monarchie ward zum parlamentarisch regierten Staate, zur aristokratischen Republik mit einem erblichen Präsidenten, der den Titel eines Königs trug. Erst im 18. Jahrhundert ward diese Verfassung völlig ausgebildet — hier gewann sie ihren Ausgangspunkt. Der englische Parlamentarismus ward nun das Vorbild für alle festländischen Nationen. Auch das verschafft dieser Revolution grosse welthistorische Bedeutung, weit über Englands Grenzen hinaus. Und England nahm jetzt seinen natürlichen Platz ein: als Vorkämpfer der germanischen Nationen gegen Frankreichs Unterdrückungslust. Wie anders war es einst gewesen unter Karl und Jakob. Jetzt ward England geleitet von dem Manne, der in ganz Europa der entschlossenste Widersacher Ludwigs XIV. und seiner universalistischen Herrschgelüste war. Damit waren alle Berechnungen Ludwigs durchkreutzt. Schon bei jener ersten Koalition siegte er nur durch die geheime Freundschaft Karls II. Diesen schnellen Sieg Wilhelms konnte er nicht erwarten. Wilhelms nächstes Werk war die Gründung der „grossen Allianz". Ludwig hatte auf dem Festland den Krieg erklärt: nun erklärte Wilhelm seinerseits als König von England ihm den Krieg. Er sagte damals: Heute ist der erste Tag meines Königtums. Wirklich hatte er das grosse Ziel seines ganzen Lebens erreicht.

In den Niederlanden herrschte Stolz und Freude. Sie sandten zu Wilhelm, ihn zu beglückwünschen. Wilhelm freute sich offen über Beifall und verachtete die Popularität, auch hierin wie Cromwell gesinnt, handelnd wie er und von verwandtem Schicksal geführt: Hier ruft alles heute Hosiannah, und wird vielleicht morgen rufen: Kreuziget ihn!

Nun waren die Stuarts endgültig gestürzt, endgültig der Sieg der persönlichen und staatsbürgerlichen Freiheiten entschieden, der monarchische Absolutismus vernichtet durch die „glorreiche Revolution", wie England sie nennt.

Digitized by Google

Glorreich war sie — für Wilhelm, den Befreier; nicht für England, nur für den Mann, der besonnen und ruhig, emsig und fest für Ordnung und Frieden zu sorgen begann und auch hierin ein Sieger blieb. Ruhmvoll war für ihn vor allem sein strenger Sinn für Ordnung und Gesetz, seine Mässigung in allem, auch gegen die besiegten Unterdrücker, seine Verhinderung jeglicher Ausschreitung, seine Bescheidenheit, damit er England bei seiner grossen Aufgabe half. Und doch: er sollte überall helfen — aber die Gesetze banden ihn. Er wollte überall helfen: aber alle waren uneinig — und alle tadelten ihn.

„Man hätte grenzenlose Dankbarkeit der Nation für den Befreier, den erwählten König erwarten dürfen". Was thaten andere Könige für England? Aber Karl II. war beliebter gewesen als Wilhelm. England war wider diesen grossmütigen Heldencharakter widersetzlich von Anfang an bis zuletzt. Insofern ist diese glänzendste Geschichtsepoche Englands eine traurige für die Engländer. Eidvergessen gegen den von der Nation erkorenen Monarchen waren nicht nur die Priester, die den, kraft dessen, in dessen Namen sie ihr Amt bekleideten, verleugneten. Wilhelm bezeugte grenzenlose Milde und war nur zu gütig. Aber er sagte doch zu Burnet: Die schlechteste aller Regierungen ist eine Monarchie ohne Macht. England handelte unedel wider ihn. Sie wollten ihm Schranken setzen, damit er seine Macht nicht missbrauche: sie meinten Pfänder not, da man bisher zu viel Rechte dem König gegeben. Freilich hatte sich das Verhältnis zwischen Volk und Krone, Parlament und Regierung durch die Revolution vollkommen verändert — aber die Engländer wussten nicht, und wollten nicht wissen: welch' einen König sie jetzt gewonnen hatten. Er war zu gut für sie, „zu gut für einen König nach der Revolution". Seine Ziele waren allzeit gross: er hatte nicht wie Ludwig freie Hand, und siegte doch. Um so kläglicher dies Misstrauen —

An König und Königin wurden die Fragen gestellt: Wollen Sie feierlich geloben und schwören, das Volk dieses Königreiches England und der Herrschaften, die dazu gehören,

Digitized by Google

zu regieren gemäss der Statuten, die das Parlament beschlossen, und den Gesetzen und Gewohnheiten desselben? — Ich gelobe dies feierlich. — Wollen Sie nach Ihrem Vermögen Gesetz und Gerechtigkeit barmherzig üben in allen Ihren Urteilen? — Ich will es. — Wollen sie die Gesetze Gottes, das wahre Bekenntnis des Evangeliums und die protestantische Religion, wie sie gesetzlich festgestellt, nach äussersten Vermögen aufrecht erhalten? Wollen sie die Bischöfe und die Geistlichen dieses Reiches, die Kirchen, die ihnen anvertraut sind, schützen und bewahren in ihren Rechten und Privilegien, wie sie ihnen zukommen oder zukommen werden gemäss dem Gesetze? — Ich gelobe es. — Wilhelm und Mary legten jeder die Hand auf das Evangelium: Was ich gelobt habe, werde ich halten und erfüllen, so wahr mir Gott helfe. — Allen konstitutionellen Formeln ward Genüge gethan. Der Herold rief dreimal aus und warf den Handschuh wider den, der Wilhelms und Marys Rechte bezweifelte.

So schöne Königin sah England noch nie — und England sah doch nur Marys Aussenseite. Und für England war es schon ein Makel an Wilhelm, dass er ein Ausländer war. Man suchte in ihm den leutseligen, vertraulichen, freundlichen Karl. „Aber Wilhelms eisige Hülle barg anders Feuer des Willens, als die innere Zerfahrenheit des immer fröhlichen Karl, als der verblendete Eigensinn des eifrigen Jakob."

Kein glücklicherer Ausgang des Streites war möglich. Die Gelegenheit wurde benutzt, um die Rechte und Freiheiten des englischen Volkes für alle Zeiten zu bestätigen und zu sichern: es ward ein Vertrag der Nation mit dem Herrscher. Für immer war nun das Volk in England, nicht mehr der Fürst, der eigentliche Herr. Wilhelm führte England in allem zum Siege — in der Glanzepoche der englischen Geschichte.

In der Regentenliste darf der Name Marys nicht übergangen werden, wie es vielfach geschieht. Nicht dürfen Jakob II., Wilhelm III. und Anna, Marys jüngere Schwester, hinter einander genannt werden. Bei der glänzenden Krönungs-

Digitized by Google

feier ward Mary wie ihr Gemahl in allen Dingen wie ein König inauguriert, mit dem Schwerte umgürtet, nach dem Throne geführt, Bibel, Sporen und Reichsapfel ihr übergeben. Sie war regierende Königin, und besass nicht nur, wie andere Fürstinnen, auf Grund ihrer Vermählung den Titel. Alle Staatsakte hatte sie zu unterzeichnen, auf den Münzen wurden nebeneinander die Köpfe Wilhelms und Marys geprägt, in beider Namen die königlichen Befehle erlassen. Die Verwaltung führte nach dem Willen Marys Wilhelm allein; er war sein eigener Minister der auswärtigen Angelegenheiten; unter Marys Leitung standen die geistlichen. Sie hatte verzichtet auf die eigentliche Regierung, ihre Rechte auf ihn übertragen. War er nur Prinzgemahl oder selbst Titularkönig — dann folgte Anna nach Marys Tode. Und bei ihren Lebzeiten hätte er keine andere Rolle gespielt als Annas Gemahl. Aber Mary selbst erkannte am besten, dass dieser überaus grossen und edlen Persönlichkeit das Schicksal Englands anvertraut werden konnte und musste. Jakob stürzte zumal darum, weil Marys Thronrecht bedroht war. Die Vorkehrungen gegen den Absolutismus wären wohl kaum in solcher Art getroffen worden, wenn Mary allein ihrem Vater gefolgt wäre, sie, die man allgemein kannte und liebte. Man war misstrauisch geworden — und man beschränkte Wilhelm. So kam die konstitutionelle Monarchie: das machte sie erst möglich. Vor allem aber: Wilhelm erhielt durch Mary die Macht, damit er sein Lebenswerk zum Ziele führen konnte, ganz Europa zum Heil. Ungern sah sie seine Beschränkung, sie, die so gern ihm alles geopfert; ihr ward es schwer, „diesen so beneideten Stand einzunehmen", ihr Herz war nicht für ein Königtum gemacht: sie ersehnte ein stilles Leben: sie musste Königin sein — und Wilhelm König.

Digitized by Google

Dritter Teil.

Der König von England.

(1689—1702.)

Erster Abschnitt.

Wilhelms und Marys Regierung bis zur Schlacht an der Boyne 1690. Die Kämpfe in Irland und Schottland. Die inneren Verhältnisse Englands unter Wilhelm und Mary. Die Ministerien und die Minister. Die Parlamente.

An König Wilhelms und Königin Marys Seite stand, seit sie zur Regierung gelangten, eine grosse Reihe von Politikern — unter denen indessen die wenigsten bleibende Bedeutung erringen konnten, weil sie selbst nicht für die Zukunft schufen, sondern nur für die kleine, kurze Gegenwart. (Manche gute, kurzgefasste Charakteristik nach den Quellen u. a. auch in der Herbst'schen Encyclopädie.) Eine Übersicht über diese Persönlichkeiten wird zumal an dieser Stelle notwendig sein: ein Überblick über ihres Lebens Thätigkeit unter den verschiedenen Regierungen.

Danby steht an ihrer Spitze. Er hatte trotz scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten einst die Vermählung Wilhelms und Marys erreicht. Schon in der äusseren Erscheinung des „Skelettes" sprach sich der ganze Charakter des Mannes aus, dessen Geschäftskenntnis und praktische Klugheit, dessen Energie und Entschlossenheit seine Hülfe

Digitized by Google

in der That von Wert erscheinen liessen. Seine alte Feindschaft mit Halifax trat für eine kurze Zeit zurück, als es das neue England zu schaffen galt. Danby eignet ein Hauptanteil an der Revolution und auch an ihrem glücklichen Erfolge. Sein Ehrgeiz hatte alle Regierungen Englands benutzt, und war von allen benutzt worden. Mit Shaftesbury rang er vordem stets um die erste Stellung: nun war Shaftesbury tot — und Danby wieder mächtiger als je zuvor: nicht für immer. Ein gewandter und begabter Redner und talentvoller Arbeiter, war er doch unter Karl II. ein schwacher Minister gewesen. Er ward seinen Gegnern zu mächtig, und musste deshalb stürzen. Lang genug sass er im Tower. Barillon begann wieder zu fürchten, da er aus der Haft entlassen ward. Unter Wilhelm ward er jetzt Vorsitzender des Geheimen Rates; aber er weilte selten am Hofe und tadelte viel; machte oft genug Opposition. Bei der Krönung Wilhelms und Marys — am 21. April 1689 — wurde er Marquis von Caermarthen. Beide Monarchen vertrauten ihm. Angriffe gegen ihn blieben nicht aus. In der That war er erster Minister, und trotz seiner gebrechlichen Gesundheit unerhört fleissig. Als Wilhelm abwesend war, war er Marys Berater vor allen. Seine Stellung war lange vollkommen befestigt. Klüger als er aber war sein Herr — und ehrlicher und ehrenwerter. Danby-Caermarthen ward im Jahre 1694 Herzog von Leeds und erreichte damit den höchsten Rang — aber bald darauf erfolgte sein definitiver Sturz. Er konnte sich nicht von allen Vorwürfen reinigen, die wider ihn erhoben wurden; seine Rechtfertigung misslang — und seine grosse Rolle war unwiderruflich ausgespielt; in keine neue Regentschaft konnte man ihn mehr wählen. Wilhelm stützte ihn noch lange im Andenken an Mary — aber er blieb von allem fern. Seine ingrimmigen Versuche, nachdem er zweimal gestürzt, zum drittenmal Herr zu werden, scheiterten. Er war alt geworden, und immer krank: aber seine Energie war ungebrochen. Er hinterliess, als er, ein 81jähriger, starb (1712), ein sehr grosses Vermögen — aber er hatte sich selbst überlebt.

Digitized by Google

Lange vorher ging ihm Halifax im Tode voraus (1695). George Savile war ein Jahr älter als Danby, im Gegensatz zu diesem kein kühner Charakter; er war zu geistreich, um schnell zu handeln. Seine Theorie und Praxis waren sehr weit von einander verschieden. Seine Geistesgegenwart, die er in Wilhelms Dienst stellte, rettete Jakob nicht vor der Exklusion. Rochester war stets sein Feind — aber Rochester war doch noch konsequenter wie er. Halifax hoffte immer, wenn er nicht mehr hoffen durfte; und gab auf, was er nicht aufgeben durfte. Da ihn Sidney fragte, was er zu einer Landung Wilhelms in England sagen würde, wies er ihn ab: er wollte kein Verschwörer sein. Er wollte Jakob und Wilhelm zugleich ergeben bleiben. Karl hatte ihn einst sehr wenig, und zuletzt recht geliebt, liess ihn 1687 vom Grafen zum Marquis avancieren; Jakob hasste ihn, war ihm aber verpflichtet; war indes nicht gewillt, wie er zu Barillon sagte, ihm grossen Einfluss zu gewähren. Barillon und die Herzogin von Porthsmouth und Sunderland wirkten gegen ihn: er fiel. Jakob war davor gewarnt worden, einen Mann wie ihn zur Opposition zu treiben. Aber der unkluge Fürst hatte ihm selbst einst gesagt: er erwarte von seinen Ministern keinen Widerspruch, sondern guten Rat. Halifax war sehr populär im In- und Ausland: aber Jakob gab seiner persönlichen Abneigung nach. Halifax' Ironie bespöttelte den Dank für Jakobs Thronrede: Man habe allen Grund zu danken, da Jakob klar gezeigt, was er wolle, und was ihnen bevorstehe. Jakob nannte ihn seinen und der Katholiken unversöhnlichsten Feind. Seine zündende Beredsamkeit und überzeugende Beweiskraft gefährdeten Jakobs Regierung ernstlich. Doch vermied er es stets sorgsam, grosse Entscheidungen, kühne und unwiderrufliche Entschlüsse zu fassen und zu empfehlen: auch als er durch Dykvelt mit Wilhelm verhandelte. Auf Nottingham übte er ungemeinen Einfluss aus. — Als Wilhelm und Mary die Krone trugen, war er doch nicht erfreut und ging in kleinlichen Sorgen auf. Er erhielt das Geheimsiegel — aber er blieb ein vorsichtiger Anhänger Wilhelms, immer auf Rückzug bedacht. Er konnte Wilhelm nicht recht gefallen, weil er viel zu un-

Digitized by Google

entschieden war, und zog sich vom Staatsdienst zurück. Ruhig und heiter schied er aus dem Leben.

Sunderland, Robert Spencer, dessen Vater 1643 für Karl I. 22jährig fiel, der älteste Sohn des jungen Helden (1640—1702), gewann für die Folgezeit gewichtige Bedeutung. Er war es, der Wilhelm den Rat erteilte, künftig das Ministerium aus der jeweiligen Majorität des Unterhauses zu wählen: welches Verfahren seither immer befolgt ward: und die Entstehung eines eigentlichen Ministeriums bedeutet. Aber er war vielleicht der charakterloseste unter allen Staatsmännern Englands: einer der wenigen zugleich, die zum Papismus übertraten; auch hierin ohne Überzeugung, nur um sein Amt nicht zu verlieren, wie es Rochester geschah. Aber eben darin steht er tief sogar unter diesem. Maria Beatrix bevorzugte Sunderland; in Karls II. letzten Jahren stand er ihm zumeist bei, und unter Jakob II. war er sehr mächtig. Wilhelm konnte ihn nur verachten. Aber Wilhelm brauchte ihn: und der König fand ja in England kaum edlere Ratgeber. Geschickt war Sunderland auf jeden Fall.

Nottingham, der Pietist, und Godolphin, der Höfling, sind weniger bedeutend: charakteristische englische und langweilige Gestalten.

Nottinghams Vater, Sir Heneage Finch, war unter Karl II. Minister gewesen (1621 geboren), aber einseitig wie sein Sohn. Das zeigte sich in seinem Wunsche, Milton — hängen zu lassen. Aber er war ehrlich und uneigennützig, freilich zu schwach in allem, und darum von verhängnisvoller Wirksamkeit. Sein zweiter Sohn Heneage war ein bedeutender Jurist. Sein ältester Sohn Daniel, der jetzt Staatssekretär ward, war schwankend wie sein Vater und wie Halifax; streng kirchlich, und streng moralisch, und sehr beschränkt. Sein Pathos schadete ihm; sein Äusseres entsprach seinem ernsten gemessenen Wesen; „man konnte ihn für den nächsten Leidtragenden bei einem Begräbnisse halten und weit eher für einen spanischen Granden als für einen Engländer.“ Launen und Vorurteil beherrschten ihn. Doch diente er Mary treu

Digitized by Google

und führte ihre Befehle gegen Georg und Marlborough aus. Er ward sehr alt und starb erst 1730.

Sidney Graf Godolphin, (1635 geboren), war der vollendete Höfling, der alle Schmiegsamkeit eines solchen sich früh aneignete. Er war Page des Prinzen und später des Königs Karl, der von ihm sagte, er sei nie im Wege, und nie aus dem Wege: deshalb konnte er allen Regierungen dienen, und ward von allen gefördert; deshalb gewann er die grössten Erfolge, diente auch nicht einer Partei allein, und war übrigens ein kluger und welterfahrener Finanzmann, scheinbar sehr ernst und vorsichtig, und nichts weniger als kriegerisch gesinnt. Auch er blieb klugerweise neutral zwischen Karl und Jakob; Karl hielt sehr viel von ihm; Jakob ebenso: er diente vor allen der Königin Beatrix. Wie Nottingham war er für die Regentschaft. Godolphin hatte keinerlei religiöse Bedenken, und keinerlei Überzeugung. Wilhelm schätzte ihn als Finanzmann, nicht als Charakter. Er stand auch ferner zwischen dem entthronten und dem neuen König. Wilhelm wusste es — obwohl er leugnete. Sein ältester Sohn heiratete Marlboroughs älteste Tochter: mit Marlborough zusammen, von ihm geschützt, war er später auch unter Anna mächtig; auch dann zaghaft und furchtsam — aber in seinem Gebiete fähig. Anna entlies ihn in unedelster Weise. Er starb 1712.

Ein sympathischeres Bild gewährt der edle, begabte und mutige Devonshire. Aber er blieb allezeit mehr im Hintergrunde, und nahm unter Wilhelm und Mary nur das Amt eines Oberhofmeisters an. — Temple beteiligte trotz aller Bitten sich nicht mehr am öffentlichen Leben, starb 1699.

Rochester und sein Bruder traten jetzt mehr und mehr in den Schatten zurück. Ersterer verdankte nur Burnet, den er früher verfolgt, das, was ihm blieb; schwankend und wenig ehrenhaft, hing er an der Macht und suchte sie sich stets mit allen Mitteln, selbst wider sein Gewissen, zu erhalten. Aber er hatte viele Feinde, die wider ihn wühlten, wie Sunderland. Mit seiner Gemahlin vereint hatte er Jakobs Geliebte Katharina Sidley zu stützen gesucht und sich die Königin zur Feindin gemacht; würdelos gegenüber Barillon, und nicht schlau genug, trotz aller Vorsicht, um seinen Sturz ver-

Digitized by Google

hindern zu können, zeigte er seine Verstimmung zuletzt zu offen. Er missbilligte den Einfluss der Marlboroughs auf seine Nichte Anna, nahm für Mary gegen sie Partei. Aber in keiner Weise erhebt sich dieser Verwandte des Königshauses über die kleinen Anhänger einer Partei. Wilhelm hatte ihn nie geliebt. Marlborough und Godolphin, Churchills Helfershelfer und Diener, hemmten Rochester in allen seinen Versuchen. Ormond war sein Schwiegersohn, und sein Nachfolger. Anna, die ihn auch eine zeitlang wieder mächtig werden liess, ward durch seine masslose Anmassung geärgert. Er starb plötzlich 1711.

Fast alles unerfreuliche Bilder.

Unter diesen Machthabern Englands ragt einer hervor, der allein unter allen bleibenden Weltruhm erlangte: an Charakter einer der kleinsten unter ihnen, an persönlicher Bedeutung weitaus der grösste: der Mann, der so recht eigentlich Wilhelms III. Nachfolger ward, während Anna nur den Namen der Königin trug. Aber weil sie den Namen trug, nahm sie ihm zuletzt die Macht. Ihre Regierungszeit ist durch ihren Bund und ihren Kampf mit ihm bezeichnet.

Dieser Mann war John Churchill, nachmals Herzog von Marlborough. Wilhelm schuf diesen Namen, der unsterblich ward.

1650 geboren, gleichaltrig mit Wilhelm, kam er früh an den Hof als Jakobs Page; mit ihm seine Schwester Arabella. Sie ward Edelfräulein der Herzogin, Maitresse Jakobs und Mutter Berwicks. Sie nützte dem Bruder viel, ebenso seine eigene Schönheit, seine Liebenswürdigkeit, sein scharfer Verstand, seine Urteilsgabe, Beredsamkeit und Kaltblütigkeit. Er focht unter Ludwig XIV. seit 1672 gegen Wilhelm, kam nach dem Frieden von Nymwegen an den Hof zurück. Schon Turenne hatte ihm eine glänzende Zukunft vorausgesagt. Nun förderte ihn auch seine Heirat. Er siegte über Monmouth. Aber Jakob schien ihm nicht dankbar genug: die einzigen Quellen seiner Handlungen waren Ehrgeiz und Habsucht, mehr noch die letztere: und er verriet Jakob, um später Wilhelm zu verraten. Er brüstete sich mit seinem Protestantismus, und war doch völlig überzeugungslos.

Digitized by Google

Er war Ludwig XIV. viel ähnlicher als seinem Herrn Wilhelm III.; er kannte nicht, wie der Oranier, hohe und heilige Ziele: er war kein grosser Mann wie dieser. Er diente ihm jetzt als General auf dem Festlande wie in Irland; seine Betrügereien und sein Geiz erbitterten allgemein gegen ihn. Sein Sturz 1692 war wohl verdient, da er sich mit den Jakobiten wider Wilhelm verschworen hatte: die Beweise wider ihn lagen in Wilhelms Hand. Aber Wilhelm wollte ihn nicht vernichten. Seine Verrätereien währten in einem fort: er buhlte um Jakobs und Wilhelms Gunst. Seine Gemahlin Sarah kannte alle seine Pläne, teilte alle seine Intriguen. Sie beherrschte für ihn zugleich Anna. Wilhelm nahm ihn, der sich geschickt zu winden verstand, 1701 nach Holland mit. Marlborough erwies sich als ein Meister der Diplomatie. Als Wilhelm starb, übertrug er ihm die Fortführung seines Werkes. Er konnte keinen besseren finden. Marlborough überragte als Feldherr entschieden den Prinzen Eugen: er leitete den ganzen Krieg und die grosse Allianz. Seine Eigenschaften und Fähigkeiten waren alle ungewöhnlich: aber seine Käuflichkeit und Bestechlichkeit liessen ihn verachten. Er wusste sich zur Geltung zu bringen, und seine Leistungen waren in der That glänzend. In England führte er die Whigs, und war dort wie auf dem Festlande Herr. Godolphin diente ihm: die höchsten Ehren und Reichtümer fielen ihm zu. Dann kam sein endgültiger Sturz ebensowenig unverdient. Er starb 1722 und hinterliess ein für jene Zeiten unerhörtes Vermögen. Ein Genie, wie Wilhelm III., ist er nie gewesen. — Seine Gattin Sarah Jennings 1660 geboren, kam schon mit 12 Jahren an den Hof der Herzogin von York. Ihre Schwester Frances heiratete Tyrconcell. 1683 heiratete Anna (1665 geboren) den 30jährigen Prinzen Georg von Dänemark. Die 1678 vermählte Sarah ward ihre erste Hofdame. Sarah regierte auch ihren Gemahl, habgierig und ehrgeizig, hochfahrend und herrschsüchtig wie er; aber auch geistvoll, schlau und verständig. Ihr Einfluss war lange unbeschränkt: aber sie erlaubte sich viel zu viel — und sie sank mit ihrem Gatten. In hohem Alter starb sie 1744.

Am meisten unter seinen Staatsmännern liebte Wilhelm

Digitized by Google

Shrewsbury, Charles Talbot, geboren 1660. Aber auch dieser verriet Wilhelm und verzieh es sich selber nie. Der König machte ihn zum Herzog: er durchschaute ihn, liess sich nicht täuschen, aber verzieh ihm doch. Shrewsbury hatte viele Freunde — aber er blieb einsam, um Wilhelms Auge zu meiden. Später diente er Anna und starb 1717 — ohne eigentlich hervorragendes geleistet zu haben. Einst galt er als ein Muster in allem. Glänzend begann sein Leben. Er konnte als das Haupt seiner Partei, der Whigs, gelten. Aber er selbst hielt sich für unfähig und wusste, dass er keine Festigkeit besass. Da Wilhelm ihm die Anklagen und Beweise wider ihn übersandte, war er bestürzt, fassungslos, und dankte tief bewegt. Wilhelm blieb ihm unerschütterlich wohl gesinnt. Nach der Schlacht von Beachy Head eilte er sofort zu Mary, seine Börse und sein Schwert ihr zur Verfügung zu stellen: das ist zu verstehen und zu begreifen: denn er hatte, was Marlborough abging, ein Gewissen. Nie fand er den Frieden seiner Seele wieder —

Noch viele Namen von Staatsmännern wären hier zu nennen — aber fast alle gaben nichts Dauerndes. Wenige zeichneten sich in diesen bewegten Zeiten aus neben ihrem Herrn und Meister und seiner Königin.

Ein Herzog von Argyle leistete Wilhelm gute Dienste, Archibald, Sohn Archibalds; er half ihm getreulich im Revolutionsjahr und ward von ihm 1701 zum Herzog ernannt; ihm folgte in dieser Würde sein 1678 geborener Sohn 1703, John, der sich unter Wilhelm auf dem Kontinent als wackeren Soldaten zeigte († 1743).

Sir Robert Atkyns war Sir William Russells Verteidiger gewesen — ein mutiger Feind so sinnloser wie schädlicher Prozesse gegen Majestätsbeleidigungen. Er war Wilhelms Diener allezeit und starb 1709, während sein gleichnamiger Sohn ihm schon nach zwei Jahren im Tode folgte, leider ganz im Gegensatz zu seinem Vater — ein fanatischer Jakobit: ein eigentümlicher Widerspruch, der sich aber nicht selten findet.

Die Häuser Hamilton und Seymour stellten ebenfalls manches Mitglied in Wilhelms Dienst.

James, Herzog von Hamilton (geboren 1606), der auf dem

Digitized by Google

Breitenfelde 1631 zu Gustav Adolfs Siege wacker beigetragen hatte, starb 1649 für seinen König; 1651 gleich ihm sein Bruder, der ihm als Herzog folgte, nicht immer so treu wie er, in der Schlacht bei Worcester verwundet, in Cromwells Haft. Karl II. verlieh den Herzogstitel von Hamilton, als dieses Haus im Mannesstamm erloschen war, 1660 an William Douglas, Graf von Selkirk, den Gemahl der ältesten Tochter James' Anna, der 1697 starb. Seine Söhne waren James († 1712), Charles, der das Haus der Grafen von Hamilton-Selkirk gründete, und George, der bei der Boyne focht, 1696 den Titel eines Grafen von Orkney erhielt, und 1737 starb.

Das glänzende Geschlecht Seymour sah eine Königin unter seinen Mitgliedern: Jane, die dritte Gemahlin Heinrichs VIII., Mutter Edwards VI., im Kindbett gestorben. Ihr Bruder Edward, Herzog von Somerset, Lord-Protektor, ward 1552 hingerichtet auf Betreiben Warwicks, Herzogs von Northumberland; sein jüngerer Bruder Thomas gleichfalls schon 1549: er hatte die Königin-Witwe Katharina Parr geheiratet. Thomas warb vergebens um Elisabeth. wie Edwards Sohn um Edwards Mündel Jane Grey. Der Titel der Herzoge von Somerset ging zuerst auf Edwards Descendenz aus zweiter Ehe über; erst als diese ausgestorben war, auf jene erster Ehe. So war thatsächlich 1689 Sir Edward Seymour Chef der älteren Linie, der Herzog von Somerset jener der jüngeren. Edward, Graf von Hertford, des ersten Edward ältester Sohn aus zweiter Ehe, heiratete Jane Greys jüngere Schwester, also auch eine Frau aus königlichem Geblüte (1621); sein Enkel William (Sohn Edwards, Lord Beauchamp) Arabella Stuart, die Kronprätendentin († 1660 als zweiter Herzog von Somerset): ein ritterlicher Diener Karls II., der ihn bis zur Gruft geleitete. Sein Nachkomme ist Charles (geboren 1662), seinem Bruder Francis 1678 als Herzog folgend, Anhänger Wilhelms; er heiratete in zweiter Ehe Lady Charlotte Finch, Daniel Nottinghams Tochter, und starb erst 1748. Sein einziger ihn überlebender Sohn Algernoon ward Herzog nach ihm, starb ohne männliche Nachkommen 1750. Nun

Digitized by Google

ging der Titel eines Herzogs von Somerset endlich über auf die Mitglieder des älteren Zweiges; Sir Edward Seymour, Herzog von Somerset, starb 1757. Er ist ein Nachkomme jenes Edward Seymour, der als ein Mächtiger Wilhelms Regierung stützte, wie die seiner Vorgänger; einst war er Gegner Clarendons gewesen. Dieser Zeitgenosse der Stuarts starb 1707: von seinem ältesten Sohne Edward stammen die späteren Herzöge von Somerset; Popham, ein anderer Sohn, Seymour-Conway genannt, fiel im Duell 1669; sein jüngerer Bruder Francis ward nun Lord Conway. Dessen Sohn Francis (1719 geboren), Marquis von Hertford, starb 1794; sein Bruder Henry (1721—1795) hinterliess keinen Sohn, während Francis' Enkel Francis Charles (1777 bis 1842) die Familie fortpflanzte. Ein naher Verwandter von Francis war George Frederick (1787—1870); ein anderer George Hamilton (1797—1880); ein dritter Horace Beauchamp, dessen Sohn (1821 geboren), unvermählt blieb. Michael Seymour (1802 geboren) gehört gleichfalls der neueren Zeit an, ebenso wie die letzten Herzoge von Somerset: Edward (1804 geboren), 1855 Herzog († 1885); sein Bruder und Erbe Archibald (1810 geboren); und andere dieses Hauses.

Thomas Herbert Graf von Pembroke und Montgomery trug das Staatsschwert bei Wilhelms und Marys Krönung, war in Ryswyck Englands Bevollmächtigter und suchte dagegen zu wirken, dass Strassburg Frankreich verblieb († 1733).

Arthur Herbert, der treu an seinem Glauben hielt unter Jakob II., nach dem Haag auswanderte und als Freund Wilhelms ihn nach England einlud, endigte traurig; seine schlechte Verwaltung des Seewesens, seine Unfähigkeit verdienten kein anderes Los. Doch war er stets über Gebühr verherrlicht worden. Wilhelm zürnte ihm mit Recht. Er starb — zu spät — 1716: wie so viele seiner Gefährten um so mehr unwürdig, je älter er ward, haltlos und schwach und verachtet. Er war zum Grafen von Torrington ernannt worden. Diesen Titel erhielt später George Byng, der auch für Wilhelm 1688 eintrat (1663—1733). Robert Harley ward 1711 Graf von Oxford und Mortimer (1661—

Digitized by Google

1724). (1697 war zum Grafen von Oxford Edward Russell ernannt worden.)

Zwei Bastarde Karls II. waren Wilhelms Freunde; Henry Fitz-Roy, Herzog von Grafton, Sohn der Herzogin von Cleveland; er starb an einer Wunde 1690 in Irland: Charles Lennox, Herzog von Richmond und Lennox (1672—1723) der, obwohl katholisch und Franzose — Sohn der Herzogin von Portsmouth — Wilhelms Gunst erlangte und unter ihm bei Steenkerken und Neerwinden focht.

Sir James Dalrymple, Viscount von Stair, war 1619 geboren; streng monarchisch, ging er 1649 in den Haag, mit „Karl II." zu unterhandeln; war auch nachmals (1682—1688) in Holland, kam mit Wilhelm nach England zurück; die Schmach von Glencoe (1692) ward zum grossen Teil durch ihn verschuldet: er starb 1695. Sein Sohn war John, der 1703 Graf von Stair ward und 1707 starb; sein Enkel John (1673—1743), der von Wilhelm stets ausgezeichnet ward.

James, Graf von Stanhope (1673—1721) diente Wilhelm in den Niederlanden, reich begabt, uneigennützig, mutig, ein echter und fanatischer Engländer, stolz, aufbrausend und voll Offenheit. — George Rooke (1650—1709), der Admiral, focht zur See für Wilhelm, war ihm gleich zur Seite getreten.

Traurig endete auch Ormond (1665 geboren). Sein Grossvater, James Butler, ward 1661 Herzog (geboren 1610). Seinen Vater beerbte er 1619, seinen Grossvater 1632 als Viscount, bezw. Graf; 1642 ward er Marquis; voll Milde, Mässigkeit und Unabhängigkeitssinn; mächtig und einflussreich. Er war Argyles Gegner, wie Montrose (1612—1650), den als Aristokraten das puritanische Wesen anwiderte, und der deshalb gleich Ormond des Königs treuer Diener war, vom Parlament darum getötet ward. Ormonds Todfeind war Buckingham; und der ritterliche Sohn Ormonds, Thomas Graf von Ossory, beschuldigte diesen des Attentats, das wider seinen Vater verübt ward. Ossory hatte Amelia von Nassau, eine natürliche Enkelin Moritz' von Oranien, geheiratet, starb aber vor seinem Vater bereits 1680. Leider war auch Ormond für Jakobs Maitresse, die Dorchester, eingetreten. Er starb 1688, und sein Enkel James ward Herzog;

Digitized by Google

wie Pembroke, Grafton und Somerset spielte er bei der Krönung (1689) eine glänzende Rolle. Er begleitete Wilhelm nach Irland, führte die Leibgarde an der Boyne, nahm Dublin ein. 1691 ging er mit Wilhelm nach Holland und focht 1692 bei Steenkerken. Bei Neerwinden, 1693, ward er schwer verwundet, gefangen und gegen den Herzog von Berwick ausgetauscht. Er stand an Wilhelms Sterbebette. Aber als Wilhelm gestorben war, kam eine traurige Zeit für ihn. Er gehörte zu den vielen unfähigen Feldherrn Englands im spanischen Erbfolgekriege. Die meisten unter ihnen waren derart nutzlos und sogar schädlich, dass um so heller des einzigen Marlborough grosses Talent hervorleuchtet. Ormond ward in England verurteilt, ging nach — Frankreich und huldigte dem Prätendenten „Jakob III“.: eine That der Verzweiflung, die wehmütig stimmt. Als er endlich 1745 starb, hinterliess er nur eine Tochter; sein Bruder Charles, Graf von Arran, kaufte seine Güter schon zuvor, ward nun Herzog und starb kinderlos 1758.

Der alte William Russell (1614 geboren), ward 1694 Herzog von Bedford und überlebte seinen unglücklichen Sohn um 17 Jahre. Einst hatte er bei Edgebill, bei New-, bury tapfer gekämpft: aber er war ein schwacher Mann. Vergebens suchte er für seinen Sohn zu wirken, wie dessen Gattin, wie sein glühender Verteidiger Atkyns; sogar die Verwendungen Monmouths, Rochesters und — Ludwigs XIV. halfen nichts. 50000, ja 100000 Pfund Sterling wurden der Herzogin von Porthsmouth geboten — vergebens. Auch Burnet that für den Unglücklichen, was er thun konnte. Der Angeklagte war allzeit Jakobs Gegner, und mit seinem ganzen ungeheuern Ansehen gegen ihn aufgetreten; er hatte sein Losgeahnt, aber er war nicht geflohen. Devonshire bot ihm die Möglichkeit der Flucht: er floh nicht, nachdem er doch zuvor um sein Leben gebeten hatte. Er schrieb einen Brief an Karl, der erst nach seinem Tode abgegeben werden sollte, und starb ruhig. Nun ward das Urteil von Wilhelm und Mary kassiert, wie das gegen Algernoon Sidney. — Edward Russell (1651—1727), der im Haag Wilhelm beraten hatte, war zuletzt eben so wenig treu, wie Herbert,

Digitized by Google

aber er war fähiger und ein begeisterter Engländer, wenn auch Jakobit. Henry Sidney, Algernoons Bruder, war ein besserer Diener des Königs.

Einer der fähigsten englischen Staatsmänner war John Somers. Geboren 1652, war er der wirksamste Anwalt der sieben Bischöfe in seiner ungewöhnlich kurzen Rede; er ward Wilhelms Gehülfe; gleich gross als Jurist, Redner und Schriftsteller, voll Humanität, liebte er Kunst und Wissenschaft. Ungern opferte er die Thätigkeit im Parlamente wichtigen Staatsämtern. Er war 1695 das eigentliche Haupt der Regentschaft. 1716 starb er unvermählt.

Zwei interessante Erscheinungen sind Vater und Sohn Ruvigny: auch sie beide haben ein überaus wechselvolles Leben gehabt: aber des Vaters Leben endete scheinbar gesunken, doch glücklich: das glänzendere des Sohnes unglücklich. Henry de Massue de Ruvigny war 1610 geboren; ward französischer Feldmarschall und Gesandter in London (1668—1669). Sein Nachfolger in diesem Amte ward Colbert, der 1674 England verliess, weil Danby ihm keinen Gegenbesuch gemacht hatte. 1675 kehrte Ruvigny nochmals in ausserordentlicher Mission nach London zurück. Er war eifriger Protestant: aber Ludwig schätzte ihn wie Turenne und Schomberg und bot ihm, als er das Edikt von Nantes aufhob, Sonderrechte an; er weigerte sich ritterlich, sie anzunehmen, ging nach Greenwich und lebte fortan still dort im Asyle. Sein Haus ward das Stelldichein aller Refugiés, er und seine beiden Söhne ihre natürlichen Führer. Er starb 1689. Sein Sohn Henry, nachmals Graf von Galway, geboren 1648, ward Nachfolger in seines Vaters Amt in Frankreich 1678, kam im selben Jahre nach London, blieb seit 1686 mit seinem Vater in England: klug, umsichtig, aufrichtig, fromm, und ein schlichter, ernster, tapferer Soldat, aber kein Feldherr. In England war er, zumal als Verwandter der Russells, hoch geachtet. Sein Bruder Pierre de la Caillemotte fiel an der Boyne. Er selbst ward bei Neerwinden gefangen. Im spanischen Erbfolgekriege zeigte auch er sich unfähig. Der Herzog von Berwick brachte ihm 1707 bei Almanza eine furchtbare Niederlage bei; er ward schwer verwundet, fast

Digitized by Google

gefangen. Zu hoch geschätzt — um seinetwillen ward z. B. schon vor dem Tage von Almanza der Niederländer Fagel, mit dem er sich nicht vertrug, statt seiner von Marlborough entlassen, — war er zuletzt wenig geachtet, bis er 1721 starb.

Viel wechselvolle Leben in einer wechselvollen Zeit: Der Blick auf sie ist interessant, und war wohl wichtig! aber er konnte nichts weniger als befriedigend sein. Staatsmänner kamen und gingen, stürzten und tauchten wieder auf — endeten im Elend. Feldherren wurden gross und wieder niedergedrückt —

Nur einer blieb von Anfang an bis zum Ende gleich. Nur einer ist „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht." Und zu diesem einen drängt es zurückzukehren nach dieser oft unerquicklichen Betrachtung seiner englischen Gefährten: zu ihrem Herrn, zu dem König von England, Wilhelm III.

Zuvor aber müssen wir noch seinen treuesten Helfer besser kennen lernen, der mehr denn alle andern ein abenteuerliches Leben führte: aber ein Leben, gross und erhaben in seinem Anfang, in seinem Höhepunkt, und in seinem Sterben. Darin unterscheidet er sich von allen andern — darin gleicht er seinem Herrn mehr denn sie alle. Er stand hoch auch über Marlborough — er ging zu sterben als 75jähriger an seines Königs Seite in wilder Schlacht.

Friedrich Hermann, Graf und nachmals Herzog von Schomberg, war 1615 in Heidelberg geboren. Er ward in Frankreich erzogen und trat im 30jährigen Kriege in französische Dienste; anfangs unter Bernhard von Weimar, dann unter anderen Feldherren Frankreichs. Eine Zeit lang lebte er am Hofe Wilhelms II. von Oranien, ging nach Frankreich zurück, selbst nunmehr ein Feldherr, und ein genialer Führer. Er focht auf der pyrenäischen Halbinsel; und die schwierigste Aufgabe gelang ihm trotz aller Hindernisse. Ludwig XIV. hätte keinen besseren durch entsenden können. Seine glänzenden Waffenthaten gewannen den erhofften Erfolg, und machten Portugal für alle Zeiten selbständig. Das ist sein Verdienst. Er blieb in Frankreich. Dann berief ihn Karl II. 1672 als Generalkapitän der sämtlichen Landtruppen nach England. Hier fand er indes nicht den in Aussicht ge-

Digitized by Google

stellten Wirkungskreis, ging wieder nach Frankreich, von neuem Ludwigs Feldherr. Wie Jakob von York und Marlborough unter Turenne dienten und sich beide auszeichneten — so stand Schomberg jetzt im Felde wider seinen nachmaligen treuesten Freund: Wilhelm III. Welche Wechselfälle des Schicksals sah dieser Mann! Aber Wilhelm wusste auch, was dieser Mann ihm geben konnte — und Wilhelm stand zugleich als Held über allen Wechselfällen des Schicksals. Bei Maastricht that Schomberg sein bestes wider Coehoorn. Da aber ward das Edikt von Nantes aufgehoben. Der Marschall entsagte seinem Glauben nicht: er verliess Frankreich. Er war „rechtschaffen fromm." Die allgemeine Achtung war ihm zu teil geworden, und das Vertrauen aller. Ludwig konnte ihn nicht halten. Der 70jährige ging. Aber noch war seines Lebens Sonne nicht gesunken: strahlender denn je ging sie in den letzten Jahren dieses erprobten und geprüften Heldenlebens auf, seit er die rechten Freunde gefunden. Ludwig XIV. konnte sein rechter Freund nicht sein. Die Vorbereitung für seines Lebens schönste Thaten ward ihm das Angebot des grossen Kurfürsten, der ihm unter vorteilhaftesten Bedingungen zum General en chef aller brandenburgischen Truppen ernannte, nachdem er nur kurze Zeit in dem von ihm befreiten Portugal gelebt und auch hier um seines Glaubens willen gelitten hatte. Er bezog das jetzt kronprinzliche Palais in Berlin. In dem einen Jahre, da er in Brandenburg weilte, that er unendlich viel als Organisator des Heeres. Dann aber folgte er Wilhelms III. Ruf, nachdem er an Friedrich Wilhelms Sterbebett gestanden.

Ludwig XIV. war gegen Hollands und Englands bürgerliche und religiöse Freiheit aufgetreten — wie gegen Frankreichs Freiheit. Das vergalt ihm, mit Wilhelm vereint, nun der alte Mann, den man den ersten Feldherrn Europas nannte; der für den grössten Meister der Kriegskunst seiner Zeit galt. Wilhelm musste, da er nach Holland ging, einen Feldobersten, einen Stellvertreter, vielleicht seinen Nachfolger, haben. Noch hatte er keinen Marlborough neben sich: und doch, da er dann Marl-

Digitized by Google

borough die Nachfolgerschaft übertrug, mochte er es schweren Herzens thun und seinen Schomberg vermissen. Jetzt aber war nur gegen einen in Europa kein Einwand, als er Holland verliess: gegen Schomberg, den Refugié. Alle seine hohen Ehren und Stellungen hatte er niedergelegt nach seinen grossen Thaten; noch war er stark und kräftig — und wurde vor allen geliebt. Die Freude war gross, als Wilhelm ihn ernannte: er landete mit Wilhelm in Torbay, zog mit ihm in London ein, als sein Generalissimus. Seine Gemahlin ward Marys Vertraute. Drei Söhne überlebten ihn: Friedrich, † 1700; Meinhard, der mit dem Vater nach Brandenburg und England ging, † 1719; Karl, auf dem Schlachtfeld † 1693.

Kehren wir zurück zu dem erfreulichsten Bilde des Herrn und Herrschers, so offenbaren sich auch zugleich die unerfreulichen Seiten dieses Bildes. Sie lagen nicht in Wilhelm selbst — aber in seiner Umgebung.

Wilhelm und Mary standen neben einander, einer des andern würdig. Sie waren in allen Dingen einig. Mary war eine echte Frau voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Sie kannte seine treue Liebe, er die ihre, sie war überzeugt von seinem vollen Zutrauen und seiner Zärtlichkeit. Mit launigem scherzenden Worte, mit weiblicher Schalkhaftigkeit wusste sie die Falten seiner Stirn zu glätten. Er war ihr alles — und ihr eigenes Wohl bedeutete dem gegenüber nichts. Sie glaubte an Wilhelms providentiellen Beruf. Das wussten selbst ihre Feinde. Keinen Eindruck machte es auf sie, da alle sie als Fürstin verlangten; sie hielt fest am Resultat ihrer Konferenzen mit Burnet und Danby, die das Programm einer künftigen Regierung bildeten. Keine Erinnerung an ihre persönlichen Ansprüche konnte sie wankend machen in ihrem Grundsatz der Unterordnung, die ihr eine Freude war, in ihrer unbedingten Verehrung für den Gemahl. Mit wahrer Bewunderung gedachte sie stets seiner Erfolge. Ihr ganzer Stolz war Wilhelm, der Befreier des Landes; ihr ganzer Schmerz Englands Undankbarkeit gegen ihn. Ihr Vater war ein Feind von Englands Religion und Freiheit geworden: zum Heil der Welt musste der Ver-

Digitized by Google

irrte vom Throne ausgeschlossen bleiben. Sie konnte nicht anders glauben. Wilhelms liebevolle Zärtlichkeit, innige Sorge rührte sie tief; all' ihr grosses Leid suchte er zu lindern, sie zu erheitern, alles Schwere und Unvermeidliche sie vergessen zu lassen, alles ihr zu ersetzen.

Aber Wilhelm hatte einen schweren Stand in England. Ungerechtfertigtes Misstrauen brachte man ihn entgegen, mit Recht war er dagegen misstrauisch gegen seine englischen Berater. Seine europäische Politik vermochte England nicht zu würdigen. Über den Parteien stand nur das Königspaar; ein freierer Blick war nur ihnen eigen. Aber Wilhelm war auch im Gegensatz zu seinen meisten Staatsmännern voll Ehrgefühl und Ehre. Alles tadelte ihn: aber nur sein Ministerium, das auswärtige, ward gut geführt: ihm gesellte sich Marys Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten. Er hatte Englands Wünsche erfüllt: und England wollte, dass jedes religiöse und politische Vorurteil gewahrt bleiben sollte auch unter ihm. Rechte Engländer tadelten England bitter wegen aller Ungerechtigkeit wider ihn: und weil man ihm nicht genügend Macht gewährte, für England gutes zu thun. Er war unpopulär auch nach seinem Tode, „besser geeignet, eine Nation zu retten, als den Hof zu zieren". Oftmals haben wir sehen müssen, dass ein Staat, eine Nation ihren eigenen Herrscher weniger anerkannte, weniger achtete und liebte, als es ihm in der Fremde zu teil ward. England war an Karls II. Leutseligkeit gewöhnt, die Frauen verlangten von Wilhelm Huldigungen wie von jenem, die Priester die ihm so verhasste äusserliche, prahlerische Frömmigkeit. Er wäre gerne zurückgekehrt auf immer nach Holland; aber er konnte Mary nicht zurücklassen, und vor eine Aufgabe stellen, die er nicht lösen konnte. Nur darum gab er seine Pläne auf. Wohl wünschte er, dass sie, Herrin in England, mit ihm, dem Herrn in Holland, vereint den Krieg gegen Frankreich führen möchte: sie war Engländerin, und kannte Englands Sitte, Englands Religion. Sie hatte den Takt des Weibes, sanftes Gemüt, ein Lächeln und ein freundliches Wort für jeden; sie konnte gewiss den Streit schlichten. Doch blieb er und brachte ein neues Opfer damit.

Digitized by Google

Mary allein verstand ihn. Sie that ihr bestes allezeit, und sie war vortrefflich geeignet, die erste an einem Hofe zu sein. Anmutig, majestätisch, sanft und lebhaft, leutselig und huldvoll war sie zugleich voll scharfen Verstandes. Sie selbst war edel und fromm, und das verdiente umsomehr Anerkennung, als sie Verläumdung und Tadelsucht, davon sie selbst frei war, allzeit entmutigte — in herzlichem Einverständnis mit ihrem Gemahl. Wilhelm zeigte in anderer Art diese Abneigung, beide in verschiedener und höchst eigentümlicher Weise. Wilhelm schwieg, aber er sah den Verläumder an, dass dieser Sorge trug: nie mehr diesem Blick zu begegnen, der ihm die Stimme erstickte. Mary wusste auf andere Weise Geschwätz zum Schweigen zu bringen. Sie fragte die Schwätzer ruhig und bedeutsam, ob sie jemals ihre Lieblingspredigt, die des Dr. Tillotson über üble Nachrede, gelesen hätten. — Sie war so liebenswürdig, dass selbst, wer ihre Thronbesteigung missbilligte, von ihr mit Achtung und Liebe sprach. Die jakobitischen Spottgedichte, welche an Gift und Bosheit alles übertrafen, was das Zeitalter hervorgebracht, sprachen nicht oft bitter über sie, während sie sonst nichts in Ehren hielten. Mary war dafür dankbar: Gott kenne ihre schwache Seite, er habe ihr gnädig diese Prüfung erspart, da sie zu empfindlich gegen Verunglimpfung und Verläumdung sei. Sie könne ihm am besten dadurch danken, dass sie alle boshaften Betrachtungen über den Charakter anderer entmutige.

Wilhelms Krankheit machte reissende Fortschritte. Bereits 1689 glaubte man nicht, dass er bis Ende des Jahres leben könne. Man liebte ihn nicht: aber alle begegneten ihm mit Ehrerbietung. Ein Freudentag für England war die Krönung am 21. April. Der Herzog von Grafton trug Wilhelms Krone, Somerset diejenige Marys. Die Lady Cavendish, Russells Tochter, schildert das Fest in einem Briefe an ihre Freundin, darin sie nach der Art der Scuderyschen Romane als Dorinde an Sylvia schrieb. Wilhelm war für sie Olmanzor, Mary Phenixana. Sie beschrieb Marys Schönheit und den Ausdruck, der die harten Züge Wilhelms verklärte und milderte.

Digitized by Google

Da einst eine Dame Wilhelm und Mary begegnete und sie fragte: Unsere königlichste Königin, mein gnädiger König Wilhelm — wohin geht Ihr? erwiderte er rasch: Ich nehme den für keinen Mann, der sein Geheimnis einem Weibe anvertraut. Mary sagte mit einer bescheidenen Miene: Ich wünsche, dass die gütige Vorsehung Dein Führer sei, dass Gott Dich vor Gefahr behüte, mein souverainer Herr, welches mir die grösste Freude gewähren wird. —

Sie verwandte ihren ganzen grossen Einfluss dafür, ihm die Herzen des Volkes zu gewinnen.

Whigs und Tories standen wider ihn. Sie waren damals nicht geschlossene Parteien, weder die Whigs geschlossen für Wilhelm, noch die Tories für Jakob. Viele Whigs intriguierten noch nach 1688 zu Jakobs Gunsten, viele Tories wirkten 1688 für Wilhelm. Er sah hinwiederum ein: dass, wenn die Parteien einig wären, er und England daraus Vorteil gewinnen müssten.

Ministerien und Parlament erhielten damals allerdings ihre feststehende und bleibende Stellung, ebenso wie die Monarchie. Wilhelm willigte Ende 1694 in die Triennialbill ein, darin beschlossen ward, dass nicht länger als drei Jahre ein Parlament bestehen dürfe. Das Recht der Berufung, Eröffnung, Vertagung, längeren Entlassung (Prorogation) und Auflösung des Parlaments besass der König. Der Tod eines Königs bedeutete die Auflösung des Parlaments. Oberhaus und Unterhaus (house of lords and house of commons) stehen neben einander. 1689 waren 166 Peers vorhanden.

Die moderne Repräsentativ-Monarchie ward damals, in jenem Vertrage zwischen Volk und Herrscher geschaffen. „Mit Unrecht sucht Montesquieu den Ursprung der konstitutionellen Monarchie in den Wäldern der germanischen Vorzeit.“ Damals herrschte der Absolutismus auf dem Kontinent und suchte auch in England zur Herrschaft zu gelangen. Es bestanden Wahl- und Erbmonarchien neben einander und auch Vereinigungen beider. Die Monarchie unterschied sich von der Tyrannis da sie das Wohl der Gesamtheit vor das des Herrschers stellte. Das Lehns- und

Digitized by Google

Feudalwesen des Mittelalters beruhte auf einer ausgezeichneten Theorie und einer sehr schlechten Praxis: ihr Grundsatz war wechselseitige Treue und Leistungen zwischen Lehnsherrn und Vasallen. In Wirklichkeit ward aus der Treue Verrat, aus der Eintracht offene Fehde, wurden aus den Vasallen Rivalen. Ludwig XI. schuf in Frankreich die neue Verfassung, die neue Zeit, und liess das Mittelalter enden. Seine Bedeutung für diesen Umschwung ist übergross. Frankreich und seine Monarchie wurden vorbildlich fortan, bis England nach 1689 Frankreich auch hierin ablöste, und Englands neue Monarchie zum Vorbild ward. Das Resultat der Kämpfe in England ward in glücklicher Entwicklung ein verfassungsmässig beschränktes Königtum. Das Parlament, das 1215 in der magna charta geschaffen ward, ward zum Ober- und Unterhause bereits 1264. Daneben blieb der Staatsrat (privy council). Während in Frankreich die états généraux seit 1614 nicht mehr einberufen, in Deutschland die Fürsten, je kleiner ihr Land, je herrschsüchtiger wurden, unterlagen die absolutistischen Bestrebungen in England. Nach der Niederwerfung des förmlichen Vernichtungskampfes wider die Parlamentsverfassung, den die Stuarts eröffnet hatten, ward die declaration of rights zur bill of rights durch Wilhelm und Mary. Press- und Versammlungsfreiheit wurden selbstverständlich im modernen Staate, die Ministerien verantwortlich. Die Krone konnte Gesetze nicht suspendieren, auch niemand von den Gesetzen dispensieren. Das Parlament besass vollkommenste Redefreiheit. In einem Lande wie England mussten künftig alle Versuche, solche wichtigen Rechte mehr oder weniger offen zu unterdrücken, scheitern. Der oberste Grundsatz ist: Im Anfang sind die einzelnen, die sich zum Volke scharen: freiwillig, aus eigenstem Entschlusse, schuf das Volk den Staat, wählte das Volk für den Staat einen oder mehrere Herren. Der Herr kann demnach nur von Volkes Gnaden sein, keinesfalls über dem Volke stehen. Die Bürger gewannen freies Wahlrecht. Die persönliche Überzeugung des jeweiligen Königs kam für die Bildung der Ministerien nicht mehr in Frage. Die Richter mussten thatsächlich unabhängig sein: und diese Unabhängigkeit nicht

Digitized by Google

nur auf dem Papiere stehen: sie durften nicht zweierlei Recht sprechen — auch nicht im Namen der Krone. Sie sprachen im Namen des Volkes Recht. Sie waren nicht Vertreter einer Partei, auch nicht der herrschenden, auch nicht der Regierung, sondern des Volkes. England hatte in stetiger 500jähriger Entwicklung diese wichtige Entscheidung erlangt: Frankreich wollte sie später mit einem Schlage einführen. Das war ein allzu jäher Wechsel. Nach der Nacht des Absolutismus konnte das Licht der Freiheit nur blenden. Vorbild sollte für Frankreich die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika sein, die freilich theoretisch sehr edel, aber praktisch sehr unedel war. Frankreich erlangte denn auch die Plutokratie. Das war um ein Jahrhundert nach Wilhelms und Marys Thronbesteigung und allen damit gekommenen einschneidenden Veränderungen, als die französische Revolution wider den Absolutismus losbrach. Ein Napoleon nannte sich später „par la grâce de Dieu et la volonté nationale Empereur Français". Er war thatsächlich ein geborener Herr, und thatsächlich Erwählter des Landes. In Deutschland ging Weimar voran — unter Karl August — und verpflichtete sich eigentlich damit für immer, voran zu gehen: eine ernste Mahnung, die treu befolgt werden musste. Für Russland musste eine moderne, konstitutionelle Monarchie bisher ein Ding der Unmöglichkeit sein, und das konnte trotz aller liberalen Theorien, die sich praktisch entweder als undurchführbar, oder wenn ihre Durchführung erreicht, als schädlich erwiesen, noch nicht anders werden. Die Entwicklung der einzelnen Staaten war eine durchaus verschiedene, und muss eine durchaus verschiedene bleiben. Deutschland könnte nicht leicht und schnell zur Republik gemacht werden: niemals die Schweiz zur Monarchie. In Deutschland und der Schweiz zeigen sich am deutlichsten, in besonders charakteristischer Art, in allem die vollkommenen Gegensätze. Das weiss man zu wenig. Man kennt die Schweiz zu wenig ausserhalb der Schweiz. Dies Volk regierte sich allzeit selbst: das lernt man nicht so leicht und schnell. —

Das „göttliche Recht" und das Erbrecht waren in Eng-

Digitized by Google

land unter das Gesetz gestellt worden. Aber Wilhelm sagte so bitter, wie wahr: Sie trauten Karl und Jakob, den Feinden ihrer Religion und ihrer Gesetze — und mir wollen sie nicht trauen, durch den ihre Religion und ihre Gesetze erhalten worden sind. Die eidverweigernden Bischöfe, an ihrer Spitze der Erzbischof Sancroft von Canterbury, zwangen ihn, der gegen alle milde sein, jede Religionsform, wenn sie nur Religion in sich trug, anerkennen wollte, endlich zur Strenge. Er konnte, durfte ihnen nicht verzeihen. Sancroft war abgesetzt: er starb bald darauf. Tillotson ward Erzbischof von Canterbury, Burnet Bischof von Salisbury. Seine Verdienste waren höher als die aller andern: aber er galt für freisinnig, und viele hassten ihn darum. Auch war er zu offen und zu wenig taktvoll. Unter Mitglieder beider Parteien, der Whigs wie der Tories, waren die höchsten Staatsämter verteilt worden. Aber sie stritten sich sofort unter einander und wollten auch Wilhelm zwingen, einzugreifen in ihren Kampf. Die Whigs forderten Bestrafung der Tories, die früher Karl und Jakob halfen wider die Gesetze — sie erhoben sich wider die Amnestiebill, die Wilhelm durchsetzen wollte, weil er entschlossen war, nicht jetzt noch ächten und Blut vergiessen zu müssen. Er verabscheute jede Verfolgung, er liebte keine Partei, er verachtete ihre inneren Kämpfe. Das machte ihn unbeliebt. In der englischen Politik sprachen nur Interessen, nicht Gefühle: es war gleichsam ein Geschäft, das Volk und König machten. Da sprach er voll Unmut: Wir konnten nie der Meinung sein, dass Gewalt den Fortschritt der wahren Religion fördere, noch sind wir willens, dass unsere Macht je das Werkzeug der wankelmütigen Leidenschaften irgend einer Partei werde. — Portland wusste durch ihn: dass er es müde sei, allen gerecht sein zu wollen — wenn keiner ihm gerecht werden, ihn anerkennen, oder gar helfen wollte. Whigs wie Tories wollten sich nicht helfen lassen, wandten sich beide gegen ihn. Nun, da es hiess, er wolle scheiden: Mary möge glücklicher sein! — waren alle wie vom Donner gerührt. Die Streitigkeiten schwanden augenblicks. Der Tory Danby und der Whig Shrewsbury baten ihn aufrichtig, zu bleiben. Wilhelm vertagte diesen Plan: aber um so

Digitized by Google

mehr bestärkte sich in ihm der andere, diesen unsäglich unerquicklichen Dingen aus dem Wege zu gehen und als Feldherr und Soldat selbst zu kämpfen, wo er wirklich unentbehrlich war: zunächst in Irland. In England war er nur zu sehr entbehrlich. In Irland musste das Schicksal des Reiches sich entscheiden. Es blieb für alle ein Geheimnis: dass er ernstlich an Rückkehr nach Holland gedacht. Danby, sein Vertrauensmann, schwieg. Der König beobachtete seine Minister scharf — und gebot jetzt über sie alle, wie es für England not war. Die Begnadigungsakte, die jetzt durchging, verdankt England ihm allein: wie auch die Toleranzakte: er beklagte nur, dass er nicht mehr erreicht hatte. Aber schon dies, das er nach seinem Willen erreichte, gewährt einen der edelsten und reinsten Ansprüche auf den Namen des „Grossen". Bisher waren Ächtungen die Folge jedes Sieges gewesen. Wilhelms Festigkeit und Edelmut erzwangen, dass der Ruhm der grossen Befreiung, die er vollbracht, nicht befleckt ward. Er hat seinen Feinden Gutes gethan.

Selten waren hervorragende Persönlichkeiten unter den Fürsten jener Zeit. Wilhelm stand hoch über ihnen allen: innen wie aussen standen Schwierigkeiten dem König entgegen. Aber er siegte wieder über alle. Er wollte Ludwig zu dauerndem Frieden für Europa zwingen. Er gab der grossen Allianz Inhalt und Leben. Aber selbst England und Holland waren nicht einig: nur seine Persönlichkeit band sie an einander, seine Hand hielt sie beide. Er war das geistige Haupt des Bundes, und der Bund war schwach, solange Wilhelm in England festgehalten ward, dem England, das nun nicht mehr von Unwürdigen und durch sie von Frankreich geleitet war, vielmehr von dem fähigsten Herrscher, und Ludwigs furchtbarstem Feinde. „Nur selten bestimmt die persönliche Energie eines Mannes die politische Bedeutung einer Geschichtsepoche. Zu diesen wenigen gehört Wilhelm III. In seinem protestantischen Königtum fand Europa das Bollwerk, an dem sich die Invasionen der französichen Universalmonarchie brachen. Er ist in der That eine heroische Figur. Er hatte alle Eigenschaften eines grossen

Digitized by Google

Regenten. Seit Oktavius hatte die Welt kein Beispiel eines so frühzeitig entwickelten Staatsmannes gesehen."

Nie zuvor waren Ludwigs XIV. Hoffnungen so gross gewesen. Nun begleiteten bittere Verwünschungen ihn in den Krieg, der nur noch als Verteidigungskrieg von ihm geführt werden konnte — nach allen erfolgreichen Angriffen. England und Holland standen nun zusammen. England war ergrimmt, dass Jakob in St. Germain mit königlichen Ehren empfangen ward, und forderte Wilhelm selbst zur Kriegserklärung auf. Freilich wollte England nichts für Europa gegen Frankreich thun. Die Rolle des Befreiers, die England spielte, ist ihm von Wilhelm förmlich aufgedrungen worden; und doch gewann England selbst am meisten dabei für alle Folgezeit. England sah nur sich selbst. Aber die englische Revolution hatte den erschlafften Mut allüberall erweckt — „erst hieran ermisst man ihre ganze Tragweite". Die Lage war völlig verändert. England trat mit ungeschwächter Kraft in den Kampf ein, während die Mächte des Kontinents längst ermüdet waren; freilich hatte Ludwig, der den Krieg begonnen, den grossen Vorteil, dass er der einzige Führer in seinen Raubkriegen war. Alle Macht war in seiner Hand koncentriert. Wilhelm war der Führer der Allianz — aber die Eifersucht der einzelnen Mitglieder konnte viel Schaden anrichten. Und von den Verbündeten nahmen nur Holland und England es ernst mit dem Kriege, nur Wilhelm meinte es ernst, er, der Herr von Holland und England. Englands Wunsch war dieser Krieg stets gewesen: Wilhelm hatte ihn erfüllt. Er gruppierte Allianzen um sich, stärker, wirksamer als zuvor. Seine Energie war nicht von persönlichem Ehrgeiz geleitet. Von allen Seiten war Frankreich nun von Feinden umringt — nur die Schweiz war ihm nicht feind.

Aber noch hatte Wilhelm genug und übergenug im eigenen Lande zu thun. Er sehnte sich danach, ins Feld hinauszuziehen, sich persönlich am Kriege zu beteiligen. Zunächst hielt ihn freilich England selbst fest und nötigte ihn zu harren. Nicht einmal selbst nach Irland zu gehen, war ihm im ersten Jahre gestattet. Erretter und Errettete verfolgten allzuverschiedene Ziele.

Digitized by Google

Auf verschiedenen Schlachtfeldern musste Wilhelm den Krieg jetzt führen, um sein grosses Werk mit verstärkter Kraft nun fortzusetzen. Wir müssen unser Augenmerk wie auf den Hof in London und die inneren Verhältnisse Grossbritanniens auf die Staaten des Kontinents richten. In England waren innere Feinde: England war von äusseren Feinden bedroht. In England weilte seit einiger Zeit der vertriebene König Jakob. Schottland rebellierte. In Flandern focht Waldeck — mit ihm Marlborough — gegen die französischen Feldherren, aber nicht mit Glück. Zur See standen die Flotten sich gegenüber. Wenn Wilhelm ging, so musste Mary ihn vertreten: und wir dürfen Mary nicht aus dem Auge verlieren. Es sollte Wilhelm gelingen, bis zum Jahre 1691 Irland und Schottland fast völlig zu beruhigen, bis 1692 England vor feindlichen Angriffen zu sichern: dann erst konnte er sich dem europäischen Kriege widmen. Er weilte seit 1691 wieder zumeist auf dem Festland: bis 1694 von Mary vertreten. Wir müssen Marys Regierungshandlungen, ihr Eingreifen in die äussere Politik kennen lernen zunächst während dieser Zeit der Ordnung der inneren Verhältnisse, dann während der Jahre 1692—1694, darin der Schauplatz der Handlung insbesondere Flandern ward — auf ihr und Wilhelms Privatleben können wir erst später einen Blick werfen, wenn wir den bedeutenden Anteil, den Wilhelm und Mary an der Klärung der europäischen Situation genommen, uns vergegenwärtigten.

Wilhelms Anwesenheit in Irland war Notwendigkeit geworden. Wie Cromwell musste er in England, Irland und Schottland seine Macht begründen und verteidigen. In England hatte sich für Jakob allerdings kein Schwert erhoben. Nach Clarendons Absetzung hatte Tyrconcell in Irland residiert. Er hielt an Jakob fest. Er blieb der alte Intriguant. Marys Thronrecht hatte er bedroht, wie er ihre Mutter einst in ihrem Heiligsten bedrohte. Damals (1660) musste er selbst zugestehen, dass seine Beschuldigungen gegen Anna Hyde unwahr seien. Sie hatte Jakob alles gegeben — er ihr dafür seinen Eid. Die Berechtigung ihrer Beweise musste er wider seinen Willen zugeben: diejenigen, die Tyrconcell geben

Digitized by Google

wollte gegen sie, scheiterten. Dann hatte er Marys Erbfolge verhindern wollen, wieder als Helfershelfer Jakobs. Er stürzte Clarendon, wie er einst Clarendons Schwester stürzen wollte — stürzte ihn zur selben Zeit, da Clarendons Bruder Rochester seitens Sunderlands das gleiche Los ward. Nun hegte er grosse Pläne — noch immer — und mehr als je: er wollte Irland frei von England machen, wenn England protestantisch ward: Jakob mochte in Irland König sein. Aber die Irländer selbst wollten Jakob nicht wieder als König von England sehen — eben so wenig, wie dies im Grunde Ludwig XIV. wollte Er unterstützte Jakob — aber er glaubte nicht mehr an ihn, und wusste, dass, wenn er weder König von England würde, er doch dem Willen der Nation sich beugen, und für Frankreich verloren gehen musste. Er erreichte seinen Zweck, Wilhelm zunächst unschädlich zu machen, indem er den Aufstand in Irland unterstützte: er sollte überall siegen, aber in Irland nicht, als Wilhelm nach Irland kam. Und da Wilhelm in Irland siegte: war dieser Sieg entscheidend für den europäischen Krieg, darin Ludwig unterlag. — Tyrconcell hatte doch eigene Gedanken, nicht nur die Jakobs allein. Aber er rief Jakob nach Irland. Er warf die Maske ab, regierte voll eisiger Strenge. Und Jakob kam, von Ludwig unterstützt. Auf dem Dubliner Schloss wehte die Fahne: Jetzt oder nie! „Irland für die Irländer“ war die Losung.

Da that Wilhelm alles, um den Parteigeist in England zu beruhigen. Er war sehr ernst gestimmt. Denn in Irland war die Gefahr gross; 105 Tage war das protestantische Londonderry von den Jakobiten ohne Erfolg belagert worden — denkwürdige Tage! — Ihr Feldherr Sarsfield war in hohem Grade tüchtig. Wilhelm hatte ihnen Schomberg entgegengestellt. Irland hoffte selbst schon von dem Bedrücker und Tyrannen Jakob befreit zu werden und von seinem Freunde Tyrconcell, Marys altem Feinde. So lange Jakob in Irland Gebieter war, blieb Wilhelms Lage in England immer bedroht. Die Protestanten in Irland wurden in der grausamsten Weise verfolgt. Auch sie musste der König schützen. Er ging ungern von England fort, aber nur er allein konnte

Digitized by Google

helfen. Er traute es keinem zu, als sich selbst, den Krieg dort rasch zu beendigen, den Aufstand in Irland niederzuwerfen. Jeder Augenblick war kostbar. Es war schwer genug: die geeigneten Persönlichkeiten zu finden. Die am besten geeignete war er selbst. Schombergs Aufgabe ward von Tag zu Tag schwerer, obwohl seine Umsicht immer wachte, seine Entschlossenheit niemals nachgab, allen Schwierigkeiten und Unfällen zum Trotz. Jakob ward immer mächtiger — die Engländer flüchteten aus Irland. England, wo sich schon manche Regung für Jakob zeigte, kehrte zu besserem zurück unter dem Eindruck, den diese Flüchtenden hervorriefen. England nahm sie gerne auf.

Voll tiefen Ernstes übersah Wilhelm die Lage. Der Krieg in Flandern ward mit abwechselndem Glück geführt, und blieb unentschieden. Bei Fleurus trug Luxemburg über Waldeck einen Vorteil davon.

Zur See leitete Herbert die englische Flotte. Aber sie war in einem schrecklichen Zustande. Wilhelm hatte viel für sie gethan. Herbert war lässig und zog alles hin, schützte nicht einmal die englische Küste vor den französischen Freibeutern. Im Glück war er zu schwach — wie so viele. Jakob, der thatsächlich viel vom Marinewesen verstand, hatte ihn zum Contre-Admiral gemacht. Dann ward er ein Held in der Armut, der Verbannung — und erwarb sich grosse Verdienste durch seine Förderung der Revolution. Aber rasch sank er tief und auf immer —

Nie hatte Wilhelm kaltblütigeren Mut gezeigt, als da er England verliess, um Jakob in Irland zu bekämpfen, zu einer Zeit, da die Jakobiten in England nur nach dem Erscheinen einer französischen Flotte im Kanal ausschauten, um sich zu erheben. Schied er, so musste er sich auf Mary verlassen können. Es begann für sie die Zeit der eigentlichen Regierung. Einst ward ihr Verzicht, ihre Entsagung, bedeutsam, nun zeigte sich, dass sie auch zu herrschen wusste. In dieser Zeit hat sie England für Wilhelm gerettet. Der Historiker muss ihm nach Irland folgen — aber er darf Mary nicht vergessen: er muss ein Urteil fällen über ihre Thätigkeit, auf die ein scharfes Licht in diesen Tagen fällt. Sie

Digitized by Google

selbst erzählt nicht viel davon, zu bescheiden dazu: aber manches Wertvolle ist von andern über sie berichtet worden. Wilhelm war ein Held an der Boyne, Mary in London.

In seiner Abwesenheit führte sie die Regierung im Namen beider, mit der ganzen Autorität. Wilhelm traf, äusserlich gelassen, seine Vorbereitungen; aber er war betrübt über den Kummer seiner Gemahlin, mehr als diejenigen ahnten, die sein Äusseres zur Richtschnur für die Beurteilung seines Inneren nahmen. Er schrieb an Portland: Ich beklage die arme Königin, die schrecklich leidet. Er kannte die Gefahr und die Schwierigkeiten für sie. Er brauchte tüchtige, weise und ehrliche Ratgeber, er hatte einige fähige, kaum einen zuverlässigen. Ihre politischen und religiösen Feindseligkeiten machten sie nutzlos; würde Mary den Parteigeist und Wettkampf niederzuhalten im stande sein, wenn es ihrem staatsklugen Herrn nicht gelang? Ratgeber aus beiden Parteien waren not: sonst konnte leicht Unzufriedenheit entstehen und gefährlich werden. So aber musste man Uneinigkeit fürchten. Mary hatte sich noch nie um das Regiment bekümmert; wer meinte, kluge Frauen müssten darnach verlangen, irrte sich in ihr. Nun sollte sie zeigen, dass sie mit fester Hand regieren konnte — inmitten all' der Feinde im eigenen Lande, die des gewaltigen Herrschers Abwesenheit leicht zur Erhebung benutzen konnten: der Jakobiten, eidverweigernden Bischöfe, Anhänger Annas und anderer: eine Frau sollte sie nun niederzwingen. Und zu gleicher Zeit musste Mary fürchten für den Gemahl, der so vielen Gefahren entgegenging, und für den Vater, der ihm gegenüberstand. Aber sie wusste, dass Wilhelms grosses Werk noch nicht zum Abschluss gelangt war: so fand sie Trost wie immer im Gebet um Mut zu ihrem Gotte. Herrliche Zeugnisse für ihre Liebe zu Wilhelm, ihr Verständnis seiner und ihrer und Englands und Europas Lage sind ihre Briefe und Berichte. Ihr war es eine grosse Freude, als Wilhelm, der sie nicht zu früh mit seinem Plan erschrecken wollte, nun offen mit ihr über alles sprach, wie sie am liebsten es wolle. Sie liess ihn entscheiden. Sie wusste, dass sie keine unscheinbare Rolle spielen könne: und dass,

Digitized by Google

wenn sie sie nicht sehr gut spiele, sie gewiss sehr schlecht spielen würde. Sie wollte sich nie in die Regierung mischen. Das sollten Frauen nie, wie sie meinte. Sie hatte sich daran gewöhnt, Wilhelm nie in Geschäften zu belästigen, vielmehr von anderen zu reden mit ihm, in einem anderen Gespräch auch einen anderem Gedankengang zu verfolgen. Das suchte er bei ihr, wenn er sich losreissen konnte von seinen Geschäften, froh war, zu ihr zu kommen. Das wusste sie: und sie fand es recht: sie wünschte nichts anderes: und ihm machte es Freude. Sie war überzeugt, dass Wilhelm dies alles besser wisse wie sie, und dass es Gottes Wille sei, der ihr einen solchen Gemahl gab, ihn alles thun zu lassen. Sie sah darin ihre Pflicht — sie unterschätzte sich selbst. Die sie zur Beteiligung an der Regierung veranlassen wollten, tadelte sie: wie jene, die ihr die Alleinherrschaft geben wollten. Wilhelm war freundlich zu ihr, und versicherte ihr, seine Liebe sei zu gross, als dass er nicht alle Sorge der Welt auf jede mögliche Weise von ihr nehmen wolle, wozu er auch viel Grund habe.

Wilhelm bildete einen geheimen Rat für Mary, aus neun Mitgliedern bestehend: darunter Danby, Devonshire, Pembroke, Shrewsbury und Nottingham. Aber Shrewsbury zog sich plötzlich zurück, obwohl Wilhelm ihn als einen Mann von edlem Charakter Mary gegenüber bezeichnet hatte. Selbst durchaus ehrenwert, vertraute der König vielleicht zu sehr. Nun war sie betrübt und klagte. Jetzt traten Russell und Marlborough in den Rat ein; der Befehlshaber zur See — und der Oberfeldherr der englischen Truppen. Marys Charakteristik ihres geheimen Rats ist hochinteressant, ein Beweis für ihre Menschenkenntnis und scharfe klare Auffassungsgabe. Danby, besonders empfohlen, war sie, wie sie sagte, ewig verpflichtet. Andere waren ihr zu schwach und starrsinnig, zu wenig standhaft, wehrlose Mitglieder einer Partei, zu heftig für ihre Partei — oder zu sehr von ihren Frauen beherrscht — zu wenig vertrauenswürdig und doch ehrgeizig. Über Lord Marlborough will ich nichts sagen — schreibt sie — denn von ihm könnte ich das meiste sagen, und er selbst kann weder Vertrauen noch Achtung

Digitized by Google

verdienen. — Einen andern bezeichnet sie als ehrlichen Mann — „der doch Schatzmeister war". — Mary hatte allen Grund, mit ihren Engländern unzufrieden zu sein. Bemerkenswert sind ihre scharfen Ausdrücke. Aber sie hielt sich aufrecht; sie traute sich selbst nur viel zu wenig zu. Darin irrte sie. Die Probe, auf die ihr Gemahl, auf die das englische Volk seine Königin setzte, hat Mary glänzend bestanden.

Wilhelm beschwor die Ratgeber Marys, wachsam und einig zu sein. Er warnte vor allem, jemals etwas vor ihr auszusprechen, was aussehen könnte wie eine Missachtung ihres Vaters. Sie verzeihe das niemals, und keinem, der sich auch nur einen unpassenden Scherz erlaubte. Er ermahnte Clarendon und Rochester, gegen die er milde war, um Marys Willen, die alle Bande um seinetwillen zerrissen und so viel Vorwürfe auf sich genommen. Wie er zu Burnet sagte, war seine grösste Sorge die um Mary. Aber er blieb fest: Ich verlasse mich auf Gott. Ich will mein Werk zu Ende führen, oder dabei untergehen. Mich bekümmert nur die arme Königin — und zweimal wiederholte er mit ungewohnter Weichheit: Die arme Königin! Wenn Ihr mich liebt, so besucht sie häufig und helft ihr, wie Ihr könnt. Wäre nicht eins, so würde ich mich der Aussicht freuen, wieder zu Pferde und unter Segel zu sein. Denn ich fühle es, ich bin mehr dazu geschickt, an der Spitze eines Heeres zu stehen, als die Häuser der Lords und Gemeinen zu lenken. Aber obgleich ich weiss, dass ich auf dem Pfade der Pflicht wandle, so ist es doch hart für meine Gemahlin, dass ihr Vater und ich sich uns im Felde als Feinde gegenüberstehen müssen. Gott gebe, dass ihm kein Unglück widerfährt. —

Wilhelm nahm Bentinck, der durch ihn Graf und später Herzog von Portland ward, mit sich; Georg, den er zum Herzog von Cumberland gemacht, nicht: das verletzte diesen und seine Partei. Wilhelms Regierung „würde glücklicher gewesen sein, wenn er mit seinem Mute, seiner Geisteskraft und der Erhabenheit seiner Seele ein wenig von der gewinnenden guten Laune und Höflichkeit seines Oheims Karl gehabt hätte." Da er ging, war es ein ernsteres Scheiden als vor zwei Jahren: hier war nur der Entscheid der Waffen

Digitized by Google

möglich. Mary kannte Wilhelms Charakter und wusste: er werde sich nicht schonen, sich keiner Gefahr entziehen — so kränklich er war. Wider ihren Vater zog er aus, indes sie einsam unter Fremden blieb, denen sie nicht vertrauen konnte. Auch bei der Schwester fand sie keinen Trost.

Kurz zuvor sollte sie in ihrer Unschuld Jakob einen neuen Grund gegeben haben, sie für seine schlimmste Feindin zu halten, der er nie verzeihen wollte. Man erzählte sich: Wilhelm war sehr überrascht gewesen, als er von Jakobs Anwesenheit in Irland erfuhr; Mary sah seine Bestürzung und fragte ihn: Warum liessest Du ihn fliehen? Jakob erfuhr es von Spionen und glaubte ihnen. — „Allein wie steht es mit der Begründung dieses Glaubens?“ (Klopp.) Jakob nannte den Namen seines Gewährsmannes nicht, wenn er die furchtbare Anklage gegen Mary erhob. Diese Anklage war ungerecht. Mary hatte im Jahre 1688 noch in letzter Stunde alles von Jakob abzuwenden, sogar die Expedition nach England zu verhindern gesucht durch ihren Rat: Wilhelm den Oberbefehl über die englischen Streitkräfte zu geben. Wie Fagel, Waldeck und andere sagten, wusste Mary, dass Wilhelms Ziel nicht Jakobs Entthronung, sondern Besserung seiner Politik nach innen und aussen sei. Von Jakobs Flucht zu Ludwig XIV., seiner unglaublichen Verblendung ahnte Mary damals nichts. Mary war nicht erfreut, dass sie Königin ward. Sie nahm dem Oates seine Pension, da er Jakob lästerte. Jakob hatte keine wärmeren Gefühle kundgegeben. Hier aber sprach die Gattin, die des Gatten Herz nicht schwer machen will mit Aussprechen von Klagen, deren Gegenstand er kennt. Die Erkenntnis musste der Frau des Oraniers längst aufgegangen sein: dass Jakob zwar im eigenen Interesse zu handeln glaubte, aber in der That nur Ludwigs Werkzeug war. An Sophie, die allen Verwandten eine wohlwollende Freundin und Trösterin war, wandten sich Jakob und Mary. Das gepresste Gefühl Marys bedurfte eines Ausdrucks, ergoss seinen Schmerz. Jakobs Anklage blieb den Thatsachen gegenüber unhaltbar. Es war die Politik Ludwigs, die Stuarts untereinander zu verfeinden: daher stammt

Digitized by Google

diese Quelle. Es ist von grösster Wichtigkeit, dass Marys eigene Briefe vorliegen — nicht nur die ihrer Feinde, wie der Lady Marlborough. Sie war von innigster Liebe zu Wilhelm erfüllt, doch stets eingedenk des Bandes, das sie mit ihrem unglücklichen Hause verknüpfte. Nie vergass sie die kindliche Rücksicht auf Jakob, „the late king", während dieser masslos den „Prinzen und die Prinzessin von Oranien", wie er sie nannte, schmähte. Das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit allein gab ihr allzeit Kraft, und ihre Gottesfurcht half ihr neben all' ihrer Einsicht und Klugheit. Wohl verlangte sie nach Wilhelm, wenn sie alle uneinig sah, und ratlos zwischen ihnen stand. Aber sie verbarg ihren Schmerz und ihre Angst. Sie war immer heiter und dankbar: Wieviel Gnade haben wir empfangen! Gott gab uns mehr, als wir gehofft. — Wie rührend ist dieser Dank inmitten eines in so vielem elenden und unglücklichen Lebens! Sie war für die kleinsten Gaben auch der Menschen dankbar, und rühmte ihrem Gotte: wie alle so freundlich seien gegen sie. —

Der Kampf in Schottland war bald beendet. Hier hatte ein äusserst fähiger und entschlossener Freund Jakobs, John Graham von Claverhouse, Viscount Dundee — einst Argyles Todfeind, der unter Wilhelm gedient hatte und von ihm Jakob empfohlen worden war, der nun Jakobs vollstes Vertrauen besass, das Banner des Vertriebenen erhoben — er wollte Jakobs Herrschaft hier wieder aufrichten, sammelte einige Clans in den Hochlanden, leitete die wilden Kräfte. Alle waren gleich für ihn: da für sie die englische Bewegung Wiederherstellung des Hauses Argyle bedeutete. Das fürchteten sie. Dundee, der erste Minister Schottlands, war fähig, beredt und hoch gebildet, ein grosser Krieger und Politiker, der für eine verlorene Sache als ein Held einstand, siegte und starb — übrigens ein treuer Protestant. Es kam zur Schlacht zwischen ihm und Wilhelms General Mackay. Durch eine enge Schlucht kam dieser mit seine Truppen gezogen: arglos traten sie hervor: erblickten den Feind und waren völlig überrascht. Dundees Sieg war schnell entschieden. Kaum hatte Mackay seine Truppen in

Digitized by Google

einer langen Linie für das Vorbrechen seiner Reiterei aufgestellt, da brachen schon die Hochländer in ihre Reihen ein, das Schlachtschwert schwingend und mit der Tartsche sich deckend. Mackays geschulte Truppen hatten keine Zeit, ihre Salven abzugeben, und seine Reiter kamen nicht zum Einhauen. In kürzester Zeit war der Kampf beendet: der Sieg der Schotten ein vollständiger. Da traf eine der letzten Kugeln Dundee zu Tode. Die hirtenlose Herde der Clans lief aus einander. Der sterbende, der siegreiche General fragte: Wie geht der Tag? — Gut für König Jakob, aber ich bin besorgt für Eure Lordschaft. — Wenn es für ihn gut steht, so kümmert Euch nicht um mich! —

Dieser Tod wog viele Siege, er wog alle Erfolge auf. Es war Dundees glorreichster Tag — der von Killikrankie ← und sein Todestag. Damit war Schottland für Jakob verloren. Wilhelm, ruhig, unparteiisch, neutral nach seiner Überzeugung, stand auch über den inneren Kämpfen Schottlands, die freilich noch zu schrecklichen Greueln führen sollten. Jakob hatte weder Weisheit noch Barmherzigkeit gelernt. —

Und auch Irland ward ihm verloren.

Wo Schomberg im vorigen Jahre als Befehlshaber der königlichen Armee gelandet war, da kam nun Wilhelm selbst ans Land: in Carrickfergus vereinigte er sich mit ihm. Seine Truppen führte nun der mit Ungeduld erwartete König selbst, mit freudigem Zuruf begrüsst. Kaum ein Blick verwandte sich von ihm. Die Entscheidung nahte. So gross wie die Freude der Seinen war der Schreck der Feinde. „Seine Lebensgeister, achtzehn Monate in der unerquicklichsten Lage zwischen Faktionen und Intriguen niedergedrückt, hoben sich, sobald er von Fahnen und Standarten umgeben war.“ Wilhelm dachte jetzt nur mit und für seine Soldaten. Schnell hatte der in Westminster unpopuläre Mann seine vollständige Herrschaft gewonnen über die Herzen seiner Waffengefährten. Er vergass keinen, achtete aufmerksam auf alles, selbst in allem einfach und anspruchslos. Sein munteres Gesicht liess alle auf einen glücklichen Ausgang des Feldzugs hoffen. Trotz seiner

Digitized by Google

körperlichen Schwäche nahm er teil an allen ihren Beschwerden, mehr an ihre Bequemlichkeit, als an die seine denkend. Seine freundlichen Mienen und Worte entzückten alle.

Am 4. Juli zog er südwärts, fest entschlossen, sich gleich zu schlagen. Schomberg riet Aufschub. Wilhelm aber hatte Recht als General und Staatsmann, er brauchte schnelle und glänzende Erfolge, um den Enthusiasmus seiner Freunde neu zu beleben, den Mut seiner Feinde zu vernichten.

Jakob zog sich zurück. Wilhelm rückte vor. Auf einer Anhöhe machte er Halt. Unter ihm lag ein liebliches Thal — am Boyne-Flusse. Wilhelm war beruhigt: seine Freude war gross, er sah, dass es zur Schlacht kommen werde. Jakob hatte auf dem jenseitigen Ufer eine feste Stellung eingenommen und sein Lager aufgeschlagen. Mit lautem Entzücken rief Wilhelm aus: Ich freue mich, Euch zu sehen, meine Herren: wenn Ihr mir jetzt entkommt, so ist es meine Schuld. — Jakob hatte für sich den Vorteil der Stellung: aber in seinem Heere war Sarsfield der einzige richtige Offizier. Bei Wilhelm weilten Prinz Georg von Hessen-Darmstadt und Herzog Karl Friedrich von Württemberg — auch die brandenburgischen Regimenter waren anwesend, und die hugenottischen Truppen; neben ihnen die protestantischen Iren, vor allen die Männer von Londonderry. Bischof Walker that gleichfalls treue Dienste.

Wilhelm ritt aus am Abend zur Recognoscierung, mit Schomberg, Ormond, Sidney, dem Prinzen von Hessen und anderen. Sie ruhten am Flusse — sahen drüben die feindlichen Reiter: darunter den Herzog von Berwick, den kleinen Lauzun, Tyrconcell, einst voll männlicher Kraft und Schönheit, nun durch die Jahre gebeugt wie durch die Gicht. Sie alle überragte die stattliche Gestalt Sarsfields. Die Feinde sahen Wilhelm. Ihre Kanonen schossen. Der König ward verwundet. Übergross war die Angst und der Schrecken bei den Seinen; überlaut die Freudenschreie im feindlichen Lager. Die Kanonade dauerte bis gegen Abend. Noch einmal riet Schomberg, nicht anzugreifen. Aber Wilhelm, der neunzehn Stunden im Sattel zugebracht, trotz seiner schwachen Gesundheit und trotz der jüngsten Verletzung:

Digitized by Google

— so gross war die Spannkraft seines Geistes — entschied anders. Da zog der Marschall sich in sein Zelt zurück —

Kaum strahlte am nächsten Morgen, dem 11. Juli, die Sonne: da geriet alles in Bewegung. Ein Teil der Truppen Wilhelms, sein rechter Flügel unter Meinhard Schomberg, den auch Portland begleitete, ging einige Meilen flussaufwärts vor, überschritt den Fluss, um den linken Flügel der irischen Armee zu umgehen. Vergebens war der Widerstand der Feinde. Ihr Führer fiel: und alles löste sich auf in wilder Flucht. Nun überschritten grössere Massen den Fluss; Lauzun, voll Unruhe, liess seine Scharen und Sarsfields Reiterei dorthin abgehen. Wilhelm stand gegenüber der grössten Truppenmacht der Feinde, Tyrconcell und Richard Hamilton, dem treulosen Boten, den er gesandt, und der in Jakobs Heere focht. Schomberg gab den Befehl zum Angriff — und seine Truppen gingen in den Fluss hinein. Die irischen Linien wichen. Tyrconcell begann zu verzweifeln: er zeigte gewiss persönlichen Mut — aber er war kein Feldherr. Hamilton strengte sich vergebens an, die Seinen zu halten, die Schlacht wieder herzustellen; es fehlte auch ihm nicht an Tapferkeit. Schombergs Truppen drangen unaufhaltsam vor: mit dem Auge des Feldherrn meinte er, die augenblickliche Lage verlange es von ihm, mit seiner Person die Pflicht des Soldaten zu erfüllen. Seine Umgebung bat ihn vergeblich, wenigstens den Kürass anzulegen; ohne Schutzwaffe ritt er durch den Fluss und sammelte die Hugenotten, auf französisch ihnen zurufend in Erinnerung an vergangene Tage und im Bewusstsein des heutigen: Hierher, hierher, meine Herren! Hier sind unsere Verfolger. — Da wandten sich die irischen Reiter wider ihn: sie leisteten wackeren Widerstand, als die Infanterie längst schmachvoll davongelaufen war. Ihren Angriff wollte der Herzog zurückweisen, der das Vorrücken der Feinde geschaut und überwacht hatte: nun drang er vor — er fiel im Handgemenge mit Jakobs Garden. Er hatte redlich beigetragen zu diesem Siege, der sein letzter sein sollte. Auch Bischof Walker starb hier. Der Kampf war blutig. Da kam Wilhelm. Mühsam passierten sie den Fluss. Der König, unbekümmert

Digitized by Google

um seine Krankheit, durchschwamm halb, durchwatete halb den Fluss, um voran zu sein im Kampfe. Die Gefahr öffnete sein Herz, löste seine Zunge, machte ihn zwanglos: heute, in der Stunde der grössten Gefahr, feuerte der merkwürdige Mann all' seine Truppen durch sein eigenes Beispiel an. Er führte seine Leute dorthin, wo der Kampf am heftigsten wütete. Seine Ankunft entschied das Schicksal des Tages. Er focht mit der linken Hand, da die rechte verletzt war — Da war die Schlacht zu Ende.

Thomas Ernst von Danckelmann, der einen Bericht über die Schlacht verfasste, nennt sie einen wichtigen Wendepunkt, Beginn und Abschluss weltgeschichtlicher Perioden. Sie war der Höhepunkt von Wilhelms Kriegsruhm und Schombergs. Aber Schomberg ging zu sterben, ein zweiter Epaminondas. Es war sein letztes Kommando gewesen, da er Wilhelms Centrum führte — an der Boyne im Jahre 1690. Thatsächlich wog dieser Sieg alle Thaten Ludwigs XIV. auf. Sein Gedenktag ward seither alljährlich festlich begangen.

Hamilton, der die Schlacht nicht wieder herstellen konnte, ward verwundet und gefangen. Jakob hatte sich von Anfang an in höherem Grade bemüht, den Rückzug seiner Truppen zu ermöglichen, als Wilhelms Angriffen die Stirn zu bieten. Er hatte früher Proben persönlichen Mutes gegeben; er hegte nicht feige Furcht; doch blieb er in der Ferne und wich der Gefahr aus. Er glaubte die Sache der Legitimität und der Dynastie an seine Person geknüpft. Nun war er energisch auf der Flucht. Lauzun riet ihm dazu. Noch hatte er Widerstand geleistet, da sah er das feindliche Heer, das die Boyne überschritten hatte, in nächster Nähe: er gab nach.

Er war der erste Bote seiner Niederlage. Sarsfield begleitete ihn mit der Leibgarde — die französischen Hülfstruppen deckten seinen Rückzug, während Wilhelm an Schombergs Leiche stand und ihr alle Ehren angedeihen liess. Da Jakobs Heer sich auf Dublin zurückzog, entwich er. Nach Dublin waren anfänglich Gerüchte vom Tode des „Usurpators" gelangt. Am Abend kam Jakob. Die Herzogin Frances von Tyrconcell empfing ihn — aber er reiste eiligst

Digitized by Google

ab, nach Kinsale, wo er den irischen Boden betreten, und schiffte sich an Bord einer französischen Fregatte ein nach Brest.

Zweiter Abschnitt.

Der europäische Krieg unter Wilhelm III. bis zur Schlacht bei la Hogue 1692.

Mit grösster Spannung waren Nachrichten von Irland erwartet worden. In London wie in Paris.

Mary musste energisch handeln bei der doppelten Gefahr einer Landung der französischen Flotte und eines Aufstandes der Jakobiten in London. Eine jakobitische Verschwörung war Thatsache. Die Briefe Marias von Modena redeten deutlich genug. Der Mittelpunkt des Widerstandes gegen Mary war der Hof der Königin-Witwe Katharina von Braganza. Marys Briefe an Wilhelm beweisen, dass das Verhalten dieses Hofes eine Rüge von Seiten der Königin geradezu herausforderte. Eilig hiess der König die notwendigen Massregeln treffen. Denn zur gleichen Zeit erschien die Flotte Tourvilles im Kanal. Es galt das Land zu verteidigen gegen äussere und innere Feinde. Vorsicht war not. Marys Haltung war fest und entschlossen trotz aller bedenklichen Nachrichten, trotz aller verdächtigen Erscheinungen. Verhaftungen wurden beschlossen. Die Berater der Königin waren in grösster Unruhe. Clarendon, den man schonen wollte, musste auf ihren eigenen Befehl verhaftet werden: in ihrer Hand lagen die Beweise seiner Schuld. Über alles ging ihr die öffentliche Sicherheit. Sie selbst trat ein, da sie wusste, nur Achtung gegen sie verhinderte ihre Ratgeber daran. Die strengen Massregeln hatten Erfolg. Die inneren Händel hörten auf. Aber die Gefahr einer Landung blieb bestehen. Mary that alles, was in ihrer Macht lag, um auch diese Gefahr zu beschwören. Sie selbst leitete und besichtigte alles. Herbert war unthätig. Wilhelm hegte von ihm eine

Digitized by Google

hohe Meinung, aber Devonshire warnte Mary ausdrücklich vor ihm. Bei der Krönung war er eigentümlicherweise nicht anwesend gewesen, er schien auch seither nicht treu ergeben zu sein. — Jakob hoffte immer auf die Landung der französischen Flotte in England. Der französische Admiral Tourville meinte Englands sicher zu sein — nach den Briefen der Jakobiten. Während alle Ratgeber Marys sich stritten, wusste sie allein das Richtige zu thun; ihre Entschlossenheit imponierte den Lords und entschied alles. Die Eifersucht der Neun liess sie oft leiden, aber sie wusste sie richtig zu behandeln, äusserlich immer fröhlich, obwohl sie tief im Innern betrübt war und blieb. Sie litt in jeder Beziehung. Oft fragte sie Wilhelm um Rat, rief seine Entscheidung an. Aber England gegenüber blieb sie die heldenmütige Frau und Königin, während sie in all' ihren Schriften über ihre Schwäche klagt und Gottes Hülfe erfleht. Sie musste fürchten für ihren Gatten, und einen solchen Gatten — aber sie musste für ihren Vater beten: Gott, der ihr früher half, würde es auch jetzt thun. So blieb sie, entschlossen zu allem, in Whitehall. Wenige Stunden gestattete sie sich der ländlichen Einsamkeit von Kensington. Dort überwältigte sie die Erinnerung. Und sie sah die zwei Lager im Geiste dicht neben einander: Jakobs und Wilhelms, musste stündlich der Nachricht einer Schlacht entgegensehen. Würde sie Wilhelm wiedersehen? Sie versprach sich nicht zu fürchten, obwohl man ihr sagte, dass ein Aufstand sehr wahrscheinlich sei, und sie befragte, was sie zu thun gedenke. Sie fürchtete sich, wollte sich aber nicht von der eigenen und nicht von der Furcht anderer beherrschen lassen. Sie war auf alles gefasst. Ungern, doch um des Volkes willen, blieb sie in Whitehall. Keiner war mutig und urteilsfähig wie sie. Wenn alle nach dem Siege, den sie Wilhelm verdankten, übermütig wurden und eitel, blieb sie, die wirklich grosse Verdienste um England hatte, bescheiden und still und dankte Gott für das höchste Glück, dass ihr Vater gerettet war.

Es kam zunächst eine schwere Prüfung. Den letzten Seesieg, den die Franzosen erfochten, bevor bei La Hogue

Digitized by Google

ihre Seemacht darniedersank, errang Tourville bei Beachy Head am 10. Juli. Neun Tage vorher hatte Luxemburg bei Fleurus gesiegt. Die Holländer hatten dort wie hier tapfer und mutig gefochten. Holland gewann Ehre, England Schande. Evertsen sagte offen: sie hätten gesiegt, wenn die englische Flotte gekämpft hätte wie die holländische. Es herrschte eine furchtbare, eine unglaubliche Erregung gegen Herbert — über alle Vorstellung hinaus. Evertsen musste sich missmutig zurückziehen. England war in tiefer Trauer. Aber der Geist der Nation erwachte. Tourville irrte, da er landete, und glaubte: alle in England würden für ihn sein. Alle waren vielmehr gegen ihn. Die Küstenbewohner eilten unter die Waffen. Die Franzosen äscherten Teignmouth, ein Fischerdorf, ein. Und Mary sagte: Wenn die französische Politik sich bei den eigenen Freunden des Königs Wilhelm einen Rat erbeten hätte, so hätte man nicht einen schädlicheren für Frankreich selbst, einen vorteilhafteren für die Verbündeten erteilen können, als diesen Versuch einer Landung, mit dem Ergebnis, ein Fischerdorf verbrannt zu haben. — Die zwecklose Grausamkeit erwies sich Wilhelms Plänen günstig. Mary sandte einen eigenen Boten an die Generalstaaten, lobte Evertsens Truppen und versprach ihnen Genugthuung. Sie that alles für Holland: sie hielt ihr Wort: ein Akt grosser politischer Klugheit; denn die leitenden Persönlichkeiten in Holland waren verletzt, und Wilhelms alter Freund Heinsius tief betrübt. Aber sie alle ermutigte und versöhnte Marys Vorgehen, ihre unerwartete Grösse und Weisheit. Sie hielt mehr, als sie versprochen. Dann liess sie strenge Untersuchungen anstellen. Sie war mehr bekümmert um die Ehre der Nation, als um irgend etwas anderes. Sie glaubte: es habe Gott gefallen, den Übermut Englands, das zuvor nur vom Siege sprach, zu strafen. Sie liess London rüsten, wie die Flotte. Sie überlegte klug; unabhängig und weise waren ihre Beschlüsse und Befehle: sie allein schützte England in dieser Zeit. Ihre Ratgeber schadeten mehr als sie nützten: sie wusste ihre guten Seiten zu benutzen, ihre schlechten unschädlich zu machen. Grösser war jetzt die Gefahr als je, schwer genug die Zeit: aber ihre Haltung

Digitized by Google

entsprach ganz Wilhelms Sinne. Sie unterliess nichts, was man von einer sorgfältigen, heroischen Regentin erwarten durfte. Solchen Eindruck machte sie nach aussen. Welche Anstrengung der Kräfte sie innerlich aufgewandt hat, um die ihr auferlegte Aufgabe durchzuführen, wissen wir. Sie fühlte, dass jegliche Betonung, jeglicher Blick, jegliche Bewegung beobachtet sei, dass, wenn sie nur einmal trübe dreinschaute, es heissen werde: alles verloren! Es lastete auf ihr ausser der Pflicht für England die Sorge um ihren Gemahl: Ich muss ein lächelndes Angesicht zeigen, wenn mein Herz auch bricht, und muss Geschwätz machen, wenn vor Beklemmung mir fast der Atem stockt. — Aber die Hoffnung auf Wilhelms Anerkennung ihres Verhaltens stärkte sie, und demgemäss handelte sie; von ihrer Haltung hing damals das Geschick des englischen Volkes ab. Aller Bewunderung erwarb sie sich, aber niemand ahnte, mit welcher Anspannung aller Seelenkräfte dieses Lob errungen ward.

Und nicht viel später kam ein Bote. Sie wollte eben zur Kapelle gehen: da traf sie die Nachricht von Wilhelms schwerer Verwundung. Ganz Europas Blicke richteten sich damals auf den Kampf in Irland. Am 16. Juli drang eine schreckliche Kunde nach London, wohl geeignet, die hoffnungsfreudigsten Gemüter zu erschrecken. Die Bestürzung war übergross. Da spannte Mary ihren Wagen an und fuhr durch die Strassen der Stadt mit so heiterem, freundlichem Angesicht, dass es die völlige Seelenruhe zu verkünden schien. Dieser Anblick wirkte tröstend, ermutigend und vertrauenerweckend: London bedurfte damals guter Nachrichten — und nun kam diese Botschaft: neue Aufregung, neue Furcht entstand allenthalben. Mary schrieb an Wilhelm einen Brief, darin der wahre Ausdruck ihres Gemüts enthalten war: Furcht und Hoffnung, Sorge und Gottvertrauen miteinander rangen; darin sie mit der süssen natürlichen Beredsamkeit ihres Geschlechts ihre Liebe, ihre Befürchtungen und ihren Dank aussprach. Da Nottingham ihr die Mitteilung machte von Wilhelms Verwundung, übergoss ein Thränenstrom ihr Antlitz, und sie zitterte am ganzen Körper. Sie hatte schon zuvor viel geweint, aber

Digitized by Google

bis zu diesem Augenblicke hatte sie allein geweint und es über sich vermocht, ihrem Hof und ihrem Geheimen Rat heitere Mienen zu zeigen. In grosser Erregung erwartete sie sichere Nachrichten, nachdem sie vermocht, andere zu beruhigen. Da kam am 17. Juli die Kunde von einem der herrlichsten, entscheidensten Siege des Jahrhunderts. Binnen zehn Tagen waren drei Schlachten geschlagen worden: bei Fleurus (1. Juli), bei Beachy Head (10. Juli), an der Boyne (11. Juli).

In Frankreich war bei der Kunde von Wilhelms Verwundung die Raserei und der Taumel unbeschreiblich gewesen. Gleich hiess es: er sei tot. Man machte zwei Spottfiguren, Wilhelm und Mary darstellend, schoss darauf und verbrannte sie.

Noch grösser aber war die Freude in England. Wilhelm setzte sein Leben ein für die Freiheit aller Völker: seine staatsmännische Meisterschaft in seinen Gedanken und ihrer Ausführung kannten die Engländer und wunderten sich doch, dass dem in sich gekehrten Mann in London kein Scherz und kein Lächeln eignete. Es war trotz aller Gefahren in England notwendig gewesen, dass das fähige und entschlossene Haupt des Staates seinen Posten verliess. Sein Thron erschien ihm oft genug nur als ein Schatten; Intriguen und Verrat durchwühlten den schwankenden Boden unter seinen Füssen, und er musste immer wieder Opfer bringen für die Sache des europäischen Friedens. — Nun schrieben sie ihm und baten ihn, zu bedenken, dass er sich erhalten müsse für England, Holland und Europa. Er las diese Briefe im Bereich der feindlichen Geschütze —

Und Mary? Auf die Kunde vom Siege war sie sichtlich in grosser Unruhe — bis ihr Nottingham meldete: Jakob sei unverletzt. Da schrieb sie Wilhelm sogleich, beschwor ihn, dafür zu sorgen, dass Jakob kein Leid geschehe: Ich weiss, ich brauche Euch nicht zu bitten, dass man für ihn Sorge trage. Denn ich halte mich versichert, Ihr werdet es aus eigenem Antrieb thun; aber fügt dies noch aller Eurer Güte hinzu, lasst um meinetwillen die Leute wissen, dass Ihr nicht wollt, dass seiner Person ein Unglück widerfahre. —

Digitized by Google

Die Sorge war doppelt überflüssig. Jakob sorgte schon für sich selbst; während Mary noch zitterte bei dem Gedanken an seine Gefährdung in Irland, war er schon unterwegs nach Frankreich. Er hatte jetzt keine Hoffnung mehr. Den Franzosen, da sie landeten, kam niemand freundlich entgegen; überall hörten sie Rufe: Gott schütze König Wilhelm und Königin Mary! Das stolze englische Volk war erbittert, eine französische Flotte an seiner Küste zu sehen: es raffte sich auf zur Gegenwehr.

Noch aber blieb Wilhelm fern. Zu seinem Entschlusse, länger auszubleiben, hatte Mary selbst durch ihre Haltung beigetragen. Sie hatte sich über ihre Kräfte angestrengt; ihre sanfte Natur war den Qualen der Lage nicht gewachsen, und sie beklagte sich, dass sie kaum einen Augenblick den Geschäften abgewinnen könne, um Ruhe im Gebet zu finden. In ihrem lieblichen Garten in Kensington gedachte sie Wilhelms mit Sehnsucht: Der Ort ruft es vor meine Seele, wie glücklich ich dort war, als ich mich Eurer treuen Gesellschaft erfreute — denkt an mich und liebt mich, wie ich Euch mehr liebe als mein Leben. — Mit rührenden Worten schildert Nottingham ihren Kampf zwischen Tochterliebe und Gattenzärtlichkeit. Immer neue entsetzliche Qualen und fürchterliche Schwierigkeiten bot ihr ihre Lage dar. Mary war es wert, von allen geliebt zu werden. Und doch hatte eben sie so viele Feinde. Wer von ihr lehren will, der muss sie auch zugleich verteidigen. Viele wissen von ihr nichts ausser schlechtes. Ihre Stellung war ja gewiss einzig eigenartig. Aber was ihre Bedeutung ausmacht, das ist nicht ihre eigenartige Stellung allein, nicht die historischen Entscheidungen, die sie infolgedessen hervorrief; sondern die Art und Weise: wie sie ihre Stellung ausfüllte, wie sie diese Entscheidungen hervorrief. Die Biographen Wilhelms müssen sie vor allen kennen: und die Völker, die Wilhelm so viel verdanken, auch ihr danken lernen.

Ihre Aufführung war sehr erbaulich, heroisch, wie Burnet sagt. Während ihres bisherigen Lebens voll stiller Frömmigkeit und natürlicher Wohlthätigkeit hatte sie selten von Geschäften geredet; niemand glaubte ihr grosse Staats-

Digitized by Google

klugheit zutrauen zu dürfen. Zu Shrewsbury sagte Wilhelm oftmals, dass er zwar nicht zu treffen wüsste, wie man England gefallen müsse, Mary verstände es aber trefflich, unter ihrer Regierung würden alle sehr glücklich sein. Sie war entschlossen, ihre eigene Person daran zu wagen, wenn die Not es erfordern sollte, und sagte zu Burnet: er müsse mit ihr gehen, wenn sie genötigt wäre, ins Feld zu ziehen. Sie hat durch die That bewiesen, dass sie die Kraft und Befähigung besass, die Regierung zu führen. Ihre warme Religiosität war nicht genug zu rühmen; sie hatte durch ihre wahrhaft königliche Haltung zagende, schwankende Männer ermutigt, gekräftigt und gehoben. Dann aber trat sie gern in den Schatten zurück. „Es giebt kein zweites Beispiel in der Geschichte der Könige, dass sich mit einer so ungemein grossen Befähigung zum Herrschen eine so geringe Neigung zum Ausüben dieses Talentes vereinigt hätte. Die menschliche Geschichte alter und neuer Zeit kennt kaum ein anderes Beispiel ähnlich dieser Stellung einer Königin als Frau und Tochter. Der Gemahl war hinausgezogen zum Kampfe gegen den Vater, und unterdessen lag ihr die Aufgabe ob, das Königreich zu bewahren für den Gemahl. Ihre Briefe an Wilhelm III. aus dieser Zeit sind der getreue Ausdruck der warmen Anhänglichkeit, der Verehrung für den Gemahl, dem sie als Frau ebenbürtig in Geist und Sinn zur Seite stand, dessen hohes Streben sie allein in England damals zu würdigen wusste."

Marys historische Bedeutung ist noch nicht abgeschlossen mit den Jahren 1686—1689, nicht allein mit ihrem Verzichte: diese Handlungen allein wären schon wichtig genug, um sie im edelsten Sinn unsterblich zu machen. Aber Wilhelms Sieg an der Boyne ist nicht wichtiger als Marys Siege in England im gleichen Jahre 1690 und in den folgenden.

Sie hatte sich der Aufgabe der Stellvertretung vollkommen gewachsen gezeigt, die wohl schwer auf ihr lastete, sie aber niemals niederdrückte, wie die Thatsachen und ihre Schriften zeigen. So konnte Wilhelm sich auf sie verlassen. Es war ihr Probestück für die kommenden Kriegsjahre, und

Digitized by Google

darum wichtig für ganz Europa. Wilhelm konnte ferner ruhig, wenn es not war, England verlassen.

Die Streitigkeiten in England erhoben sich freilich wieder und währten fort, bis der König zurückkehrte. Aber in allem wusste sie sich zu helfen. Und sie siegte über alle. Wilhelm siegte, weil Mary fest blieb. Sie gab nicht nach in all' den kleinlichen Widersprüchen der Opposition. Sie beendete den Zwist. Er lobte ihr Verhalten freundlich auf ihre neugierigen Erkundigungen hin.

Da er wiederkam, jubelte sie, die sonst so viel zu klagen gehabt hatte. Ihre Freude kannte keine Grenzen. Von ihren Regierungsmassregeln erwähnt sie in ihren Schriften wenig — um so mehr von ihren wahrhaftigen Gefühlen. Nun eilte sie ihm entgegen, stolz, wie er nun von allen geachtet war. Endlich war sie glücklich: in ihm war ihr Leben; er ward umjubelt; und Jakob war gerettet. Sie war nicht herrschsüchtig — sie liess nun wieder alles durch Wilhelm geschehen; sie nahm teil an dem grossartigen Empfang.

Wilhelm, der Vorkämpfer für die Freiheit Europas, konnte nun wieder mit Zuversicht in die Zukunft sehen. Denn England sah: es handelte sich hier nicht um fernliegende Interessen: es handelte sich um ihr eigenes Land. Mit seinen Verbündeten drüben auf dem Kontinent konnte Wilhelm nicht zufrieden sein: sie waren langsam und untähig. Aber in ihm waren England und Holland vereint — und er war entschlossen, weiter zu gehen, selbst den Krieg in Flandern zu führen.

Lächelnd sah Mary die Freude anderer. Den Dank, den man ihr zollte, den Beifall glaubte sie unverdient. Das einzige, das sie freute, war Wilhelms Zufriedenheit, der hocherfreut war über ihr Betragen. Mit Ruhm bedeckt, war er zurückgekehrt; und sie war frei, sie leistete überaus gerne Verzicht — was man auch nicht für wahrscheinlich hielt. Sie übernahm die Regierung ungern, und liess sie gern. Sie hatte wenig davon geredet, aber um so mehr gehandelt. Nun war sie froh: soviel Gnade haben wir empfangen!

Der Krieg in Irland und Schottland ward bald beendet.

In Irland vermisste man den entflohenen Jakob durch-

Digitized by Google

aus nicht. Schon zuvor hatten die Iren zu den Engländern gesagt: Lasst uns die Könige tauschen — dann wollen wir noch einmal mit Euch kämpfen. Wir werden besser fertig ohne ihn. — Jakob hatte über Irland nur Unglück gebracht. Unter denjenigen, welche am Werke der Menschenliebe für die von dort Vertriebenen teilnahmen, gab keiner reichere Zuschüsse, handelte keiner mit weniger Prunksucht als Mary. Jakob aber war unfähig allezeit, den Charakter der Menschen wie die Zeichen der Zeit zu begreifen. Wenn Festigkeit not war, dann schwankte er: wenn Nachgiebigkeit not, war er hartnäckig. Lauzun hatte von Ludwig genaue Instruktionen bekommen, denen er folgte. Die Iren gehorchten Ludwig mehr als Jakob, und Jakob musste thun, was man von ihm wollte. Ludwig wollte ihn nicht mehr als König von England — da ihn das englische Volk doch nicht mehr in Ludwigs Sinne wirken lassen würde. Er liess ihn in St. Germain seine Abhängigkeit fühlen — bot ihm aber eine gesicherte Existenz. Freilich hatte Jakob gehofft, Irland, Schottland und England zu gewinnen. Und Ludwig siegte wirklich überall — nur nicht in Irland, als ihm Wilhelm selbst dort entgegentrat: dass er aber dort nicht siegte, war für ihn verhängnisvoll. Lauzun liess es freilich ungern zur Entscheidung kommen und half Jakob sehr wenig. Nun war Jakobs Heer zersprengt. In St. Germain ward er kühl empfangen. Die Versuche, in England zu landen, waren misslungen. Er musste auf das irische wie schottische Königtum verzichten — und Wilhelms Heere waren nun frei. Wilhelm hatte fürchten müssen, dass England nun, als es sich selbst nicht mehr bedroht sah, müde sein und ihm die Mittel zur Fortführung des Krieges auf dem Kontinent verweigern werde — nachdem all' diese Opfer an Gut und Blut gebracht waren. Da bedrohte Frankreichs Flotte England und verbrannte ein friedliches und wehrloses Fischerdorf. Und während Mary vor allen die Grösse der Gefahr empfand, so wenig sie es zeigte, empörte sich Englands Nationalgefühl. England hasste Frankreich gleich wie sein König, und England ward mit ihm einig. Sie hatten den Donner der Kanonen in London vernommen — und sie waren zu allem entschlossen.

Digitized by Google

Wilhelm ging nach England zurück — um den europäischen Krieg weiter zu führen. Marlborough hatte sich erboten: nach Irland zu gehen. Der Rat der Neun war uneinig gewesen in dieser Frage, und Wilhelm hatte, als Mary ihm schrieb, sich für Marlborough entschieden. Dieser hatte sich in aller Stille zu einem Meister der Kriegskunst entwickelt. In ihm war eine seltene Vereinigung des diplomatischen und Feldherrngeistes: aber ihm fehlte es an jeder Erkenntnis idealer Ziele. Wilhelm berief ihn aus Flandern zurück und übergab ihm sein Werk. Wenige Tage Zeit hatte Marlborough in Irland, ehe der Winter kam — aber wie benutzte er diese wenigen Tage! Cork fiel nach 48 Stunden, Kinsale nach einigen Tagen. Die Iren waren zwar, wie alle ungeübten, aber tapferen Krieger, brauchbarer hinter Mauern, als im offenen Felde. Aber da Lauzun mit den Seinen vor Limericks Mauern zum Stehen kam, sagte er spöttisch: Nennt Ihr das Wälle? Die Engländer werden keine Kanonen brauchen — sie können sie mit gebratenen Äpfeln niederschiessen. —

Es waren Helden, die in diesem irischen und schottischen Kriege kämpften und fielen. Schomberg war wie Dundee drüben in Schottland den Heldentod gestorben — Grafton erlag einer Wunde bald darauf. Tyrconcell starb in Limerick, während sein Verwandter Marlborough ihn bedrohte. Sarsfield verteidigte sich wacker. General Ginkell nahm Athlone, und ward Graf von Athlone, da er über seinen Gegner St. Ruth gesiegt hatte, und dieser gefallen war. Mackay fand seinen Tod bei Steenkerken. Als auch Limerick erlegen, ward es ruhiger in Irland: aber immer glühten Funken unter der Asche.

In Schottland gab es noch ein furchtbares Gemetzel: bei Glencoe. Der Clan der Macdonalds hatte sich nicht rechtzeitig wie die andern unterworfen. Das benutzte Stair mit seinen Genossen, ihre Todfeinde. Friedlich weilten die Campbells am Tage unter den Macdonalds: beim Anbruch eines Februartages wurden Mac Jan und die Seinen vernichtet, und der Sieger sprach nur: das einzige, was ich bedaure, ist, dass einige entkommen sind. Das war die

Digitized by Google

Thränenschlucht von Glencoe. Die unlenksamen Söhne der Wildnis verschoben ihren Eid, bis es zu spät war — zur Freude ihrer Feinde. Sie leisteten ihn — und starben dennoch fürchterlich. Wilhelm wusste von all' diesem nichts: nur das eine: dass damals nicht der Eid geleistet ward: nichts von dem Späteren. Als Diebe, Räuber und Banditen waren ihm die Unseligen geschildert worden. Stets neuen Bürgerzwist musste Schottlands Unkultur erzeugen — wild waren die Söhne der Wildnis —

Wilhelm ging zum Kontinent hinüber — als Jakob, ein Verzweifelnder, in Frankreich war. Die Herzogin von Orleans sprach zu ihm und bewies ihm: dass Mary ihn liebe. Er sprach: Das lehren ihre Worte! Ihre Werke sind dawider. — Die Herzogin verteidigte Mary, wie Sophie und ihre Tochter sie verteidigt hatten: sie waren Zeugen für die tugendreiche Fürstin, die ihrem Gatten folgen musste. Aber Jakob schwieg und beharrte in seinem Wahn.

Wieder standen sich Wilhelm und Ludwig XIV. im Felde gegenüber: die beiden grössten Führer in Europa massen noch einmal ihre Kräfte. Alle anderen Fürsten Europas traten neben ihnen zurück.

Kaiser Leopold, der Habsburger, war alles — nur keine Persönlichkeit. Würdig stand Karl II. von Spanien neben ihm. Alexander VIII. war, als Papst Innocenz XI. gestorben war, für Ludwig eingetreten, weil dieser ihm Avignon gab. Ihm folgte bald Innocenz XII. Allein im Norden traten bedeutende Fürsten hervor. Czar Peter der Grosse war in Holland wie in England Wilhelms III. Gast: auf seiner grossen Reise, in Wilhelms III. Staaten, lernte er Wilhelm kennen — und er blieb lange dort. Sein Aufenthalt in Saardam zumal hat allgemeines Interesse erregt. Auch seine Reise bezeichnet einen Wendepunkt der Weltgeschichte. In Schweden begann bald nachher sein künftiger Nebenbuhler sich zu erheben: der geniale Mann, der grosse Feldherr und schlechte König Karl XII., der von all' den nichtsnutzigen Souverainen, die seine Zeitgenossen waren, sich vorteilhaft unterscheidet. In Brandenburg war nach dem Tode des hochherzigen grossen Kurfürsten, der mit Karl II. zusammen einst Wilhelms III.

Digitized by Google

Vormund gewesen war, Friedrich III. zur Regierung gelangt. Geboren 1657, ward er Kurprinz 1674 nach seines Bruders Karl Emil Tode; und hatte zunächst grosse Schwierigkeiten, möglichst grosse Macht in seinen Händen zu vereinen. Das aber musste er erstreben — nicht allein aus ehrgeizigem Willen. Die jüngeren Prinzen mussten hinter ihm zurückstehen: die Kinder aus seines Vaters zweiter Ehe. Friedrich III. war der Sohn Luise Henriettens von Oranien, Wilhelms III. Vetter; und wenn er auch an Körper und Geist keineswegs hervorragte, zu sehr in späteren Jahren von Günstlingen abhängig war, so hatte er doch ein tiefes Gefühl für seine Würde und eine hohe Vorstellung von seiner fürstlichen Stellung und der Bedeutung seines Hauses. Dass er König ward: ist für die Folge von grösster Bedeutung geworden. Das war nicht nur ein Werk der Eitelkeit. Das brandenburgische Heer legte schon damals den Grund zu Preussens und damit Deutschlands künftiger Grösse. Friedrichs Minister Danckelmann genoss ein grosses Ansehen und war ein guter Protestant.

Dem König Ludwig XIV. waren seine grössten Feldherrn schon gestorben, wie Turenne und Condé — oder, wie Schomberg, durch seine Schuld noch bei ihren Lebzeiten von ihm gegangen. Der neben Molière grösste Mann Frankreichs in jener Zeit, Jean-Baptiste Colbert (1619—1683) lag schon im Grabe: und auch Louvois starb 1691 als 50jähriger, da ihm des Königs Ungnade das Herz brach. Er hatte es nicht anders verdient. Sein Vater, le Tellier (1603—1685) vererbte ihm sein Amt: Franz Michael wusste alles für Ludwigs Eitelkeit und Ruhmsucht, wie auch für die Mehrung seiner Macht und die Vergrösserung seines Reiches zu thun. Er ist eine unvornehme Erscheinung: ehrgeizig, rechthaberisch, anmassend, neidisch und unversöhnlich: aber sehr thätig und umsichtig — ein vorzüglicher Helfer in Ludwigs Werk. Er wollte sich unentbehrlich machen. Da wirkte die Maintenon (Françoise Aubigné, vormals Witwe Scarron, 1635—1719) gegen ihn: und sie siegte, da er starb.

Ein ganz anderer Held ist Vauban, den Colbert für

Digitized by Google

Frankreich gewann. Sebastian le Prestre (1633—1707) hatte sich vom so bescheidenen wie ausgezeichneten Ingenieur zum Marschall von Frankreich wider seinen eigenen Willen aufgeschwungen: zahlreiche Wunden belehrten jeden, welch' ein Krieger er war: und seine Schriften, welch' ein grosser Staatsmann er war. Bei Mastricht that er 1673 wie auch zuvor und nachmals gegen Wilhelm sein bestes. Vauban und Coehoorn waren würdige Gegner.

Der Marschall Louis François de Boufflers (1644—1711) kämpfte 1695 wacker wider Wilhelm zu Namur. — Anne Hilarion de Cotentin, Graf von Trouville (1642—1701) war Frankreichs erster Admiral.

Interessanter noch sind die zwei Feldherrngestalten des Herzogs von Luxemburg und des Herzogs von Berwick.

François Henri de Montmorençy, Herzog von Luxemburg, Marschall von Frankreich (1628—1695), musste zehn Jahre (1679—1689) auf Louvois' Betreiben im Kerker bleiben. Dann war er Wilhelms tüchtigster Gegner: verwachsen, unansehnlich und ränkesüchtig, ausschweifend, aber tapfer und scharfblickend. Man hatte in gewissem Sinne nicht so unrecht, wenn man den eigenartigen Mann eines Bundes mit dem Teufel beschuldigte: er gemahnt an seinen Landsmann Talleyrand, den Staatsmann — äusserlich hatte er gewiss nicht die Erscheinung eines Feldherrn und Soldaten empfangen.

Der Herzog von Berwick (1670—1734), Jakobs II. natürlicher Sohn James Fitzjames von Arabella Churchill, hat, wie sein Oheim Marlborough, in der Kriegsgeschichte einen Namen gewonnen: er war ein Krieger durch und durch, und ein geschickter Feldherr. Das bewies er bei Mons, bei Namur, Steenkerken und Neerwinden, wo er gefangen ward; oft gegen seinen Oheim. Er war einer der wenigen grossen Feldherrn des spanischen Erbfolgekriegs — aber auf französischer Seite. Sarsfields Witwe war seine erste Frau. Er war kaltblütig, klug, sehr tapfer, und hatte treffliche und ungewöhnliche Erfahrung in der Kriegswissenschaft; er war freigebig und grossartig in allem. Er ward Philipps V. Oberfeldherr gegen Karl III., und seinen Siegen verdankte es Philipp, dass er König ward. Er diente Ludwig XIV.

Digitized by Google

treu, und ward mit Wunden überhäuft. Bei Almanza entschied der Marschall allein Spaniens Schicksal. Er starb auf dem Schlachtfelde als ein Greis. — In ihm war der Stuart und Churchill Blut vereint: und wenn Karls II. Stuart natürliche Söhne, die Herzöge von Grafton und Richmond, Wilhelm halfen, der ihr Vetter war und nie ihres Vaters offener Gegner: wenn sie edles Blut erwiesen — Berwick, der Sohn von Wilhelms Feinde Jakob II., war seines Vetters Feind, dem Vater gleich, und war ein Held —

Aber auch an Wilhelms Seite standen hervorragende Männer auf dem Kriegsschauplatz des Kontinents.

Da war vor allen der Ratspensionär Anton Heinsius Fagel (geboren 1629, 1653 Doktor der Rechte, 1663 Pensionär von Haarlem, 1670 Griffier der Generalstaaten, 1672 Nachfolger Jan de Witts) war gestorben, während Wilhelm nach London zog: ein makelloser Charakter. Ihm folgte zunächst ten Hove (bis März 1689); dann, im April 1689, Heinsius, dem Wilhelm eindringlich zureden musste, dass er das Amt annahm. Er lebte jetzt ganz in Wilhelms Ideenkreise und gewann hohen Ruhm, da er trotz aller Kränkungen von Seiten Englands, trotz Herberts Verrat, allzeit offen und klar das Bleibende, Grosse bevorzugte vor dem Vorübergehenden, und treu verblieb. Zwischen ihm und Wilhelm walteten die innigsten Beziehungen. Das lehrt vor allem ihr lebhafter Briefwechsel: eine merkwürdige Korrespondenz. Wilhelm schrieb kurz und bündig — Heinsius schickte ihm eingehende Berichte aus dem Haag und hielt ihn stets über die Verhältnisse auf dem Kontinent auf dem Laufenden. Mit hohem staatsmännischen Geschick hat er seine Aufgabe erfüllt. Nach Wilhelms Tode war er der eifrigste Verfechter seiner Politik; er half Marlborough getreulich, war mit ihm in vollem Einverständnis, wie zuvor mit Wilhelm, weil er seine Bedeutung und Wichtigkeit erkannte: half ihm selbstlos und treu, dem Verbündeten, der niemals ein treuer und selbstloser Freund war. Hatte er zuvor in der inneren Politik mit Erfolg zwischen Wilhelm und seinen Gegnern vermittelt, so leitete er nun die auswärtige nach dem Tode des Oraniers, bis er selber 1720 starb. Der Ratspensionär war der rechte

Digitized by Google

Vertreter und Genosse des Generalstatthalters geworden. Da war kein Gegensatz mehr! Im Gegenteil: ein Bund in weiser Unterordnung des Einen. Schon in der Zeit Fagels trat dies hervor: Oranien war allein der Stolz Hollands und sein Herr geworden —

Von den grossen Admiralen Hollands wirkten nur noch Evertsen und Tromp, der jüngere († 1691). Menno von Coehoorn (1641—1704) zeichnete sich bei Maastricht aus, Vauban gegenüber, später bei Fleurus und Namur. 1695 gewann er Namur zurück. Keppel ward Wilhelms Vertrauter, von ihm zum englischen Lord mit dem Namen Albemarle gemacht. Ginkell starb 1703, Mackay schon 1692. Georg Friedrich von Waldeck war nicht der beste von Wilhelms Generälen.

Wilhelms treueste Freunde aber waren Bentinck und Zuylestein. Hans Wilhelm Bentinck (geboren 1651) war sein Page gewesen; ward vielfach von ihm zu Missionen verwandt. Er sprach im Namen Wilhelms Karl II. des Prinzen Missbilligung der Verschwörung von Ryehouse aus, desgleichen Jakob II. die Versicherung der Treue Wilhelms beim Aufstand Monmouths; er ging für ihn nach Brandenburg, später nach Frankreich. Diese Botschaft blieb freilich erfolglos: und eine leichte Verstimmung zwischen den Freunden trat ein. Sie hielt nicht an. In Bentincks Armen starb Wilhelm. In erster Ehe war Bentinck verheiratet mit Anna Villiers; sie starb, während er mit Wilhelm unterwegs nach London war; in zweiter Ehe mit einer Tochter Sir William Temples.

Zuylestein war ein Nachkomme Friedrich Heinrichs wie Wilhelm selbst: allein nicht legitimer Linie angehörig. Er war einst Wilhelms Lebensretter, und ein bedeutender und fähiger Soldat. Er diente Wilhelm getreulich als General, zumeist als Führer der Reiterei, bis zuletzt ein tüchtiger Krieger: noch als er betagt und gebrechlich war. Er errang im Erbfolgekriege auch nach Wilhelms Tode wichtige Siege und starb im Feldlager. —

Ludwig befand sich selbst bei seinen Truppen. Er war anwesend, als Mons genommen ward, die stärkste Festung

Digitized by Google

der Niederlande. Die Koalition wankte in ihrem Grunde. Luxemburg, der „Hexenmeister", war ein gewaltiger Feldherr, jetzt oberster Soldat Frankreichs — aber er wusste nicht seine Siege zu benutzen. Mons fiel durch Vauban, ehe Wilhelm retten konnte — aber er wusste doch die ganze grosse Sache zu retten. „Keine Koalition, deren Gedächtnis uns die Geschichte aufbewahrt, hat ein fähigeres Haupt gehabt." Er wusste, wie Themistokles, durch die Feinde zu siegen. Da er nach Holland kam, sah das Volk in ihm seinen nationalen Helden. Die deutschen Fürsten scharten sich um ihn: darunter die Kurfürsten von Brandenburg und Bayern; ebenso die Vertreter des Kaisers und des Königs von Spanien. Vor drei Jahren war er noch ein einfacher republikanischer Beamter. Aber er sagte nur dazu: Mir graut vor dem Gedanken, mit wieviel Köpfen ich es zu thun habe. Er präsidierte dem Kongress, eröffnete ihn mit einer kurzen würdevollen Rede. Freund und Feind erkannten, dass, wenn Jakob sein eigener Lord-Admiral gewesen war, Wilhelm selbst sein Minister des Auswärtigen zu sein gedachte. Damals starb Louvois, und Ludwig ernannte seinen 24jährigen Sohn als Nachfolger, wie schon Louvois selbst einst dem Vater gefolgt war. Wilhelm sagte lächelnd: Der König von Frankreich hat einen eigenen Geschmack. Zur Herrin wählt er eine alte Frau (die Maintenon) und zum Minister einen jungen Mann.

Mit Wilhelm gingen Marlborough, Zuylestein, Devonshire, Compton, Portland und andre. Er war aller Stolz.

Aber Mary sah ihn sehr ungern wieder scheiden. Sie hatte das Glück genossen an seiner Seite, und sagte um so mehr schon damals: Gott wird mich prüfen. Ihre Furcht war prophetisch. Schon hoffte Ludwig wieder vollkommenen Erfolg — als Wilhelm kam. Er war nicht müssig, während der Kongress im Haag beriet. Bald zeigten sich die Folgen seiner Anwesenheit. Mary zitterte, als er ging. Auf seiner Reise schon drohte ihm schwere Gefahr; in einem kleinen Kahn musste er bei stürmischem Wetter, als alle zagten, des Meeres Fluten durcheilen; er blieb ein Held „und wirklich und wahrhaftig ein König. Er verband mit den Eigen-

Digitized by Google

schaften des ehrlichen und gerechten Mannes eine hohe geistige Begabung, einen festen Willen, eine nimmer ruhende Thatkraft und hohen persönlichen Mut. Daher war er ein grosser König.“ Der freudige, ehrerbietige Empfang, den er im Haag fand, entzückte auch Mary; es war einer der wenigen sonnigen Tage seines Lebens, welches heilbringend, ruhmvoll, aber nicht glücklich war. Wie gross wäre erst der Jubel, sagte Wilhelm, wenn die Königin mit mir wäre. Nicht ich, sie ist der Liebling aller. —

Mary musste beweisen, dass ihre Lage jetzt leichter sei als vordem. Aber Wilhelm musste in diesem Jahre lange fern bleiben. So kam er wenigstens auf kurze Zeit nach England: da galt es denn viele Pflichten zu erfüllen in wenigen Tagen für ihn und Mary, die ihn so lange entbehren musste. Truppen und Führer brauchten ihn dort. Aber auch England brauchte ihn, damit er den Treulosen und Verschwörern als Herr und Monarch entgegentreten und sie richten konnte. Die Jakobiten waren frecher als je gegen Mary — und diese Beleidigungen verzieh Wilhelm nie. Nur Wilhelm konnte seine Gemahlin nicht schützen, in der die Frau und die Königin beleidigt ward. Katharine Sidley benahm sich ihr gegenüber in der unverschämtesten Weise. Der kleine engherzige Sancroft wollte die Kirche stürzen, deren Diener er war. Mary ward verleumdet: sie zeige grosse Angst und Reue, und hoffe nur, als grosse Verbrecherin, dass die Strafen der Gottlosen im Jenseits nicht ewig seien. — Man verzieh ihr nie, dass sie die ganze volle Zuneigung, deren ein weibliches Gemüt fähig, ihm widmete: dass sie, mit all' ihrer Tiefe, und all' ihrem Geist, ihn mehr liebte als ihr eigenes Leben; dass sie als seine Frau sich fühlte, und strebte, seinen Wünschen genug zu thun. Diese Hoffnung hielt sie aufrecht und liess sie ihre Aufgabe lösen. Sie hatte keinen anderen Wunsch und Willen, als das Verlangen, dem seinigen zu entsprechen. Sie kannte das Bedürfnis und das Glück, sich im Gebet in die Geheimnisse der göttlichen Dinge zu vertiefen. Die höhere Gemeinschaft beruhigte ihre Seele. Sie war ihres Gottes sicher und Wilhelms, glaubte an die Wahrhaftigkeit der Menschen in grossen inneren Entschlüssen — wie wir an ihre Wahrhaftig-

Digitized by Google

keit glauben müssen — und sie nahm an allem thätigen Anteil, was zur Durchführung der einmal ergriffenen grossen Gedanken geschah und geschehen musste. Sie kannte die Bestimmung Wilhelms wie seinen Wert, und stellte sich selbst tief unter ihn. Voll Unerschrockenheit und Geist leitete sie die Regierung, wenn sie ihr dann zufiel. Wilhelm sah die Rücksicht auf ihre persönliche und natürliche Stellung nicht nur als politische Pflicht an. Burnet fand bei Mary neben all' ihrer ungemeinen Standhaftigkeit innigsten Dank für Wilhelms zarte Sorge für sie und ihren Vater; herzliche Liebe für ihren Vater. Sie bewahrte ihren Gleichmut wie ihre Güte — selbst den Unwürdigsten gegenüber. Wie ihre Siegesfreude erst vollkommen gewesen war, als sie vernahm: Jakob sei unverletzt entkommen — so war in ihrer Niedergeschlagenheit sie grösser als alle andern.

Um sie, in England überall, waren Verräter, feige Verschwörer, hartnäckige Fanatiker. Sie verbrannte in ihrer Angst einen Teil ihrer Papiere, damit sie nicht in unrechte Hände fielen. Dann aber beteiligte sie sich mit Sachkenntnis an allem, und auch mit Milde. Musste sie streng sein, so war sie überzeugt, dass es notwendig war. Traf sie ein Leid, so hielt sie es für Strafe ihrer Sünde.

Wilhelm kehrte zurück. Der irische Feldzug war für ihn glücklich gewesen — dennoch war ihm die Stimmung in England nicht günstig. Es drohten Gewitter. Alle Anklagen gegen Verschwörer verachtete er kalt und wies sie zurück. Viele Gerüchte erfüllten das Land. Es gab viele Gruppen von Unzufriedenen. Doch hoffte Mary: Der Herr wird gnädig durch meinen Gatten beenden, was er durch ihn begonnen hat. —

Da Wilhelm 1692 wieder nach dem Kontinent abreiste, bauten die Jakobiten ihre Pläne darauf. Alle Parteien in England waren mit Wilhelm unzufrieden — aber Jakob war zu unklug, um zu siegen. Er gelangte nie zur Einsicht — in seinem Manifest warnte er die Engländer nur davor, sich mit ihm einzulassen. Danby spottete über dies Manifest — und da im kommenden Jahr das neue um so milder ausfiel, gab er der allgemeinen Stimmung Ausdruck: Ich verstehe dies alles nicht: im verwichenen Jahr sollte ich ge-

Digitized by Google

hängt, in diesem Jahr soll ich vollständig begnadigt werden. Ich kann mir nicht vorstellen, was ich während des letzten Jahres gethan hätte, um solche Güte zu verdienen. Man glaubte allgemein bei Jakob immer an eine Falle. Von keiner Zusage war die Rede, nur von Strafe und Rache. Und seine Schiffe führten die französische Flagge, seine Soldaten waren Franzosen. Mary war klug genug, anstatt den Versuch zu machen, das Manifest zu unterdrücken, es vielmehr durch die Presse vervielfältigen zu lassen. Man baute zu sicher darauf, dass die Regentin eine Frau und Jakobs Tochter sei. Englands Admiral Russell war Jakob ergeben: aber er war kein Freund der Franzosen, kein Herbert. Der Verdacht gegen ihn war gross. Mary handelte vortrefflich: und ihr Handeln machte grossen Eindruck. Sie liess Russell und seine Offiziere versichern, dass sie vollständiges Vertrauen in sie setze. Jene antworteten sofort durch eine loyalste Begrüssung, und baten inständig, zu glauben, dass sie mit der äussersten Entschlossenheit und Freude ihr Leben für Marys Rechte, für die englische Freiheit und die protestantische Religion opfern würden. Endloser Jubel folgte dieser Erklärung. Mary war ganz erschüttert vor Freude — und sie verstummte, zog sich zurück, wo sie nur konnte, zu einem stillen häuslichen Leben. Sie wollte keinen Ruhm für Gegenwart und Zukunft: sie konnte ihn vollauf gewinnen: und sie verzichtete gerne darauf.

Russell liess offen wissen: Glaubt nicht, dass ich den Franzosen gestatten werde, uns in unseren eigenen Gewässern zu besiegen; wenn sie mir begegnen, werde ich mit ihnen kämpfen, und wenn König Jakob selbst mit ihnen wäre.

Aber gegen einen anderen musste Mary jetzt einschreiten. Marlborough hatte mit Jakob längst Verhandlungen angeknüpft. Die Jakobiten ihrerseits suchten ihn nie zu gewinnen, dem Jakob nie verziehen hatte. Jetzt war der Vertriebene entzückt, dass Marlborough sich ihm nahte. Von diesem veranlasst, musste Anna ihrem Vater ihr Mitgefühl für seine Leiden aussprechen, ihre Reue, dass sie ihre Pflicht verletzt, ihren Entschluss, Busse zu thun. Marlborough freilich war weder für Jakob, noch für Wilhelm; zunächst allerdings

Digitized by Google

gegen Wilhelm, da er Anna, die von ihm völlig Beherrschte, zur Königin machen und durch sie selbst regieren wollte. Als vollendeter Heuchler suchte er beide zu betrügen. Aber die Jakobiten trauten ihm nicht und verrieten seinen Verrat. Jetzt war Entschiedenheit not. Marlborough musste in den Tower, in Einzelhaft; Anna ward im Palais militärisch bewacht. Godophin, der grundsatzlos war wie Marlborough und ihm sklavisch ergeben, ward milder behandelt.

Aber Wilhelm war noch nie so erbittert gewesen. Wenn er, der nicht zur Furcht geneigt war, von irgend einer Seite sich besonders gefährdet glaubte, wenn er irgend etwas auf Erden hätte fürchten können, so war das Marlborough. Er war nachsichtig gegen die englischen Staatsmänner gewesen; wenn er sie auch verachten musste, weil er wusste, dass sie nicht treu, nicht wahrhaftig, nicht uneigennützig sein könnten. Und nun verriet ihn der Fähigste von allen — und Wilhelm musste glauben, dass Marlborough das Heer von ihm abwenden wollte. Marlborough, besonnen und verwegen zugleich, besass eine Ausdauer und Energie wie wenige — und dieser schöne, liebenswürdige, gewinnende, verständige und beredte Mann war unehrlich wie kein anderer. Das Bild des glänzendsten Engländers seiner Zeit weist die hässlichsten Flecken auf. Wilhelm wusste: Marlboroughs Verrat war nicht der eines kleinmütigen Mannes, der für alle Fälle sich den Rückzug decken wollte, sondern eines Mannes von unerschütterlichem Mute, tiefer Staatsklugheit und schrankenlosem Ehrgeiz. Jakobs eigene Erzählung aber schafft Klarheit über Marlboroughs Verrat — und über den wirklichen Grund von Marys Zwist mit Anna, der damit zusammenhängt. Marlborough wollte den Vorschlag machen, dass alle Ausländer vom Hofe Wilhelms wie aus England, aus dem Heere wie aus den bürgerlichen Stellungen vertrieben würden. Das richtete sich zumal gegen die Holländer, die in England, der rechten Nation von Krämern verhasst waren als — Handelsrivalen. Aber sie waren Wilhelm treu, und er durfte sich auf sie verlassen. Marlboroughs Vorschlag musste immerhin grosse Aussicht auf Erfolg haben. Denn gab der König nach, dann war er in ihrer Gewalt, isoliert, von

Digitized by Google

seinen Freunden getrennt; weigerte er sich, so entzweite er sich mit England. In beiden Fällen konnte Jakob auf Restitution hoffen. Das meinte er, und das sagte ihm Marlborough. Thatsächlich aber betrog Marlborough auch ihn.

Marlborough hatte kein Mittel versäumt, emporzukommen: am meisten freilich half ihm Wilhelm. Je mehr sein Einfluss zunahm, seine Macht wuchs, desto weniger treue Dienste weihte er Wilhelm und Jakob, weil er beiden beteuerte, sie ihnen allein zu weihen. Wilhelm erkannte ihn, kannte seine Macht über Anna zugleich. Und Sarahs Macht. Marlborough hatte, da er die arme Schöne am Hofe Karls II. freite, wohl gewusst, dass sie ihm eine wichtige Verbündete werden würde. Ihr heftiges und boshaftes Temperament trug über die unverständige Anna einen vollständigen Sieg davon. Anna sah an Wilhelm nur die harte Aussenseite, sie war völlig unfähig, seine höheren Eigenschaften zu würdigen, auch darin ihres Vaters Tochter, und würdig ihres im Grunde blödsinnigen, ganz würdelosen Gatten. Aber Anna konnte leidenschaftlich sein — in ihrer zärtlichen Liebe zu Sarah; niedergeschlagen, wenn diese sie nicht genug zu lieben schien. Freilich zeigte auch die Prinzessin oft Launen und Kälte: und Marlborough seinerseits, dessen Fassung nicht Gefahr und Hass erschüttern konnten, bebte um Sarahs willen.

Wären Lord Marlborough und ich Privatpersonen — sagte Wilhelm — so sollte das Schwert zwischen uns entscheiden. —

Er hatte ihn geschont, so lange er konnte. Länger, als er eigentlich durfte.

Marlborough konnte so wenig wie Anna und Georg Wilhelms Grösse würdigen. Solche Grösse, wie die des Oraniers, können eben nur Grosse würdigen. Und Marlborough war kein wirklich grosser Mann. Aber Wilhelm wusste ihn zu würdigen, und war auch darin gross.

Anna ward durch Sarah zu Intriguen gegen Mary bewogen. Als die königliche Civilliste selbst noch nicht festgestellt war, liess sie, ohne dem König oder der Königin nur ein Wort zu sagen, im Unterhause für sich einen Jahresgehalt

Digitized by Google

fordern, auf Anraten Sarahs, die die verhasste königliche Familie demütigen wollte. Wilhelm war mit Recht erzürnt, und Mary überaus betrübt über diesen Mangel an Vertrauen. Allzeit hatte sich Anna unverschämt benommen; dennoch Mary die Schwester, als sie in jener Zeit krank war, mit grosser Liebe und Hingebung gepflegt. Mary klagt darüber, dass Anna ihr trotz ihrer Güte ausweiche — und Marlborough selbst sagte zu Shrewsbury von Sarah, sie betrage sich wie ein tolles Weib. Er wollte selbst nicht haben, dass man seiner Gattin alles mitteilte. In dieser Apanagenfrage trug Wilhelm einen vollkommenen Sieg davon; in seine Hand legte das Parlament den Entscheid, was er Anna geben wolle, und auf welche Art. Shrewsbury brachte ihr gütige Botschaft — sie beschimpfte ihm gegenüber Wilhelm. Darüber musste sich ihrerseits Mary beschweren: denn ihre Beschuldigung konnte Anna nicht beweisen. Die Spannung wuchs. Wilhelm hielt es für unedel, sich mit einem Weibe zu entzweien, und blieb freundlich Anna gegenüber. Mary bewies auch in diesem Streite königliche Haltung. Um so erbitterter waren die Marlboroughs. Sie schoben sogar Georg vor, der sich stets zurückgesetzt glaubte, dem Mary einst, als er zur See mit Wilhelm reisen wollte, durch Nottingham auf Befehl des jeden unbrauchbaren Mann zurücklassenden Königs das Betreten der Flotte untersagen musste. Nun sagte Anna — und es klang unendlich lächerlich: Georg werde entschlossen sein bis zum Ende, nicht nachgeben, nicht noch einmal sich solche Behandlung gefallen lassen.

Von den Intriguen, die die Marlboroughs führten, sagt die Herzogin von Marlborough wohlweislich nichts in ihren Memoiren. Sie hätte sonst ja zugeben müssen, dass der Verrat begangen war. Das konnten selbst ihre Lügen nicht beschönigen: und im Lügen war sie doch Meister wie ihr Gatte. Wilhelm hatte Mary genaue Instruktionen gegeben, denen sie folgte — in sanfter Art, die ihr eigen war, und doch mit der nötigen Entschlossenheit, da die Lage thatsächlich gefährlich war. Noch vermied sie es erst, Marlborough verhaften zu lassen: sie und Wilhelm hatten nur zu viel Geduld. Aber sie liess ihn durch Nottingham in Kenntnis

Digitized by Google

setzen: Ihre Majestät könne in Zukunft von seinen Diensten keinen Gebrauch mehr machen: er habe den Hof zu meiden. — Ich brauche die Veranlassung nicht zu erwähnen, welche Lord Marlborough dem Könige gegeben hat, um zu thun, was er gethan hat, sprach sie. Aber Sarah bewies sich frecher als je. Sie wollte bleiben. Anna sollte entscheiden, nicht Mary — und Lady Marlborough erschien wider den ausdrücklichen Befehl der Königin am Abend in deren Empfangsgemächern. Das war selbst für die sanfte Mary zu viel. Sie würde in der That ihren Unwillen vor dem Kreise nicht zurückgehalten haben, welcher die Spieltische umgab, wenn sie sich nicht erinnert hätte, dass Anna in einem Zustande sei, welcher Frauen Anspruch auf besondere Schonung giebt. Sie schrieb an Anna und erklärte ihr, dass es sie schmerze, einer geliebten Schwester, bei der sie bereitwillig ein gewöhnliches Versehen unbeachtet lasse, Kummer bereiten zu müssen; aber dies sei eine zu ernste Angelegenheit. Lady Marlborough müsse entlassen werden. So lange sie in Whitehall lebte, würde ihr Gemahl sich ebenfalls dort aufhalten. Sei es schicklich, einem Manne in seiner Lage zu gestatten, den Palast seines beleidigten Herrn zu seiner Wohnung zu machen? Dennoch sei ihr Sinn so wenig geneigt, mit dem ärgsten Beleidiger hart zu verfahren, dass selbst dies ertragen wäre und noch länger ertragen sein würde, wenn nicht Anna der Gräfin gestattet hätte, dem König und der Königin in ihren eigenen Audienzzimmern Trotz zu bieten. Es war unfreundlich von einer Schwester; es würde unhöflich sein von einer Gleichgestellten, und ich brauche nicht zu sagen, dass ich mehr zu verlangen berechtigt bin. — Anna antwortete: sie sei überzeugt, dass Lady Marlborough schuldlos sei; sie bat, nicht auf der Trennung zu bestehen, sie könne sie nicht ertragen. Rochester brachte Mary diesen Brief. Er wollte als Hofmann und als Verwandter der Schwestern zwar gerne das gute Verhältnis zwischen beiden wiederhergestellt sehen; aber nicht der Anwalt der Marlboroughs sein — ihm dünkte es unwürdig, dass diese die unbedingten Herren Annas waren.

Marys einzige Antwort bestand in ihrem Befehl an den

Digitized by Google

Oberkammerherrn Dorset: Lady Marlborough solle den Palast verlassen. Sie sprach mit Anna kein Wort mehr darüber, obwohl sie sie täglich sah. Sie sah ein, dass sie gefehlt hatte, indem sie sich an eine solche Person gewandt hatte, die nur ein geduldiges Werkzeug der Marlboroughs war. Die kleinlich und unvornehm gesinnte Sarah wollte die Königin nicht verstehen, und log denn auch weiter: Marlborough sei nur deshalb in Ungnade gefallen, weil man sie, seine Gattin, habe entfernen wollen; weil sie, Sarah, nicht nur Wilhelm und Mary folge, sondern Anna. Es war freilich unangenehm genug für die Marlboroughs, dass die Beweise gegen sie — von König Jakob selbst ausgingen. Mary hatte Anna mitgeteilt, dass Marlborough ein Verräter sei, schonend, als Freundin, sie gebeten: selbst dies zu bedenken. Alles half nichts. Anna wollte Sarah nie entlassen. Sie suchte vergebens Rochester zu bewegen, für sie zu wirken: alles, was man wider Sarah that, und wider sie, nannte sie unverdient. Alle Schuld war für sie nur auf seiten Marys und Wilhelms. Wie Anna und Sarah, sprachen und handelten die Jakobiten bis heute, sie lügen fort und entstellen alles, machen das Reine unrein, und wollen das Unreine rein machen.

Anna klatschte in würdelosester Weise den Marlboroughs gegenüber über Mary; sie schimpfte im Stile einer Fischhändlerin — und galt als Dulderin, und hielt sich selbst dafür. Mary ihrerseits scheint keine Verstimmung gegen Anna empfunden zu haben, gegen Sarah hegte sie ohne Zweifel soviel Zorn, als ein so weiches Herz zu hegen im stande war. Sie hatte früher für sie Gefühle der Achtung und des Dankes gehegt, grosse Freude empfunden, dass Annas Freundin so standhaft im Protestantismus blieb. Damals kannte sie sie noch nicht — jetzt hatte die Königin ihre Schwester und deren Freundin kennen gelernt. Annas eigener Verrat ward erwiesen: und Mary ward nur um so mehr geliebt wegen ihrer Freundlichkeit gegen die Schwester. Dem königlichen Hofstaat musste allerdings zuletzt jeder Verkehr mit ihr untersagt werden. Wilhelm, der alles dies auf dem Kontinent vernahm, war sehr besorgt, und ent-

Digitized by Google

schlossen, wie er zu Windischgrätz sagte, Portland ihr als Stütze zu senden. Aber Mary handelte auch jetzt thatkräftig und energisch der Welt gegenüber, obschon sie sich niemals sonst so schwach und unglücklich fühlte, wie eben damals; sie war unbeugsam; ihr milder Charakter durch Annas Verhalten erregt. Anna hatte seinerzeit durch ihre Thätigkeit zu Jakobs Sturze beigetragen, Mary ihm dies ersparen wollen — und Jakob verzieh Anna, Mary nicht. Allerdings hat auch Anna, wenn sie damals wirklich etwas gutes wirkte, dies später gründlich wettgemacht.

Anna hatte sich selbst ins Unrecht gesetzt. Aber den Grund von Marlboroughs Sturz verschwiegen König und Königin. Sie hatten recht: denn ward sein Verrat offenkundig inmitten der grossen äusseren und inneren Gefahr: dann konnte alles verloren sein. Wenn Marlborough, wenn Anna Verräter waren — wer sollte dann noch treu sein? Die Nachricht musste alle niederschmettern. So schwiegen sie — und boten lieber Gerüchten Raum, die die Marlborough und ihresgleichen ausstreuten. Sie waren sich bewusst: dass sie hoch über diesen Verleumdungen niedrig gesinnter Menschen standen, nicht von ihnen erreicht werden konnten: und die Zukunft musste gerechter sein und sie in ihrer Weisheit und Würde anerkennen. Die Zukunft hat denn auch ihr Urteil gesprochen: die Verräter sprachen es sich selbst.

Es war ein furchtbares Schicksal, das Mary zu teil geworden. Wohl wirkte der Zauber ihrer Persönlichkeit so gewaltig, dass keiner sie zu schmähen wagte ausser den Verworfenen; manche freilich, die die Wahrheit nicht kannten, tadelten ihr Verhalten. Aber von allen ihren Blutsverwandten, mit denen durch die Bande der Natur sie am engsten verknüpft war, hatte ihr grausames Los sie getrennt. Sie war gerecht gegen Jakob gewesen, Jakob nicht wider sie. Er konnte stolz auf sie sein, wie England stolz auf sie war. Das Urteil über ihn fällt selbst seitens der Katholiken und Ultramontanen viel härter aus als das über Wilhelm und Mary. Aber die Verleumder ruhten nicht. Als auf der Rückseite der Krönungsmedaille ein Wagen besonders hervor-

Digitized by Google

trat, da schrieen die Jakobiten: Das ist der Wagen Tullias, die über ihres Vaters Leiche fährt. Sarah machte Mary den Vorwurf der Herzlosigkeit und bewies ihn damit, dass Mary, als sie in Whitehall in König Jakobs Palast angelangt war, eine übergrosse Freude an den Tag legte. Sie zeigte nicht nur gute, sondern ausgelassene Laune. Das verblüffte selbst Burnet, der sie bisher für einen Engel in menschlicher Gestalt gehalten hatte — „pictury of an imaginary perfection". Beim Abschied von ihm war seine verehrte Gönnerin tief ergriffen gewesen — aber ganz überzeugt. Drückte sie nun ihr furchtbares Schicksal nicht nieder? Man hatte Trauer — zum mindesten Ernst erwarten dürfen. Sie zeigte das Entzücken eines Mädchens: die Herrin eines so schönen Palastes zu werden, eilte überall umher und schien nicht zu bedenken, wer in diesen prachtvollen Räumen zuletzt geweilt hatte und daraus vertrieben worden war. Ihm, als ihrem geistlichen Führer, erklärte sie später ihr auffälliges Benehmen. Wilhelm hatte ihr geschrieben mit eindringlichen Bitten: sie scheine gekränkt, ihr Recht von ihm unterdrückt; man wolle sie von ihm trennen; sie solle nicht traurig scheinen, wenn sie käme, sonst müsse man glauben, dass sie sich wirklich gekränkt fühle; sie möge, soweit es ihr möglich, fröhlich erscheinen. Sie war in der That nicht fröhlich, aber sie that alles, was sie konnte; sie fürchtete ihre Rolle schlecht zu spielen und übertrieb sie: bei ihrem lebhaften Charakter begreiflich! Das war eine willkommene Gelegenheit zu Angriffen. Wer nur in äusserer Selbstbeherrschung erzogen war, konnte solch' rückhaltlose Offenheit nicht begreifen und nicht fassen. Am rechten Orte war Mary würdevoller als alle. Das bewies allein schon ein Vorfall im Haag, der für ihre Herzensgüte, zarte Rücksicht und Selbstbeherrschung zeugt. Da am Hofe ein Gesandter vor ihr erschien und bei der Verbeugung das Unglück hatte, dass seine Perrücke am Kandelaber hängen blieb, war sie allein ernst während des allgemeinen Lachens, um ihn nicht noch mehr in Verlegenheit zu setzen.

Mary selbst erzählt uns von jenem Vorfall in Whitehall in ihrer schlichten, durchaus glaubhaften Weise: Dass

Digitized by Google

die eigentliche Regierung allein in Wilhelms Hand gelegt worden war, erfreute mich sehr; aber viele wollten es nicht glauben, so dass ich gezwungen war, mehr Heiterkeit zur Schau zu tragen, als es zur Zeit passend war, eine Handlung, die von vielen ausgelegt wurde als Bosheit, Stolz und Freude darüber, dass ich Königin war. Aber ach, sie kannten mich zu wenig, die mir solches zur Last legten. — Der Übersetzer der Schrift der Lady Marlborough selbst sagt in seinem Vorwort — 1742, noch zu ihren Lebzeiten — man erhielte daraus eine falsche Vorstellung von einer Fürstin, die noch heute beliebt wie damals, als sie lebte, und ein Vorbild aller sei. — „Erst dann, als sie ausserhalb des Bereiches des Lobes und des Tadels war, erfuhr die Welt, dass das Benehmen, welches ihr den Vorwurf des Leichtsinns und der Gefühllosigkeit zugezogen, in der That ein glänzender Beweis jener vollkommenen Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung gewesen war, deren Männer unfähig zu sein scheinen, welche aber nicht selten bei Frauen gefunden werden.“ (Macaulay.)

Die liebevolle und liebebedürftige Frau war nun noch einsamer als zuvor. Wohl hielt das Volk es mit ihr, während es Wilhelm beleidigen liess, und verdammte die Verräter. Als die Lady Marlborough ihren Gemahl besuchte, der nun endlich im Tower sass, nachdem all' die geschilderten Ereignisse vorhergegangen waren und er fast schon zu lange geschont worden war — entging sie unterwegs kaum der Volkswut. Mary blieb fest und gütig gegen Anna. Sie duldete gern, wenn nur die Nation und Kirche nicht darunter litte. Annas Lieblosigkeit schmerzte sie; aber sie wusste, eine Annäherung von ihrer Seite war nutzlos, weil Sarah im Spiele war. Sie verzieh ihr nicht, dass sie Wilhelm hasste. Sie erwartete mit Recht von allen ihren Verwandten den gleichen Gehorsam, die gleiche Achtung für Wilhelm, die sie ihm zollte. Clarendon, den Jakob aus Irland zurückgerufen hatte, damit er Tyrconcell Platz mache, war untreu wie Rochester; obwohl Wilhelm und Mary gegen beide gnädig waren, wurden beide Verschwörer zu Jakobs Gunsten.

Mary und Anna blieben sich fern. Anna vegetierte weiter

Digitized by Google

wie zuvor. „Müssigkeit bei Kartenspiel, regelrechte Andachtsübungen, nichtiges Hofgeplauder füllten Jahre lang ihre Zeit aus. Misstrauisch gegen ihre eigene Begabung, war sie misstrauisch gegen andere, und gerade dieses Bewusstsein ihrer persönlichen Schwäche liess sie eifersüchtig die äusseren Zeichen ihres Ranges und ihrer Würde bewahren und aufrecht erhalten" (Philippson). Eine so lebhafte und aufgeweckte Frau wie Mary konnte kein Vergnügen am Verkehr mit Anna finden,die, wenn sie guter Laune, freundlich-einfältig, wenn schlechter, mürrisch-einfältig war. Aber Mary war dazu gemacht, geliebt zu werden: „Amari" bedeuten die Buchstaben ihres Namens. Jedem ihrer Diener war sie teuer — und Anna war ihre Feindin, weil Sarah unablässig hetzte. Sarah konnte es der Königin nicht verzeihen — dass man sie liebte; und Wilhelm nicht, dass sie selbst fühlte: er müsse sie verachten — und mit Recht. Sie wollte ihn ärgern und Marys weiches Herz verwunden.

In dieser Zeit (1692) geschah auf dem Kontinent nicht so wichtiges wie auf englischem Boden und auf dem Meere an Englands Küste. Marys Vorgehen ist in diesem Jahre sogar bedeutsamer geworden als das ihres Gatten. Wieder entschied, wie 1690, eine einzige Schlacht alles: die Schlacht von la Hogue. Während auf dem Kontinent Ludwig XIV. selbst vor Namur erschien, Namur fiel, wie im vorigen Jahre Mons, ehe Wilhelm retten konnte, durch die Tüchtigkeit Vaubans; während bei Steenkerken Mackay starb und Ludwigs Schweizer sich auszeichneten, erlag die französische Seemacht durch einen Schlag. Frankreich hörte in diesem Augenblick auf, eine grosse Seemacht zu sein. Und Jakob verlor seine letzte Aussicht auf England.

Marys Weisheit hatte viel dazu beigetragen. Es war natürlich schwer gewesen, zu entscheiden, ob es schlimmer sei, Verdächtigen zu vertrauen, oder sie zu beseitigen. Die Königin entschloss sich bald, und der Erfolg bewies ihre Weisheit. Sie behandelte all' die bösen Gerüchte als Verleumdungen, appellierte an die Ehre der Verleumdeten, und vertraute ihnen das Schicksal Englands an. Der Erfolg dieser königlichen Botschaft war grossartig gewesen, wie

Digitized by Google

Mary es erwartet hatte. Es war wirklich „eine grosse That der Regierung Marys.“ Verräter, die sich gebrandmarkt glauben, kämpfen um der Selbsterhaltung willen, und dann konnte alles verloren sein. Nun ward sie der Treue aller versichert: Gott schütze Eure Person, leite Eure Ratschläge und verleihe Euren Waffen Glück; Euer ganzes Volk sagt dazu Amen. — Sie antwortete: Ich habe von den Befehlshabern der Flotte stets diese Meinung gehegt, aber es ist mir lieb, dass es so gekommen ist, zur Befriedigung anderer. — Russells Stellung war so wichtig wie unsicher. Aber Mary wusste besser als ihr Vater vor vier Jahren das Reich gegen eine Invasion von aussen und gegen einen Aufruhr im innern zu schützen. Gerüchte gingen um, sie solle ermordet werden. England fürchtete für sie. Es war wieder ein kritischer Moment wie 1690 die Zeit der Boyneschlacht: und wieder ein Wendepunkt. Sonst hegte Mary allzeit Todesahnungen — jetzt wusste sie, man bedurfte ihrer noch: war nicht wie zuvor zum Sterben bereit. Viel schrieb sie auch jetzt wieder von ihren Andachten, wenig von ihrem Thun, wie sie zuvor fast nichts erzählt hatte von ihrer Thronbesteigung und ihrer Krönung. Oft war sie krank: und bereitete sich zum Tode vor: aber vor dem Volk erschien sie unbefangen. Wie wenig Freuden kannte sie, und wieviel Schmerz: aber sie ging vorwärts. Sie war nicht immer zufrieden mit der Ausführung ihrer Befehle: aber sie verlor keine Zeit, sie erkannte den Ernst des Augenblicks: das Schicksal Europas war von diesem Erfolg abhängig. Am 29. Mai war die Königin, wie sie bemerkt, andächtiger als sonst; am selben Tage begann die Schlacht; mit kalter Ruhe ging Russell ans Werk, und fast die ganze feindliche Flotte ging am 3. Juli in den Flammen unter.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Die letzten Jahre der gemeinsamen Regierung Wilhelms und Marys (1692—1694) bis zum Tode Marys.

Mary überliess sich nicht dem Freudenrausche, wie sonst so viele in England. Doch gab ihre Freude ihr sogar Humor und Glücksstimmung. Aber in derselben Zeit vernahm sie von dem verräterischen Mordanschlag wider Wilhelm. Die Entrüstung war allgemein. Mary jubelte, dass der König gerettet; da er auch dieser Gefahr entronnen, müsse Gott ihn noch benutzen wollen zu seinen Zwecken. Dann aber vernahm sie von Jakobs Beteiligung. Das brach ihr fast das Herz. Niemand zweifelte an Jakobs Mitschuld — viele an der Ludwigs XIV. Mary fürchtete Wilhelms Liebe zu verlieren. Gern hätte sie die Veröffentlichung der Untersuchung verhindert, um solche Schmach zu verbergen; aber sie musste zuletzt einwilligen: es könne einen schlechten Eindruck machen, wenn sie des Königs glorreiche Rettung verheimlichen wollte um ihrer eigenen Schande willen —

Sie erkannte die Fehler, die andre begingen, und mass sich selber nur zu viel Schuld daran zu; obwohl sie mit scharfem Auge die tieferliegenden Gründe sah; sie klagte dennoch, dass sie die eigenen Fehler nicht sehe. England war durch und durch uneinig — aber keiner dankbar und fromm. In ihrer unparteiischen Weise entwirft sie uns ein Bild von dem damaligen England. Sie wusste und sprach es aus, dass Wilhelm grösser und edler als alle seine Diener war, dass unter ihm aber auch England, von ihm zur Grösse erhoben, der Schiedsrichter Europas, der Hort der Gerechtigkeit war, dass seine Politik, erhaben und ehrenvoll, ihm und England die Liebe und Achtung der Nationen erwarb. Sie mochte oft das Opfer bereuen, das sie und Wilhelm dem Volke gebracht. Die energische, aber bescheidene Frau sah die Widerspenstigkeit der unbedeutenden Leute, die sich für sehr notwendig hielten. Ihr guter Wille handelte allzeit

Digitized by Google

in Wilhelms Sinne. Ihm galt es, den grossen Erfolg der Revolution zu einem dauernden zu machen.

Wie anders stand er jetzt da: einst der Diener einer kleinen Republik — dann er allein Gründer und Erhalter der grossen Koalition. Generäle und Diplomaten von ausgezeichneter Geschicklichkeit standen ihm gegenüber. Holland und England widerstanden ihm. Er behauptete sich über allen: auch seine Feinde konnten ihn nicht für unbedeutend halten. Ludwig hatte erkannt und zugegeben, dass zwanzig Jahre lang Wilhelm alle seine Pläne durchkreuzt hatte. Wilhelms Wirksamkeit hing nicht von seiner Macht, sondern von seiner persönlichen Stellung im Kampfe ab. Darin lag seine Grösse. Seine Macht war klein — und die Ludwigs übergross. Nun beugte sich Ludwig vergeblich: seine Träume waren zu Ende geträumt. Er war nicht mehr der Alte: alles stürzte unter ihm ein: seine Grossen waren tot: er ward einsam, als Todesfall auf Todesfall in seiner eigenen Familie, unter seinen Nachkommen erfolgte. Er hatte sich überlebt — und auf den Rausch folgte der Katzenjammer. Keines seiner Ziele hatte er: aber Wilhelm die seinen alle erreicht. Er suchte jetzt mit ihm Unterhandlungen zu beginnen: als nicht viel später in der spanischen Erbfolgefrage ein Teilungsvertrag notwendig ward, musste ihm vor allem daran liegen, mit dem Hauptvertreter des europäischen Gleichgewichts sich zu verständigen.

Es kam für England darauf an: sollte es wieder werden, was es unter Karl und Jakob war, ein Vasallenstaat; oder bleiben, was es unter Wilhelm geworden war, eine Macht ersten Ranges? Um den europäischen Krieg führen zu können zu Englands Wohl, musste Wilhelm in England Zugeständnisse machen. Jetzt ward sein bester Berater Sunderland. Der unvergleichliche Kenner Englands bot ihm seine Dienste: und Wilhelm nahm sie an. Schon im Jahre 1690 war Sunderland zwei Stunden lang bei Wilhelm in Kensington gewesen, dann zog er sich wieder nach Althorpe zurück, um der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entgehen. Er hatte einst Wilhelm viel genützt, da sein Rat Jakob II. bewog, Ludwigs Hülfe abzulehnen; und Ludwig seine Heere

Digitized by Google

1688 allein gegen Deutschland marschieren liess. Jetzt hält er ihm wieder. Das Unterhaus kannte nur Eifersucht auf sein Machtbewusstsein, keinerlei Bewusstsein der praktischen Schwierigkeiten und kein rechtes Verantwortlichkeitsgefühl: seine Stimmungen und Ansichten wechselte mit jeder Stunde. Wilhelm und seine Minister klagten bitter: letztere verzweifelten. Nun, da aus den Führern der stärksten Partei des Unterhauses das Ministerium gebildet ward: wurden die Minister und die Parteien einig: sie hatten gemeinsame Interessen: die Minister wurden Vertreter und Führer ihrer Partei, und wechselten mit der Mehrheit im Parlamente. Nach Wilhelms Tode klärte und bewährte sich diese Einrichtung. Nur die Führer des Parlamentes traten künftig hervor. „Dies System liess dem König nur noch nominelle Teilnahme an der Gesetzgebung. Seither hat kein englischer Monarch mehr einem von beiden Häusern angenommenen Gesetze seine Zustimmung versagt mit den altgebräuchlichen Worten: Le roi advisera.“ Es kam auch kein grosser König mehr in England — aber jetzt kamen grosse Minister.

Wie gerne zog sich Wilhelm stets zurück aus diesem Treiben zu Mary, und Mary zu ihm. Ihr Hof war ganz anders geartet als der Karls II. Dort war nur Scherz zu finden; und aus dem Scherz ward Frivolität. Hier waren Ernst und Scherz weise vereinigt. Die Zeit war ernst — und Mary suchte ihre Umgebung darum zu leiten und zu lehren, wie Wilhelm seine Staatsmänner. Mary liebte den Freimut: selbst war sie aufrichtig in allem, eine rechte Frau, die an steifer Etikette wenig Freude fand; „über alle Massen ordentlich“ (Burnet), ungezwungen in allem und natürlich. Sie betrauerte wie Wilhelm den Verlust der Freiheit, die sie in Holland genossen: sie sehnten sich beide nach Holland zurück. In Whitehall durfte Wilhelm nicht bleiben. Da schmückten er und Mary sich ein Landhaus, ähnlich dem so sehr geliebten und vermissten Loo, dem Paradiese, das sie auf der sandigen Haide von Geldern geschaffen, dazu Mary den ersten Stein gelegt. Sie fanden ein grosses Vergnügen daran, an ihren kunstvollen Springbrunnen, Grotten, ausgedehnten Orangerien,

Digitized by Google

reichhaltigen Vogelhäusern; ihren Lindenalleen und ihren Blumen. Das neue Schloss ward stattlich, geräumig und bequem. Bentinck überwachte einst das Graben der Fischteiche: er musste auch hier helfen. Verrios Fresken schmückten das Treppenhaus; Spielwerke entzückten. Mary liebte die chinesischen Bilder und Vasen, „auf welchen Häuser, Bäume, Brücken und Mandarinen mit verwegenster Herausforderung aller Gesetze der Perspektive dargestellt waren". Die Mode ward durch sie schnell verbreitet. — Stets aber hoffte auch Mary, Holland wiederzusehen. Einst ward sie dort bedauert: nun, umringt von Glanz und Pracht, vermisste sie jene Tage. — Charakteristisch ist für ihren und Annas Hof der bekannte Vers aus jener Zeit: Der König denkt alles, die Königin sagt alles, der Prinz trinkt alles, die Prinzessin isst alles. Der hagere, einsilbige König und die lebenslustige, in Fülle einer stattlichen Erscheinung auftretende Königin bildeten einen vollkommenen Gegensatz. Marys naives Wohlwollen, ihr heiterer Humor, ihre Freiheit von Prätension fiel allen auf. —

Als Kultusminister that Mary ihre Pflicht. Sie wusste durch ihre Frömmigkeit sich von manchen Sorgen frei zu machen: und das war wichtig für sie und England: sonst hätte sie wohl nicht mit solcher Kraft und solchem Glücke England leiten können. Auch ihre Kinderlosigkeit konnte sie darüber vergessen: sie würde darum leichter sterben können, brauchte weniger besorgt zu sein. Ihr Glaube an den endlichen Erfolg blieb fest bei aller Ahnung des frühen Todes. Sie hasste die Heuchelei, weil sie aufrichtig und von Herzen fromm war. Wohl war sie oft zu streng mit sich selbst. — Oates, an dem Jakob furchtbare Rache genommen hatte, war freigesprochen worden, nachdem er seine entsetzlichen Qualen überlebt; noch aber hasste man ihn wie früher. Danby spottete: Ihr stosst sein Urteil um — wohlan! Er ist von Aldgate nach Tyburn gepeitscht worden: er muss von Tyburn nach Aldgate zurückgepeitscht werden. — Mary vergab ihm die Lästerung ihres Vaters nicht: er setzte sein verächtliches Leben fort, bis er 1705 starb. —

Ihre Wohlthaten waren grossmütig, verständig, nicht

Digitized by Google

prahlerisch: sie unterstützte vor allen die aus Frankreich und Irland vertriebenen Protestanten wie ihre holländischen Schützlinge: eine wahre Freundin der Armen und Bedrängten, eine wahre grossherzige Christin. Sie tadelte, dass England zu sehr äusserlich und zu wenig innerlich fromm war. Darin half ihr vor allen Wilhelm. Sie fand viel zu bessern, und besserte viel: zeigte die grösste Sorgfalt. Sie suchte eine Versöhnung zwischen Anglikanern und Presbyterianern herbeizuführen; aber die ersteren wiesen sie zurück. Nur Jakob konnte glauben, dass Wilhelm und Mary keine Religion besässen. —

Da Wilhelm zu Ende des Jahres 1694 zurückkehrte vom Kontinent, ward er von allen umjubelt. Es waren Tage des Glücks und des Sonnenscheins. Die Trauer nahte. „Rasch und unerwartet griff die Hand des Todes hinein unter die freudig gestimmten Menschen und wählte sich zum Opfer ein blühendes Leben, dem englischen Volke teurer als dasjenige des Königs, und mehr noch ihm selbst“ (Klopp).

Tillotson war gestorben und von Mary sehr beklagt worden. Tenison ward Primas. Mary konnte über ihren Lieblingslehrer nicht ohne Thränen sprechen. Das war eben in jener so glücklichen Zeit. — Am 31. Dezember erschien Wilhelm im Parlament, um seine Zustimmung zu der so populären Triennialbill zu geben. Aber einige glaubten, er hätte sicher nicht so viel zugestanden, wenn er nicht selbst an jenem Tage ungewöhnlich aufgeregt und angegriffen gewesen wäre. Er hatte dazu allen Grund. Die Königin war schwer erkrankt, und ganz England zitterte für ihr Leben. Man glaubte stets, sie werde den viel älteren und kränklichen Gemahl überleben. Als sie einst erkrankte, meinte sie: man hätte sie mit dem gleichen Leiden anderer trösten wollen; sie aber wäre nicht schlecht genug, darin Trost zu finden: es sei angenehmer, am Glücke seiner Freunde teilzunehmen. Vor kurzer Zeit noch hatte sie rührende Sorge für eine ihrer Damen bewiesen, mit der sie ausfuhr, als ein blatternkranker Knabe am Wege stand, und die sie rasch auf einen Baum an der andern Seite der Strasse aufmerksam machte, um ihr den trüben Eindruck zu ersparen.

Digitized by Google

Nun ward sie selber krank, und bald die Krankheit bedenklich. Wie schrak Wilhelm zusammen!

England begann zu fürchten und zu klagen. England hatte Mary, die angebetete Fürstin, kennen gelernt. Sie hatte so viel zu geben gewusst. Sie war aufrichtig in allem, wie sie selber sagte. Sie besass grosse eigene Fähigkeiten, glaubte aber nicht daran, verliess sich gänzlich auf Wilhelms Urteil, richtete sich beständig darnach. Sie erinnerte sich an alles genau, was sie ihre Pflicht nannte, wusste vortrefflich an sich zu halten, ohne doch deshalb von ihrem offenen und freimütigen Wesen zu lassen. Sie gab jedem genügenden Anlass, seine Meinung frei zu sagen; sie hörte gern allzeit ein freies Wort. Sie war geboren zu ihrem Werke wie ihr Gemahl.

Und nun wuchs und wuchs die Angst um sie. Sie war leidend: es trat eine kurze Besserung ein. Die Besserung nahm zu. Dann kam ein Rückfall, nachdem sie eine kurze Ausfahrt unternommen. Ihr Leibarzt hielt die Krankheit zuerst für die Masern. Ein anderer Arzt indes, „der weniger Büchergelehrsamkeit besass, aber durch sein seltenes Geschick in rascher Diagnose sich zu der ersten Praxis in London emporgearbeitet hatte", sprach das beunruhigende Wort aus: Blattern! Mary zeigte wahre Seelengrösse. In rascher Folge wechselten Furcht und Hoffnung. Die Ärzte widersprachen sich unter einander, bis endlich aller Zweifel schwand. Die entsetzliche Seuche, die Geisel früherer Jahrhunderte, ein Todesbote damals, hatte die junge blühende Königin ergriffen.

Wilhelm liess sich ein Feldbett im Vorzimmer von Marys Gemach aufschlagen. Doch gönnte er sich keinen Augenblick Ruhe in diesen unheilvollen Tagen und Nächten. Den als den heiteren, unerschrockenen Mann alle Soldaten, alle Seeleute bewunderten, sahen jetzt selbst seine Diener im geheimen Thränen vergiessen, die Ruhe dieses Antlitzes störend, diesen Mann zu Boden werfend, dessen feste Haltung nicht durch Sieg und nicht durch Niederlage gestört ward. Mary war fortwährend bei vollem Bewusstsein. Die Anwesenden weinten. Sie fragte nach dem Grunde ihrer Klagen: Mir geht es gut. Sie glaubte erst nicht an die Nähe des Todes, fühlte noch in ihren Adern pulsierende

Digitized by Google

Lebenskraft. Aber das feindselige Element war noch immer Herr in wenigen Tagen geworden. Es gab kein Mittel der Wissenschaft dagegen. Burnet, der bei ihr geweilt, kam zu Wilhelm: sie weinten bitterlich zusammen. Niemals und bei niemandem herrschte zuvor solche Trauer, wie der Bischof sagte. Am Weihnachtstage (alten Stils, neuen Stils dem 4. Januar) schien es wieder etwas besser zu gehen: aber noch am Abend ward es klar, dass Marys Stunden gezählt seien. Tenison musste es ihr anzeigen. Wilhelm war für Offenheit in solch' wichtiger Sache. Tenison bereitete sie schonend und vorsichtig vor: sie merkte sogleich, was er wollte, und liess keine Furcht blicken. Die ihr eigene heitere Seelenruhe blieb ihr getreu, als sie alles vernahm. Sie sagte, sie könne Gott danken, dass er ihr stets in den Sinn gegeben habe, nichts bis zur letzten Stunde aufzuschieben; nun brauche sie nur noch ihre Gedanken zu Gott zu erheben, und sich ihm zu unterwerfen. Ruhig, gelassen, wie nach dem Tode verlangend, erwartete sie ihn. Tenison war besorgt gewesen, dass die Sterbende, wenn unvorbereitet, heftig erschüttert sein werde: aber ihr blieb jener sanft weibliche Mut, welcher so oft die grösste Tapferkeit besiegt. Sie gab alsbald den Befehl, alle ihre Hofdamen und Dienerinnen, die die Blattern noch nicht gehabt, aus Kensington zu entfernen. Dann ordnete sie ihre Papiere: befahl einiges Wilhelm nach ihrem Tode zu überbringen. Als andre noch den Ausgang ungewiss glaubten; als sie selbst, sich stark und jugendkräftig fühlend, erkannte, dass die Krankheit stärker war — wandte sie sich von allen weltlichen Sorgen zum Heil ihrer Seele.

Eins aber bekümmerte sie vor allem: Wilhelms Schmerz. Sie bat: Mache mich nicht zweimal sterben! Sie fürchtete, ihn vernichte sein Schmerz, der den ihren steigerte. Er aber gehöre nicht ihr allein. Er sprach: Für mich giebt es nichts mehr als Dich! Die Ärzte kamen, um die Unterredung zu beendigen. Sie bewegten ihn, sich etwas auszuruhen und Mary zu verlassen. Entkräftet vom Mangel an Schlaf und Nahrung, übermannt vom Schmerz, fiel er in Ohnmacht. Gross war die Furcht um ihn. Man bat ihn, an sich selbst

Digitized by Google

zu denken: an seiner Person hänge ihrer aller Wohlfahrt. Wilhelm erkannte ihre Zuneigung und dankte ihnen. Aber so lange noch ein Atemzug in Mary sei, wolle er lieber sein Leben nicht nur aussetzen, sondern auch verlieren, als darauf verzichten, sie zu sehen. Bei diesen Worten brach die Leidenschaft seines Schmerzes aufs neue mit solcher Gewalt aus ihm hervor, dass alle Anwesenden, von Mitleid und Trauer überwältigt, die Antwort sich versagen mussten. Und freilich: Mancher mochte sich fragen, ob das der Mann sei, der unbewegt und ruhigen Blickes so oft der nahen Todesgefahr entgegenstand, den sie ob seiner ablehnenden, oft schroffen Haltung so häufig des Mangels an Gefühl geziehen. Nun, da die Kraft dieses Mannes nicht mehr ausreichte, die entfesselten Sturmeswogen dieses Gefühls wieder einzudämmen, mochten sie erkennen, dass die Tiefe desselben, die gewöhnlich sich barg unter der äusseren kalten Hülle, ebenso ausserordentlich war wie der ganze Mann. Jetzt wussten sie, dass sie ihm unrecht gethan, auch da sie ihn nach sich selbst beurteilt und beschuldigt hatten: er habe Marys Hand nur um der Krone willen begehrt. Das wäre ja so natürlich gewesen: das geschah ja sonst immer. — Die bei ihm waren, wussten: dies tiefe Leid zu hindern, hatten sie nimmer ein Recht. Er wollte bis zu ihrem letzten Augenblicke bei ihr weilen. Tag und Nacht hatte er gewacht. Der Anblick seines Kummers musste das härteste Herz erweichen. Der Unerschrockene, Furchtlose, weinte und klagte, brach in krampfhaftes Schluchzen aus. Burnet rief er zu: Ich war der glücklichste Mensch auf Erden, nun der unglücklichste. Kein Fehler war an ihr. Ihr kanntet sie, und doch nicht so wie ich. — Ihn lernte man jetzt kennen, und sein liebevolles Herz, man sah die grosse, gewaltige Liebe dieses Mannes. Während ganz London klagte, blieb nur Mary sich immer gleich; sie konnte ruhig dem Tode entgegensehen; sie blieb furchtlos und betete. Sie bemerkte, dass Tenison lange neben ihrem Bette gestanden hatte, und stammelte mit der gewinnenden Verbindlichkeit, die ihr eigen war, eine Aufforderung, Platz zu nehmen; wiederholte sie, bis er gehorchte. Dann ging es schnell zu

Digitized by Google

Ende. Tenison teilte ihr mit, dass die letzte Stunde nahe sei; sie unterwarf sich sanft und freundlich dem Willen Gottes, und nahm das Abendmahl in voller Geisteskraft. Bisweilen schlummerte sie kurze Zeit: doch der Schlaf erquickte und erfrischte sie nicht: sie fand nichts besser als beten. Einige Male noch stammelte sie gebrochene Worte. Zweimal versuchte sie, ein letztes Lebewohl dem zu sagen, welchen sie so treu und ganz geliebt hatte, aber sie war unfähig zu sprechen, sie war schon zu schwach dazu. Ihm war mitgeteilt worden, ihre Pulse liessen nach. Nun winkte sie leicht mit der Hand, Wilhelm erkannte ihren Wunsch und schied von ihr. Danby ward gebeten, freundliche Sorge um ihn zu übernehmen. Eine halbe Stunde später schlummerte sie ein. Es war 1 Uhr des Morgens, am 7. Januar 1695 (28. Dezember 1694), als alles vorüber war.

Wenn ich vermöchte den Glauben zu fassen, sagte Wilhelm, dass ein Mensch ohne Fehl und Sünde sein könne, so würde ich von ihr es glauben.

Vor Tagesanbruch erfüllte die Kunde die Stadt. Es wäre unmöglich, den Schmerz der ganzen Nation zu schildern und zu beschreiben. Sie hatte durch ihre seltenen Eigenschaften und Tugenden es erreicht, dass sie unaussprechlich geliebt ward, aller Herzen gewann. Nun waren alle untröstlich. Die Berichte von Augenzeugen liegen uns vor. Leidenschaftliche Erregung durchzitterte alle, den einen zumal. Auersperg teilte Portland die Besorgnis aller um Wilhelm mit.

In Wilhelms Briefen an Kaiser Leopold und an die Generalstaaten zeigt er offen seinen ungeheuren Schmerz. Im ersteren, von Shrewsbury gegengezeichnet, lesen wir: Niedergedrückt durch den vorzeitigen und unverhofften Tod unserer teueren Gemahlin, entwinden wir uns unserer tiefschmerzlichen Trauer um Ew. Kais. Majestät als die bei unserem Leiden nicht ungerührt bleiben wird, gemäss der Pflicht unsrer Freundschaft dies zur Kunde zu bringen, nämlich dass das schönste Musterbild aller Tugenden, welche eine Fürstin zu zieren vermögen und sie berechtigt hätten zu einem möglichst

Digitized by Google

langen Leben, in blühendem Alter uns entrissen ist. Ergriffen von den Blattern und zwar einer überaus tückischen Art derselben, hat sie, da ja menschliche Hülfe gegen die unwiderruflichen Ratschläge Gottes nichts vermag, nach einer Krankheit von acht Tagen die reine Seele dem Himmel zurückgegeben und uns die schmerzlichste, aber unauslöschliche Erinnerung an sie hinterlassen. Unsere Aufgabe ist, unseren Willen zu beugen unter den göttlichen Ratschlusss und eingedenk der Hinfälligkeit des Geschickes der Sterblichen, uns in Ehrfurcht zu unterwerfen, mit dem inbrünstigen Flehen zu Gott, dass er, da er nun einmal, wahrlich nicht nach unserem Wunsche, unser Überleben gewollt, und nachdem er mit so hartem Schlage uns getroffen, uns auch aufrecht halten und schützen wolle, und mit dem weiteren Flehen, dass er von unseren Freunden und den wohlwollend für uns Gesinnten vor allem aber von Ew. K. Majestät, der wir von Herzen alles Gute, und allen Segen wünschen, ähnliches Unheil und auch Geringeres fern halten wolle. —

Die Trauer in England war grösser als selbst die um Karl II. Aber auch vor der Majestät des Todes verstummten die Schmähungen der Jakobiten nicht. Dies sei eine Warnung für Anna — so sagten sie. Gott habe von der Höhe des Sinai in Donner und Blitz die Verheissung langen Lebens gegeben den Kindern, die ihre Eltern liebten. Sie aber habe sterben müssen, in der Blüte des Lebens, im Glanze der Schönheit, auf der Höhe des Glücks. In der Verheissung liege auch eine Drohung. Die Geheimnisse der Vorsehung seien unergründlich. In der Christwoche, um Mitternacht sei Jakob aus Whitehall entwichen; in der Christwoche, um Mitternacht, Mary gestorben. Und einer predigte über den Text: Besehet die Verfluchte und begrabet sie: denn sie ist eines Königs Tochter! Aber man erzählte sich auch in London, einer, der Mary zu schmähen gewagt, sei augenblicks tot zur Erde gefallen.

Von Jakob II. aber galt Leibniz' Spruch:

Anglia reginam deflet, pater abstinet unus:
Non potuit gentem deseruere magis.

Digitized by Google

Mary starb mit ruhigem Gewissen. Aber Jakob beschimpfte sie noch im Tode. Er legte keine Trauer an. Er und Ludwig wollten sich rächen. Sie hatte ja die Hoffnungen der Jakobiten nicht erfüllt, so lange sie lebte. Die Heirat mit ihr war für Wilhelm ein wichtiger Schritt auf seinem Wege gewesen: und sie hatte ehrlich und wacker ihm allezeit geholfen wider den unehrlichen Ludwig. Bedrängnisreich war ihr Leben: aber keiner hat jemals ein Wort wider ihren Vater aus Marys Munde gehört. Sie musste freigesprochen werden vom Vorwurf der Lieblosigkeit. Jakob selbst verlor viel an ihr. Erbärmlich war Ludwigs Rache; und sie ward verachtet. Es lag ausser der Macht des grossen Königs, zu verhindern, was die Hofleute sich ins Ohr raunten. Selbst den Verwandten des Hauses Nassau ward schwarze Kleidung verboten, die doch sonst allgemein üblich war. Das war die Rache des Lebenden an einer Toten, des Vaters an seinem Kinde.

In England wär' es für einen Edelmann eine grosse Gefahr gewesen, sich ohne Trauerkleidung zu zeigen. Das war nicht Heuchelei in England.

Burnet war durch ihren Tod der besten Stütze beraubt worden. Er rechnete auf sie. Aber Wilhelm blieb ihm treu bis an seinen Tod, und dankbar, ohne es ihm je zu sagen. (Der Bischof starb 1715.) Sein Schmerz brach sich Bahn: Keine Prinzessin ist jemals so beklagt worden. Keine hatte es auch besser verdient, weder zu unseren Zeiten, noch in den vorigen, davon wir in unsern Geschichtsbüchern lesen. — Mary starb im Frieden mit Anna, die nun sicher Thronerbin war. Gütige Botschaft hatten an Anna Wilhelm und Mary gesandt. Aber Sarah entstellte und schmähte bis zuletzt.

Da die Nachricht nach dem Festlande kam, legten die Hugenotten überall, wohin sie ihren Wanderstab gesetzt, Trauer an um die auserwählte Frau, die ihren königlichen Hofstaat beschränkt, um dem verfolgten Volke Gottes Brot und Obdach zu geben. Das kälteste und leidenschaftsloseste Volk war gerührt, „selbst der Marmor weinte". Wie in England die Universitäten Oxford und Cambridge, so veranstalteten hier Leiden und Utrecht Trauerfeiern. Die General-

Digitized by Google

staaten hatten erfahren, Marys letztes Gebet habe Holland gegolten: Mein Lebewohl den Batavern — mögen sie stark, blühend und glücklich sein, möge für alle Zukunft ihr herrliches Gemeinwesen unerschüttert stehen, einst meine liebe, um mich hochverdiente Heimat. — Mary hatte auch Holland erwiesen: dass man auf sie bauen könne nach wie vor. Schon die Kunde von ihrer Erkrankung hatte allgemeine Sorge und Trauer verursacht: auch um Wilhelm. Ein englischer Prior im Haag (Matthews) war sehr verwundert, wie er schrieb, über diese Menschen, welche sonst niemals irgend welche Leidenschaft hatten, nun so gerührt waren. Auch Kaunitz fand im Haag bei allen ungemeine Betrübnis. Das Leid in England hatte hier ein Echo gefunden. Von allen Kirchtürmen erschallte Tag für Tag Trauergeläute. —

Als das Unterhaus am 8. Januar, bis zu welchem Termin es der König am 30. Dezember vertagt hatte, zusammentrat, sassen alle lange schweigend, und viele weinten. Beide Häuser liessen dem König Adressen überreichen, dadurch ihm kondolieren, ihre Treue ihm versichern und ihn bitten, für sie sich zu erhalten, um ihretwillen für sich zu sorgen. Als er die Abgeordneten empfing, konnte er kaum zu ihnen sprechen. Ungezählte Thränen flossen überall.

Für Marys Pflegebefohlene sorgte Wilhelm nun getreulich.

Die Bestattung Marys ward eine Trauerfeier der Nation. Zuvor war die Königin auf dem Paradebette aufgebahrt worden. Mehrere Stunden des Tages war der Zugang frei in eine lange Reihe schwarz ausgeschlagener Zimmer, zwei Wochen lang. Durch einen andern Ausgang verliessen die vielen Besucher diese Gemächer: es waren ihrer so viele, dass mancher vergebens kam. Die Glocken von allen Kirchtürmen läuteten dreimal am Tage je eine Stunde lang. In allen Kirchen drängten sich die Massen der Trauernden: jeder Verkehr hörte auf — bis die Tote eingesenkt war zum ewigen Schlummer. Keine Trauerfeier war bisher so imposant gewesen. Zu Mittag ging der Zug von Whitehall zur Westminster-Abtei. Auf dem ganzen Wege waren Bretter gelegt, mit schwarzen Tüchern bedeckt. Die Marschälle kamen mit

Digitized by Google

ihrem Gefolge, eine vierfache Reihe von dreihundert armen Frauen. Alle Männer schritten barhaupt, die Lords in Scharlach und Hermelin, die Gemeinen in langen schwarzen Mänteln. Der ganze Magistrat der City, der Lord-Mayor von London — dieser eine nicht barhaupt — nahm Teil daran. Dazwischen donnerten die Kanonen des Tower, eine lange Reihe von schweren Geschützen im St. James-Park aufgestellt. Die Banner von England, Frankreich, Schottland und Irland wehten im Zuge vor der Leiche. Auf dem prächtigen Sarge von Purpur und Gold lagen die goldene Krone und das Scepter des Reiches. Die vornehmsten Edelleute, die Häupter der erlauchtesten Häuser England, trugen den Sarg. Der Tag war wohl geeignet für eine solche Ceremonie; der Himmel war finster und in Aufruhr: einige bleiche Schneeflocken fielen auf die schwarzen Federn des Leichenwagens. In der Abtei, dem gotischen Prachtbau, brannten unzählige Wachslichter im Chor, im Mittelschiff und in den Querschiffen: alles war hell erleuchtet. In der Mitte der Kirche stand der Thronhimmel. Von Minute zu Minute drang der ferne Donner der Kanonen von den Batterien des Tower hinüber durch den trüben Wintertag. Ernst und einfach war die Predigt Tenisons: kein solch' ergreifendes und feierliches Begräbnis je zuvor zu Westminster gesehen worden. Zum erstenmal ward ein Souverain von England vom Parlament zum Grabe geleitet, da bisher stets mit dem Tode des Regenten zugleich das Parlament aufhörte zu existieren. Als diesmal eine Beratung stattfand, ob nicht infolge des Todes der regierenden Königin beide Häuser aufzulösen seien, kam man zu dem Resultate, zusammenzubleiben, da noch der König lebe. Auch Wilhelm war ja regierender König, Herr nicht nur als Marys Gemahl: das Parlament blieb.

Wilhelm selbst war der Feier fern geblieben. So lange Mary lebte, hatte sie gleich ihm es gern vermieden, an solchen Ceremonien teilzunehmen, solchen Akten beizuwohnen, die doch bei aller Feierlichkeit ein etwas kindisches Gepräge trugen. Sie handelte auch hierin stets wie er: das Grosse, Edle wussten sie beide zu finden, am Kleinen, Niedern ver-

Digitized by Google

mochten sie niemals Freude zu haben. Nun ging er, einsam geworden, allem rein äusseren Prunk, allen mehr oder weniger inhaltslosen Formalitäten wie zuvor aus dem Wege.

Im Gemeinderat von London war am 14. Januar bereits der Beschluss gefasst worden, zum ewigen Gedächtnis Wilhelms und Marys Standbilder aufzustellen. Der König erwog ein anderes Monument, angemessener dem Sinne der Toten: der Palast von Greenwich war ihr Lieblingsplatz gewesen — und Wilhelm hatte ihren Wunsch nicht vergessen: ihn in ein Asyl umzuwandeln. Kein anderer Platz war so sehr der ihre: daran dachte Wilhelm, und er zögerte nicht. So ehrte seine zärtliche Liebe nun ihr Angedenken, „mit dem stolzesten Denkmal, das jemals einem Souverain errichtet worden." Marys Gedanke ward ausgeführt. Das durfte er noch selbst vollenden. Ihre Bildsäule dort aufzustellen, war ihm nicht mehr beschieden. Die Inschrift bezeugt Marys Verdienste, er selbst beanspruchte keinen Anteil daran. — „Heute wissen wenige, welche jetzt auf das schönste Hospital in Europa blicken, dass es ein Denkmal ist der Tugenden der guten Königin Mary, der Liebe des Schmerzes Wilhelms und des grossen Sieges von la Hogue." —

Die milde Königin schläft unter ihren erlauchten Ahnen im linken Flügel der Kapelle Heinrichs VII.

Wilhelms Feinde glaubten seinen Thron erschüttert. Neue Hoffnungen bauten sie nun auf Marys Tod. Er würde sich nicht mehr halten können. Sie hatte ihn mit England versöhnt, auf sie konnte der König und konnte das englische Volk sein Vertrauen setzen; wer sollte nun, wenn er fern, wie sie die Regierung führen? Mary hatte seinen Platz vortrefflich ausgefüllt. Tiefer gegenseitiger Dank, ein Leben voll solch' gewaltiger, gefahrvoller Stunden verband sie beide in innigster Teilnahme. „Dem kundigen Seefahrer mussten die Gefahren der neuen Stürme, die ihn bedrohten, unmittelbar zur Seite treten." Marys Zauber hielt die Parteien zusammen — ihr unschätzbares Leben war dahin. Schwierig war seine Lage immer gewesen; schwieriger, gefährlicher würde sie nun sein.

Jakob hoffte auf Anna. Aber in Annas Interesse

Digitized by Google

musste es liegen, mit Wilhelm gut zu stehen. Sie war nicht beliebt, Georg nicht geachtet. Sie that nun doch wenigstens ihren guten Willen kund —

Langsam erholte sich Wilhelm nach Marys Tode. Endlich ward er wieder in einem Sessel zum Garten getragen. Portland hütete ihn, selbst vom Kummer gebeugt, erledigte die dringendsten Arbeiten. Mehrere Wochen lang war der wichtige und vertrauliche Briefwechsel mit Heinsius unterbrochen. Am 4. Januar hatte Wilhelm hier noch Hoffnung ausgesprochen, am 1. Februar klagte er in der ergreifendsten Weise über den Tod der Treuen. Selbst sein kriegerisches Feuer schien durch den Schmerz erloschen: er war ein gebrochener Mann: Ich sage Euch im Vertrauen, dass ich mich nicht länger für ein militärisches Kommando geeignet halte. Aber ich will versuchen, meine Pflicht zu thun, und ich hoffe, dass Gott mich stärken wird. —

Niedergeschlagen reiste er zum neuen Feldzug ab. Einen Gegner fand er nicht mehr. Während Tenison an Marys Bette betete, hatte Luxemburg zu Paris die letzte Ölung empfangen. Ludwig meinte cynisch: Wie wird sich der Prinz von Oranien freuen, wenn die Nachricht von unserem Verlust ihn trifft. Die Nachricht fand Wilhelm unfähig, an irgend einen anderen Verlust zu denken als an den eigenen, unersetzbaren. —

Vierter Abschnitt.

Alleinregierung Wilhelms III. Der Friede von Ryswyck und die spanische Erbfolge. Tod Wilhelms III. Anna und Marlborough. Europa nach dem Tode Wilhelms III. Die letzten Stuarts und Oranier.

Der Krieg auf dem Festlande währte fort. Die blutigste Schlacht des ganzen Feldzuges war bei Neerwinden geschlagen worden, wo auch Sarsfield den Heldentod fand; die stärkste Festung Europas, Namur, gewann Wilhelm 1695 zurück.

Digitized by Google

Wilhelm übte gewaltigsten Einfluss aus auf die gesamte Politik Europas. Aber England erkannte ihn auch jetzt nicht an, wie er es verdiente. England blieb kleinlich. Schwere Ungewitter zogen sich in England über ihm zusammen. Geduldig ertrug er unerträgliche Frechheiten; er stand zu hoch, um an Majestätsbeleidigungsprozessen Gefallen finden zu können. Aber er gab deutlich seinen Willen kund —

Mächtiger waren die Parteien und ihre Führer in England als der König. Unvereinbar mit der Würde eines solchen Königs war die parlamentarische Verfassung. Wilhelm brachte Opfer und machte Zugeständnisse, weil ihm sein Königtum in England weniger galt als das grössere: Europa. Die fröhliche schimmernde Ausgelassenheit der Stuarts hatte seiner und Marys ernsten und sittenstrengen Umgebung Platz gemacht; nun war er allein: Mary tot. Aber andere Bahnen waren durch sie beide betreten worden — steigende Bahnen. Auf ihnen führte Wilhelm sein England weiter empor.

Portland, sein Freund, der ihm nach Marys Tode fast noch näher trat, verstand es nicht, sich Freunde zu erwerben: trocken, kalt und hartnäckig trug er nicht dazu bei, Wilhelm beliebter zu machen. Aber Wilhelm ward beliebt — durch die Verschwörungen wider ihn.

Im Jahre 1695 war er wieder auf dem Festlande abwesend. Englands grösste Staatsmänner, Danby und Halifax, gingen damals von ihm: Halifax durch den Tod — Danby durch seinen unvermeidlichen Sturz. Aber Wilhelm ward nicht hart wider ihn. Wenn Danby einem Menschen treu gewesen war, so war das Mary gewesen: ihr war er allezeit wirklich ergeben. Aus Achtung vor Mary ward er geschont. Aber er sank auf immer —

In der neuen Regentschaft der sieben Lords, die Wilhelm in seiner Abwesenheit vertraten, war der Herzog von Leeds nicht mehr. Und ein oberster Regent, wie einstmals Mary, stand nun nicht mehr neben und über dem Regentschaftsrat. Anna, die Thronfolgerin, ward nicht Regentin: denn das hätte Marlboroughs Regentschaft bedeutet. Als Feldherr mochte Churchill ihn ersetzen — nicht als Regent

Digitized by Google

in England. Der König wusste: wo jener am Platze war Mary hatte anscheinend ein längeres Leben versprochen als Marlborough — nun war sie tot; ein längeres Leben auch als Wilhelm: und Wilhelm war noch Herr. Aber sein Tod konnte nicht mehr fern sein. — Anna zeigte sich unterwürfig, Somers bewog den ihr nicht mehr sehr geneigten Wilhelm zur Versöhnung mit ihr. Alle Ehren wurden ihr wieder zu teil.

Grosse Gefahren bedrohten Wilhelm — und in ihm England. Finstere Pläne wider sein Leben wirkten unablässig. Wenn Mary noch gelebt hätte, Wilhelm ermordet worden wäre: dann wäre die Regierung Englands gewiss weniger stark, aber populärer gewesen. Die Macht, die Mary eignete, war die nationale Begeisterung. Wenn aber jetzt Wilhelm fiel — dann drohte Anarchie, und drohte die Restauration der Stuarts. England sah, was Wilhelms Leben wert war. Ungeheuer ward die Aufregung im Parlament und Volk. Die öffentliche Meinung war ganz und gar für den König: das Parlament und das Volk. Jakob und Ludwig hatten das Attentat wider Wilhelm nicht ausdrücklich gebilligt — aber auch nicht ausdrücklich verworfen. Ein irischer Katholik, der durch Wilhelms Milde gewonnen worden war, entdeckte die Verschwörung. Nun ward ein nationaler Bund zum Schutze Wilhelms und zur Rache an seinen Feinden gegründet: der entscheidende Teil des Volkes trat ihm bei. Der Abscheu Englands wider die Meuchelmörder war unbeschreiblich. Das Parlament überreichte dem König gemeinschaftliche Adressen: die Urkunden, darin England ihn seiner Ergebenheit und Treue versicherte, wurden allenthalben unterzeichnet. Wilhelm ward Gegenstand der persönlichen Teilnahme und der Liebe für sein Volk. Er zeigte auch jetzt wieder die seltene Erhabenheit des Geistes, die seltene Klarheit des Urteils, die ihm als König und Staatsmann eignete. Er war milde gegen die Treulosen — er gab sich den Schein, als habe er die Anklagen nicht verstanden — obwohl er wusste, dass sie wahr. Die Hoffnungen Ludwigs auf baldige Revolution in England sanken — England wollte seinen König nicht morden lassen. Die Drohbriefe der Jakobiten an Wilhelm mehrten sich: sie

Digitized by Google

kannten Wilhelm wenig, wenn sie Furcht in ihm suchten. Fenwick, der Verschwörer, starb auf dem Schafott: derselbe, der einst Mary beleidigt hatte.

In Ryswyck begannen inzwischen die Friedensverhandlungen. Wilhelm hatte als Schiedsrichter der Welt eine überaus mächtige Stellung; längst war Ludwigs Ruhm vor dem seinen erblichen. Aber die Verhandlungen schritten nur sehr langsam vor in dem kleinen Dorfe zwischen Delft und dem Haag. Frankreich meinte: Wilhelm wolle einen längeren Krieg. Aber Frankreich irrte. Man glaubte ihm nicht, dass er den Frieden wünschte. Doch Wilhelm sah in die Zukunft und wusste: dass er jetzt Frankreich zum Frieden die Hand bieten dürfe und müsse. Er war jedenfalls entschlossen, der Maskerade ein schnelles Ende zu machen: entweder Krieg oder Frieden — dies war ein ihm unerträglicher Zwischenzustand. Portland verhandelte in seinem Auftrage mit Boufflers. Ludwig XIV. wünschte die Aussetzung eines Witums für Katharina von Braganza — und die Amnestie der Jakobiten. Aber Wilhelm wollte die Ausübung seines Begnadigungsrechtes nicht zum Gegenstand einer Vereinbarung mit einem fremden Staate machen. Doch gewährte er das Wittum — und liess die Amnestie verkünden. Wilhelm und Ludwig gaben nach — und der Friede schien zu stande zu kommen. Ludwig musste den Frieden wünschen, weil seine Kräfte jetzt zu Ende waren — und er zu neuem grösseren Kampfe, den er voraussah, sich vorbereiten wollte. Ausser ihm sah wohl nur Wilhelm, der ihn zugleich durchschaute, das Kommende voraus — soweit man die Zukunft eben überblicken kann. Die Freude in England wegen der Aussicht auf baldigen Frieden war gross. Da trat der Eigensinn der Verbündeten hemmend dazwischen. Wilhelm, der Sieger auch als Diplomat auf dem Kongresse geblieben, war sehr ärgerlich. Frankreich, das im Frieden von Ryswyck noch mehr als in Nymwegen thatsächlich zurückweichen musste, war dennoch mit diesem Frieden zufrieden: Frankreich blieb keine andere Rettung mehr. In Nymwegen hatte Ludwig doch noch manches zu gewinnen gewusst. Jetzt war er sogar Wilhelm dankbar, dass er ihn nicht zu

Digitized by Google

grösseren Opfern verpflichtete. Jakob wollte den Frieden hindern — und Ludwig, der infolge der Verzögerung Zeit gewann, noch auf dem Schlachtfelde einige Erfolge zu erreichen, steigerte seine Ansprüche, forderte alsbald mehr. Er hatte, als Friedensstörer, Strassburg geraubt — und sich jetzt bereit erklärt, Strassburg zurückzugeben. Dann weigerte er sich dessen — aber Wilhelm gewährte ihm auch dies und stimmte zu.

Der Friede war geschlossen — für Europa nur ein Waffenstillstand, für England ein Abschluss des hartnäckigsten Kampfes, und der Anfang zugleich einer Periode des höchsten Glückes, die allein dem schweigsamen, weisen und weitblickenden Monarchen zu danken war. Die Freude war übergross, wie der Schreck der Jakobiten: ihre Verzweiflung, ihr Zorn wider Ludwig. Aber die allgemeine Stimmung in England war für Wilhelm günstig geblieben — auf kurze Zeit. Am Gedenktage seiner Geburt, seiner Vermählung, am Tage vor dem Gedenktag seiner Ankunft in England im Revolutionsjahr zog er in London ein: nachdem er zuletzt im Hospital zu Greenwich übernachtet hatte. Die Feste ihm zu Ehren, der Jubel, die Glückwunschadressen, die Danksagungen: die alle aussprachen, dass man wusste: man stand am Beginn der schönsten Blütezeit — liessen ihn dennoch kalt. Er wusste: er musste gerüstet sein — zu weiteren Thaten. Durch die gerechte und notwendige Revolution waren Englands Freiheiten gerettet, durch den ebenso gerechten wie notwendigen Krieg die Unabhängigkeit gegen äussere und innere Feinde behauptet und wieder gewonnen worden — aber es galt weiter zu handeln. Es galt für Wilhelm einen dauernden Frieden. Dauernd konnte dieser noch nicht sein.

Denn eine wichtige Frage trat, alles beherrschend, jetzt für Europa in den Vordergrund: die spanische Erbfolge.

Ihr gesellte sich in England eine zweite: die Thronfolgefrage.

Sie wurden durch den Gang der Ereignisse eng mit einander verbunden. Damals sah noch Wilhelm allein England und Europa. England war blind und glaubte an

Digitized by Google

dauernden Frieden. Wilhelm sah: Frankreich wollte Spanien gewinnen — weiter vordringen. Ein grosser Krieg stand bevor — unabwendbar. Alles Gewonnene stand auf dem Spiele. Und Wilhelm sagte: Das beste Mittel, den Frieden zu erhalten, ist, ihn mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Das war seine Absicht. In diesem Sinne ging er vor.

Jetzt nach dem Frieden von Ryswyck (1697) folgten sich die Ereignisse rasch auf einander.

Zunächst der erste Teilungsvertrag:

Karl II. von Spanien wankte dem Grabe zu, noch jung an Jahren, aber längst ein Sterbender, und kinderlos. Um seine Erbschaft stritten sich das Haus Habsburg und Ludwig XIV. Das nächste Recht war unleugbar auf des Kaisers Seite: aber für Europa konnte es unmöglich ein Glück sein, wenn eine Macht — mochte sie nun Ludwig oder Leopold heissen — allmächtig ward. Das musste Wilhelm verhindern. So einigte er sich sogar mit Ludwig XIV. und trat für die Thronfolge des Kurprinzen von Bayern ein. Das war ein Vermittlungsvorschlag: und Ludwig musste darauf eingehen. Holland und England hatten gemeinsame Interessen: und einen Herrn. Noch drohte aus Frankreich die grössere Gefahr: sie ward nicht siegreich — durch Wilhelms Verdienst, der Frankreich schwächte — und durch die Nullen auf dem Königsthrone, die Ludwig XIV. folgten. Wohl war unter Ludwig XIV. vieles Scheinglanz — aber es war doch Glanz. Es sollte anders kommen. Für die Verfassung Frankreichs war Ludwig XIV. der rechte Herr, und eine Null war er nicht. Gewiss: er war kein Held der Geschichte wie Wilhelm III. und Napoleon I.; aber er verstand das Regieren, soweit es mit Repräsentieren identisch, ausgezeichnet, wie kein anderer Fürst Europas vor ihm und nach ihm — wie es wohl orientalische Monarchen verstanden. Frankreich war ja auch damals absolutistisch gesinnt; und er gab Frankreich viel, nahm ihm freilich auf der andern Seite. Frankreich ward Europas erste Macht zuerst durch ihn, dann, als es gesunken, noch einmal durch die Napoleone. Dafür, dass Frankreich nicht im Mittelpunkt Europas lag, und nicht zur Weltherrschaft scheinbar bestimmt war, hat

Digitized by Google

es merkwürdig viel geleistet, und mehrfach doch wie Rom die Weltherrschaft errungen. Frankreich ist sehr reich, und seine Bürger tüchtig, soweit sie gute Franzosen sind und sein wollen. Damals, zu Wilhelms III. Zeiten, war Frankreich zu gross und musste sinken, da es alle gefährdete. Frankreich hob sich wieder — und ist jetzt nicht mehr aller Feind, in Vielem sogar vieler Freund. —

Wilhelm trat in die Schranken für den Kurprinzen. Er wollte das europäische Gleichgewicht schaffen und halten, weder Ludwig noch Österreich zu sehr begünstigen. Darum hatte er für raschen Abschluss des Friedens Sorge getragen: um freie Hand zu haben — im Waffenstillstand. Und er gewann Ludwig, aber nicht Österreich durch seine vernünftigen Vorschläge. Ludwig musste ihm auch jetzt wieder folgen. Wilhelm begann immer neue Unterhandlungen — da starb der Kurprinz von Bayern. Nun ward wohl ein zweiter Teilungsvertrag abgeschlossen — aber der Krieg war sicher. Österreich wollte auch auf diesen zweiten Teilungsvertrag nicht eingehen. König Karl II. von Spanien starb (1700) — und Philipp von Anjou, des Dauphins von Frankreich zweiter Sohn, von Karl im Testamente zum Erben ernannt, ging nach Spanien. Europa blieb ruhig — anscheinend. Ludwig glaubte an diese Ruhe — und beging eine für ihn verhängnisvollste That.

England wollte keinen Krieg mehr. Wilhelm, weiser als England, sah ihn unvermeidlich. Er fühlte sein Ende nah und fühlte die Gefahr für sein Lebenswerk. Sein Auge schien eingesunken und erloschen: immer mehr, bald unaufhörlich peinigte ihn der Husten; sein Körper war so schwach, dass er kaum seinen Wagen besteigen konnte. Aber nie hatte er sich so gross gezeigt. Sein Mut wuchs mit jeder Schwierigkeit; sein eiserner Wille, sein freier durchdringender Verstand leiteten ihn über Zeit und Partei hinweg auf jene grossen Interessen, welche schliesslich den Gang der europäischen Politik, der Weltgeschichte bestimmen mussten. Seine einzige Hoffnung war Ludwigs Habgier — und daneben Ludwigs Unklugheit. Ludwig würde Spanien nicht sich selbst überlassen wollen. — Wilhelm wusste das.

Digitized by Google

Und Ludwig war zu blind, um die Notwendigkeit der Mässigung eben in den Stunden des Glückes zu kennen.

In England trat die Thronfolgefrage inzwischen in ein neues Stadium und ward bestimmend für den weiteren Verlauf der Dinge. Der junge Herzog von Gloucester, Annas letzter Sohn, starb; nun ward die Frage erst recht brennend: wer sollte künftig in England regieren? Das nächste Recht hatte unstreitig Henriettens von Orleans Descendenz; aber sie war römisch-katholisch. So griff man auf die Linie Jakobs I. zurück und regelte die Thronfolge durch eine förmliche Akte. —

Jakobs I. Enkelin Sophie, Kurfürstin von Hannover, ward Erbin des Thrones. Ihr ältester Sohn war damals 40jährig, ihr ältester Enkel 17jährig. Auf Sophie hatte Wilhelm viel Einfluss gehabt — und sie war an seiner Seite im Kampfe gegangen. Sie musste nun nach Anna ihr Recht anerkannt sehen. Denn weder sollte England Republik, noch eine stuartische Monarchie „Jakobs III." werden. Die Thronfolge ward gesetzlich festgestellt durch das Parlament. Da erkühnte sich Ludwig XIV., den Friedensvertrag von Ryswyck zu brechen — und diese Handlung Englands als ungültig zu erklären.

Ludwig hatte Wilhelm im Frieden von Ryswyck anerkennen müssen. Und nun ging Jakob II. in St. Germain zu sterben. Die Maintenon vor allen war es, die die ungeheure Dummheit beging, Ludwig dazu zu bewegen, dass er dem Sterbenden versprach: seinen Sohn, als Jakob III., König von England, anzuerkennen. Jakob II. starb froh darüber (1701).

Ludwig hielt sein Wort. Alle Warnungen seiner klügeren Ratgeber, so berechtigt sie waren, blieben vergebens. Wilhelm war schwerkrank — er musste bald sterben — Ludwig sollte seinen Tod erwarten — Ludwig wartete nicht und stürzte sich selbst ins Verderben. Denn solange Wilhelm lebte, war England — mit Holland — ein ganz anderer Feind, als dann: wenn dieser eine Mann gestorben war. Wenn Ludwig klug war, verschob er zum mindesten die Anerkennung.

Digitized by Google

Ein Sturm der Entrüstung durchbrauste England. Wilhelm hatte es recht schwer gehabt in der letzten Zeit. Die inneren Kämpfe währten, unerfreulicher als jemals, fort. Aber er redete wenig, und handelte. Ludwig zwang England zum Kriege, das noch verzweifelt am Frieden hing: sein Versprechen an Jakob II. kam einer Kriegserklärung gleich. Darin war ganz England einig, diese Herausforderung anzunehmen. Alle Parteien waren einig. Sie sahen: das war nicht mehr europäische Politik, sondern ihre eigenste, englische: das galt dem Werke der Revolution. Und dies Werk musste um jeden Preis erhalten werden: nicht wieder Despotismus und Papismus das freigewordene England bedrohen.

Wilhelm weilte damals eben in Holland. Der Sturm des Unwillens in England war ihm günstig. Er war freudig überrascht durch diese kriegerische Stimmung: England wollte keinen Frieden mit Frankreich, bevor Frankreich Genugthuung gegeben hatte. Wilhelms Leben glich einer Seefahrt durch Klippen und Stürme: aber der geschickte Pilot nützte jede Wendung der Elemente. Er hatte gesagt: Wenn ich Misstrauen gegen mich verhindern will, so ist es nur: weil es dem Staat verderblich. Nun war das Volk erbittert über das Parlament: das Volk erkannte: England war in Europa nur geachtet um Wilhelms willen. Man schalt die Undankbaren, die ihn gehemmt, gekränkt, geschädigt, wo sie nur konnten: sie hatten England geschwächt und niedergedrückt in ihm. Man schalt über den Geiz, den Parteihader — jetzt endlich. Eine Flut von Loyalitätserlassen ergoss sich über Wilhelm: dem Volke seien endlich die Augen geöffnet: Das Volk glaubte jetzt endlich an ihn. Und das Volk bat ihn, zu verzeihen, und weiter zu gehen — für England. Die nationale Ehre war verletzt: und unermesslicher Jubel umringte Wilhelm, der jetzt endlich den Triumph seiner weisen, kühnen und vorsichtigen Politik erntete. Das Vaterland und die Religion erschienen in höherem Grade als je identisch mit seiner Person. Ungeduldig ward seine Rückkehr erwartet: freudig sie begrüsst.

Aber ein Ereignis sollte noch jenen anderen folgen: ein erschütterndes, mehr denn sie alle.

Digitized by Google

Der grosse Bund war abgeschlossen: der Krieg an Frankreich erklärt.

Aber in diesem Augenblick eben ward England sein Held und Führer entrissen. Er hatte sein Ziel erreicht, sein Werk vollbracht. Er konnte jetzt, wenn einmal, glücklich sein. Aber wie Luther ward er hinweggenommen am Vorabend neuer stürmischer Ereignisse, die er hinaufgeführt: hinweggenommen — zu früh für alle. Er sollte nicht mehr schauen, was jetzt kam. Aber was hier kam, das ward ein Glück für die Seinen — und das durfte er ahnen. Da Luther starb, ward ihm vieles erspart.

An seinem letzten Geburtstage im Jahre 1701 war Wilhelm wieder in England gelandet. Er kam von Loo nach London. Er hatte mit Marlborough und Heinsius zuvor noch eingehende Beratungen gepflogen, die Truppen zuletzt noch gemustert: es war ihm, als ob er wüsste: er werde Holland nicht wieder sehen. Und er sollte in England sterben, in diesem England, dem er fremder geblieben war, als England ihm. Einsame Jahre waren ihm dort vergangen seit dem Tode Marys: von seinem eigenen Leben war das Beste mit hinweg genommen worden: und er lebte nur noch halb. Alle äusseren Ereignisse des Lebens trafen und bewegten ihn nicht mehr so wie zuvor: und mehr denn je zog er sich in sein Inneres zurück. Die Tage seiner einsamen Kindheit kehrten wieder. Ein tief wehmütiger Anblick — trotz all' der glänzenden Erfolge, die er noch errang: diese letzten Jahre der Regierung des Befreiers: und wir eilen gerne an ihnen vorüber, indem wir nur auf die grossen Fragen, die sie bewegten, einen kurzen Blick geworfen haben.

Wilhelm selbst erkannte, wie sein Körper ihm den Dienst versagte; ahnte, dass seine Kräfte schon zu sehr geschwächt waren, als dass er selbst an einen neuen Feldzug denken konnte. Wer aber sollte sein Werk fortführen, dort, wo es am nötigsten war: dass einer, und ein Grosser, an seine Stelle trat? Die inneren, meist so unsäglich kleinlichen, Verhältnisse Englands hatten ihm nie so sehr am Herzen gelegen wie die europäischen Fragen. In England

Digitized by Google

mochten sich wohl Staatsmänner finden, die die rechten Leute waren für ihr Vaterland: und Anna war die rechte Königin für ihr Vaterland. In Holland selbst lebte ihm sein Freund Heinsius, der zwar älter war als er selbst, indes ein gesunder und starker Mann, der ihn lange überleben konnte, und auch thatsächlich fast zwei Dezennien überlebte. Aber als Feldherr und Staatsmann an Wilhelms Stelle Europa zu leiten, hatte sich nur einer fähig gezeigt; und Wilhelm sah sich genötigt, diesem einen seinen Platz anzuvertrauen.

Wilhelm hatte es nicht über sich gewinnen können, Marlborough wieder zu vertrauen; wiewohl er sein glänzendes Talent sah. Aber er fühlte, dass er bald sterben werde, und hielt ihn für den einzigen, der statt seiner im stande war, die grosse Allianz zu leiten. Marlborough schloss in seinem Namen den Vertrag mit dem Kaiser ab, ward an die Spitze der Heere in Flandern gestellt.

In der letzten Nacht, bevor Wilhelm nach Hamptoncourt gelangte, schlief er wieder zu Greenwich. Wie mochte dort der Todeu Bild ihm so lebendig vor Augen treten. Er glaubte bald wieder mit ihr vereint zu sein. Sein Testament war gemacht. Als sein Vermächtnis liess er das neue England, das gerettete Europa zurück. Freude und Stolz, Anhänglichkeit und Huldigungen begrüssten ihn überall. Aber inzwischen lauteten schon die Nachrichten über seinen Gesundheitszustand mehr und mehr beunruhigend. Kein Mittel der Ärzte wollte mehr helfen. In seinen Briefen an Heinsius sprach er freilich nichts von seinen Leiden, nur von einer Krankheit des Freundes. Selbst solche, doch so berechtigte Selbstsucht, war ihm fremd. Und er schloss seinen letzten Brief: Ich bin unverändert Ihr guter Freund — (2. März 1702.)

Kaum aber hatte Wilhelm mit letzter Kraft, bevor er nach England zurückkehrte, für Europa alles gethan, was er konnte, mit erhabener Grösse und Selbstverleugnung — da ward ein Sturz vom Pferde für den zerrütteten Körper des Königs zur Todesursache — da raffte den siechen Körper des Unermüdlichen der auf einen Unfall rasch folgende Tod hinweg in dem Augenblicke des Entscheidungskampfes um

Digitized by Google

die Zukunft Europas, seinen Frieden und seine Freiheit. Er hatte zur Entscheidung noch alles beigetragen, was in seiner Macht lag. „Ihm war es zu danken, dass Ludwig seine Übermacht vor dem grossen Bündnis, und vor seinem Führer Marlborough, dem Nachfolger Wilhelms, zu Grunde gehen sah, welches Wilhelms unermüdliche Beharrlichkeit zu stande gebracht hatte, und in welchem England die eigentliche Führung übernahm.“ Für Wilhelm war England nur Mittel zum Zweck gewesen: aber er meinte es besser und weiser mit England als England selbst. An diesem Felsen brach sich die Hochflut der französischen Eroberungsgelüste. Frankreichs Tyrannei war gebrochen — und England kam empor.

Mitten im endlichen Triumphe war Wilhelm erkrankt. Sein stets schwächlicher Körper konnte der neuen Erschütterung keinen Widerstand mehr leisten. Seine Konstitution vertrug nicht den leisesten Stoss mehr. Im Park von Hamptoncourt hatte er den verhängnisvollen Unfall erlitten: am gleichen Tage, dem 2. März, da er zuletzt an Heinsius schrieb. Sein Ende war das Ende eines Kriegers und Königs. Wohl kehrte er nach Kensington zurück, aber er war überzeugt, dass seine Zeit kurz sein werde. In Kensington — damals einem ländlichen Edelsitz, heute zu London gehörig — war Mary gestorben; und dort schlief auch er selber ein. Wohl litt er an der Trauer edler Geister: dass sein Werk nur halb vollendet sei: aber er sagte sich, dass sein Werk ihn überdauern müsse: sagte sich, dass mit diesem letzten grossen Werke der grossen Allianz er noch die Bahn für die Zukunft vorgezeichnet habe. Am 10. März — in einer Botschaft an beide Häuser — gab er die letzte eigenhändige Namensunterschrift. Am 17. März sollte eine Beratung stattfinden: er wollte kommen.

Aber am 14. März erschien das Fieber viel stärker: und es zeigte sich eine grosse Abnahme der Kräfte unverkennbar. Die letzten Urkunden Wilhelms tragen nur noch den Stempel, den er daraufdrückte. Am 17. kam die Frage, derentwegen Wilhelm die Beratung gewünscht hatte, nicht zur Sprache, da der König eben einen neuen heftigen Anfall erlitten hatte.

Digitized by Google

Die Häuser vertagten sich bis 6 Uhr nachmittags. Bis dahin hatte sich Wilhelm hinlänglich erholt, um seinen Stempel auf die Urkunde zu drücken. Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Kräfte des Königs schwanden zusehend. Albemarle kam vom Haag mit befriedigenden Berichten: alles sei in Bereitschaft für einen baldigen Feldzug. Wilhelm empfing die Nachricht mit der Ruhe eines Mannes, dessen Werk gethan war: Ich eile rasch meinem Ende entgegen. — Sein Ende war seines Lebens würdig. Wohl sagte er zu Portland, flüsterte er: Es gab eine Zeit, da ich froh gewesen wäre, von meinem Leiden erlöst zu werden. Aber ich gestehe, ich sehe jetzt ein anderes Bild — und möchte wünschen, noch ein wenig länger zu leben. — Noch einmal empfahl er seiner Nachfolgerin ausdrücklich Marlborough: in der Geistesgrösse, die ihn verzeihen und über allem Irdischen jetzt mehr denn je erhaben sein liess. Er war heiter bis zuletzt und zeigte keine Todesfurcht: keine Schwäche: und keine Klage. Er dankte seinen Ärzten, er verharrte lange in stillem Beten. Burnet und Tenison kamen: er empfing das Sakrament aus ihren Händen mit grossem Ernst und festem Glauben an die Wahrheit der christlichen Religion. Seine Vorzimmer waren von Harrenden angefüllt: und mancher ward hereingerufen. Wilhelm strengte sich an, um mit einigen freundlichen und liebevollen Worten Abschied von ihnen zu nehmen. Er dankte den treuen Dienern, wie Devonshire und Ormond. Er konnte kaum noch atmen: Kann dieses noch lange währen? Man sagte ihm, das Ende nahe. Er verlangte nach Portland — mit seinen letzten verständlichen Worten. Portland kam sogleich zu seinem Bette, beugte sich nieder, legte sein Ohr nahe an Wilhelms Mund, die Lippen des Sterbenden bewegten sich, aber man hörte nichts. Wilhelm nahm die Hand seines ersten Jugendfreundes, drückte sie an sein Herz. Das war am Sonntag zwischen 7 und 8 Uhr des Morgens. Wilhelm schloss die Augen, rang nach Atem. Er war bei voller Besinnung. Ein Schlummer brachte zuletzt ihm den sanften Tod. Die Bischöfe knieten nieder und lasen ein Sterbegebet. Als es zu Ende war, war Wilhelm nicht mehr.

Digitized by Google

Auf der Brust des Toden fand man in einem Päckchen schwarzen Seidenbandes einen goldenen Ring und eine Locke vom Haare Marys.

Der letzte Nachkomme Wilhelms I. war ihm gefolgt. Jener hatte die Freiheit der nördlichen Niederlande geschaffen: dieser dritte Wilhelm von Oranien die Freiheit nicht nur Hollands und Englands, sondern die ganz Europas gerettet und festgegründet. „In England hatte er das antinationale Königtum der Stuarts, welches Religion und Verfassung ausrotten wollte, vernichtet; den Erdteil aber hatte er von der bourbonischen Gewaltherrschaft erlöst, die ihm von Frankreich drohte. Sein Werk ging nicht mit ihm unter, vielmehr werden die segensreichen Folgen seiner Thätigkeit in allen Ländern der civilisierten Welt bis auf den heutigen Tag empfunden, und so hat die Nachwelt diesem grossen Manne den Lorbeer, welchen ihm die mitlebende Generation häufig versagte, in reichem Masse gespendet. Wie verschieden stand er seinem Rivalen Ludwig XIV. gegenüber, wie unendlich war ihm dieser an persönlicher und staatlicher Macht überlegen. Und doch, wo ist das Werk Ludwigs XIV.? Der Unterschied ist eben der, dass dieser nur die rohe Gewalt vertrat, Wilhelm III. aber die edelsten Ideen der Menschheit."

Ludwig kannte nicht — wie ein Wilhelm III. und auch ein Friedrich von Preussen — das hehre Ziel, die heilige Notwendigkeit der Unterordnung des Fürsten unter den Staat. Über dem Könige steht sein Volk. Und Ludwig war nicht der edle Charakter eigen wie seinem Besieger: nicht focht er selber seine Kämpfe und seine Siege aus: Wilhelm war auch auf dem Felde der Schlacht Fechter und Held. Wohl war ein Napoleon grösser als alle seine Gegner unter Fürsten und Feldherrn — Ludwig ist ihm nicht gleich gewesen. Napoleon sah einen zum Mindesten gleich Grossen auch in seiner Zeit — und lernte ihn kennen, also dass Beide zusammen standen im Herzen des deutschen Landes. Wilhelm III. ist für die Folgezeit der unvergleichlich Erste seiner Zeit gewesen. —

Der „internationale Fürst" hatte welthistorische Erfolge

Digitized by Google

errungen und begründet, da er den Widerstand gegen die Weltmacht Frankreichs, die im Gegensatz zu jedem Lande Europas stand, übernahm. Sein Wahlspruch blieb:

Met Voorsightigheyt en evenwell rigeur. —

Wieder war rasch der Sieger dem Besiegten gefolgt: Wilhelm überlebte Jakob II., seinen Schwiegervater, nur kurze Zeit. —

Marlborough übernahm sein Werk.

Da Wilhelm starb, war die Welt erschüttert in ihren Grundfesten. Aber Marlborough ging entschieden vor. Während Anna erklärte, Wilhelms Politik fortzusetzen, ward er sehr schnell gewürdigt von den Fürsten des Kontinents, deren Eifersucht oft Wilhelms Geduld erschüttert hatte, von allen schnell als der geistige Führer anerkannt. Die kleinlichen Eitelkeiten der deutschen Fürsten, das holländische Phlegma überwand seine lässige Gleichmütigkeit. Viel von ihr verdankt er seinem Herrn und Meister Wilhelm, mit dem er im gleichen Alter stand. Die Empfindlichkeit Friedrichs von Preussen, der inzwischen vom Kurfürsten von Brandenburg zum König von Preussen als Friedrich I. vorgerückt war, besiegte seine Selbstbeherrschung. „Es lag wirklich ein gewisser Zug von Ironie in den einfachen Mitteln, mit welchen er manchmal Probleme löste, welche Kabinette in Verlegenheit gesetzt hatten. Alle Schwierigkeiten hatten ein Ende, als Marlborough sich bei einem grossen Gastmahl erhob und ihm eine Serviette reichte.“ Diese Serviette ward welthistorisch. — Seine Selbstbeherrschung beruhte auf dem Stolz, der sich nie herablassen konnte. Er bewahrte sich seine Anmut, seine natürliche Würde bis zuletzt: aber auch seine Gleichgültigkeit. Seine Verschlossenheit liess ihn Wilhelm ähnlich erscheinen; dass er nicht Liebe, nicht Hass kannte — macht ihn Karl II. gleich. Er war nie gewillt, vor niederen Augen sein wahres Selbst zu enthüllen: Mein Wunsch ist, dass die Welt in ihrem Irrtum beharrt, mich für einen glücklichen Mann zu halten. Denn ich bin lieber beneidet als bemitleidet. — Ruhig und nüchtern ging er vor. Was war ihm Ehre? Was ihm die höheren Gefühle der Menschheit? Er wusste nichts davon. Nachdem er Europa geleitet,

Digitized by Google

ward er wieder allein Betrüger und Geizhals. Vergessen hatte er seine Habsucht nie: nun beherrschte sie ihn wieder einzig. Voltaire sagte von ihm: dass er nie eine Festung belagert, die er nicht einnahm, oder eine Schlacht geliefert, die er nicht gewann. Seine Pläne waren von ungewöhnlicher Kühnheit, gross wie im Rate, war er auf dem Schlachtfeld. Einzigartig blieb sein Glück. Nur falsche Freunde, nicht offene Feinde vermochten etwas wider ihn. Er liess durch Anna erklären, was er wollte: sie brauchte nicht erst Wilhelms Wunsch zu erfahren, um ihn zu erhöhen. Godolphin, sein Beamter, regierte England für ihn — er war auch in England Herr. Als Holland schwankend schien, gewann er Heinsius: der Wilhelm auch nach Wilhelms Tode treu blieb. Dann aber erlag Marlborough den Kleinsten der Kleinen. Wäre er König gewesen, wie Wilhelm: er wäre vielleicht ein edlerer Mann gewesen, und hätte noch mehr für England und Europa thun können. Er musste aber emporsteigen von unten auf, darum ehrgeizig sein: und er war niedrig, und blieb im Innern niedrig. Karl II. wäre ein besserer Mensch gewesen, wenn er nicht Fürst war — bei Marlborough ist das Gegenteil der Fall. Sie entrissen ihm die Früchte seines Sieges und stürzten ihn, nachdem er sich erhoben hatte. Er büsste seine Schuld. Aber über seiner Schuld stand seine Grösse. Anna war niedriger als er gesinnt und schuldiger und zugleich unbedeutend. Aber sie siegte über ihn. — Wehmütig denken wir, dass eine Anna Wilhelm und Mary folgte.

Die heute den Namen Marlborough tragen, sind in männlicher Linie Sunderlands Nachkommen; sie stammen von der einem Spencer (Sunderlands Sohne) vermählten Tochter Churchills ab, und tragen daher auch den Namen Spencer-Churchill. Aber England wollte auf den grossen Namen Marlborough nicht gerne verzichten — und darum giebt es noch jetzt Herzöge von Marlborough.

Vor Wilhelm kam Karl II. — und nach Wilhelm Marlborough. Das waren die rechten Engländer, die rechten Fürsten Englands. Anna schliesst sich als Regentin weniger an ihr eigenes untergehendes Haus an, als an das aufgehende

Digitized by Google

von Hannover. Ihr untergehendes Haus sah in seinen vier Königen und seiner Königin Mary, dem weitaus grössten Stuartischen Herrscher, interessante Gestalten — Anna ist gar nicht interessant. Das aufgehende Haus der Welfen sah nur uninteressante Gestalten: ihnen gesellt sich Anna.

Marlborough war zunächst Herr, nicht Anna. Herr in England und Europa — wie es Wilhelm III. gewesen war. Dem Prinzen Eugen, den einige als Feldherrn über ihn stellen wollen, sind jene zu vergleichen, die man auch als Feldherrn ersten Ranges bezeichnet: Turenne und Schomberg. Sie zählen unter die bedeutendsten der Weltgeschichte. Aber Marlborough war mehr als sie. Er war der Führer, und er schuf Entscheidungen. —

Annas Gemahl starb 1708. Er blieb sein Leben lang Prinzgemahl. Aber welch' ein Unterschied ist auch zwischen ihm und Wilhelm, zwischen Anna und Mary. Er ward, so lange er lebte, von keinem beachtet, und bald vergessen. Vergessen ward Wilhelm III. und ward Mary nur von den Nachlässigen, die kein Urteil besassen und keines besitzen wollten. Wilhelm, Georg und später Albert waren alle in erster Reihe Gatten der Königin: Wilhelm zudem noch nächster thronberechtigter Verwandter. Aber Albert überragte Georg in jeder Beziehung, wie Wilhelm Albert überragt.

Anna selbst starb im Jahre 1714. Damals sah England eine 84jährige Kronprinzessin: Sophie. Sie war 1630 im Haag geboren: freude- und liebeleer war ihre Kindheit im Exil. Sie war das zwölfte Kind Friedrichs V. und Elisabeths. Einer ihrer Brüder war der Feldherr Ruprecht von der Pfalz (geboren 1619), der Schüler Friedrich Heinrichs und treuer Freund der Stuarts. Sophie war mit Georg Wilhelm von Brandenburg verlobt; vermählt aber ward sie mit seinem Bruder Ernst August (1658). Ernst August war 1629 geboren als vierter Sohn, der zum geistlichen Stand bestimmt war, Fürstbischof von Osnabrück ward. Er hatte mit der geistvollen Sophie schon vordem einen lebhaften Briefwechsel geführt; da sie ihm vermählt ward, lernte er allmählich ihren seltenen Wert zu würdigen, und sie lernte ihn immer mehr achten, wenn sie auch stets, nur tief im innern,

Digitized by Google

Georg Wilhelm liebte. Im Jahre 1682 heiratete Ernst Augusts und Sophies ältester Sohn Georg Ludwig seine Cousine Sophie Dorothea, Tochter Georg Wilhelms und der Eleonore d'Olbreuse, für die auch Sophie eingetreten war. Die Ehe ward unglücklich — durch Georg Ludwigs Schuld — und bald geschieden. Sophie Dorothea starb 68jährig im Jahre 1726 — sie ward nie Königin von England. — 1679 folgte Ernst August seinem Bruder Johann Friedrich, der im Gegensatz zu ihm es mit Frankreich gehalten hatte, als Herzog von Braunschweig-Calenberg-Hannover; ein thatenlustiger, arbeitsliebender und ehrgeiziger Mann, dessen Ansehen weithin mächtig war. Sein Streben ging dahin, eine grosse Hausmacht zu begründen, den Glanz seiner Dynastie zu erhöhen. Viel that er für sein Heer; vor allem aber lag ihm daran, die Primogenitur zu begründen und dadurch für immer einer weiteren Zerstückelung des Landes vorzubeugen. Darin war er weiser als der grosse Kurfürst. Er musste seine fünf jüngeren Söhne enterben — und das bereitete ihm vielen Schmerz. Sophie leistete ihm Widerstand und wurde kälter wider ihn, da er sie besiegte. Die jüngeren Prinzen empörten sich. Friedrich August fiel als Held im grossen europäischen Kriege, Maximilian Wilhelm musste sich beugen nach erbittertem Kampfe. Sein Haupthelfer war der Oberjägermeister von Moltke, der darum hingerichtet ward, als Sophie Charlotte, Ernst Augusts Tochter, Kurfürstin von Brandenburg, ihrem Vater das Komplott verraten hatte. Maximilian ward zum Verzicht gezwungen. Auch ein anderer Prinz, Karl Philipp, starb auf dem Schlachtfelde. — Daneben ging Ernst Augusts Streben dahin: sich und seinem Hause die Kurwürde zu erwerben: nach langen Schwierigkeiten gelang es ihm: er ward 1692 Kurfürst von Hannover und starb als solcher 1698. Sophie überlebte ihn, die „grosse Kurfürstin", eine Frau von seltenem Geist, vielseitig gebildet, eine der bedeutendsten Fürstinnen überhaupt. Aber ihr Herz fühlte nicht warm, ihr Gefühl war nicht tief. Sie hatte mehr nachgedacht als andere Fürsten und Frauen, sie war viel gereist und kannte die Welt. Äusseren religiösen Formen, dem kirchlichen Christen-

Digitized by Google

tum überhaupt, stand sie skeptisch und fremd gegenüber, wie ihre Tochter, von der Mary etwas naiv sagte: Doch ist sie mit so grosser Vernachlässigung der Religion erzogen worden, dass ich fürchte, sie hat keine Religion. Für die philosophischen Gedanken Sophies und Sophie Charlottes, für dies ihr Innenleben hatte selbst eine Mary zu wenig Verständnis. Sophie hatte die Erziehung ihrer Nichte Elisabeth Charlotte von der Pfalz geleitet, die Herzogin von Orleans ward nach dem Tode jener Henriette von England. Sophies Tochter, Sophie Charlotte (1668—1705) ward 1684 als zweite Gattin dem damaligen Kurprinzen Friedrich von Brandenburg vermählt: sie war Marys treue Freundin, und liebte sie. Über das Lob, das sie dieser zollte, war die bescheidene Mary tief beschämt: aber Sophie Charlotte wusste gerecht zu sein. Sophie Charlotte war es, die über Wilhelm das Wort sprach: Ich fürchte, Jahrhunderte werden vergehen, ehe ein solcher Geist wieder in die Erscheinung tritt. Das sprach eine preussische Königin. Eine, die ihr folgte, Louise, die auch zu früh gestorben, ward eine Heldin, die der Strahlenglanz des Märtyrertums schmückte. Vielleicht in noch höherem Grade — abgesehen von ihrer ganz anderen politischen Bedeutung — verdient Mary heute Liebe und Ehre. — Sophie Charlotte, die „philosophische Königin", die wie ihr Vater und ihre Mutter Leibniz verehrte und von ihm lernte, starb ebenfalls in jungen Jahren, lange vor ihrer Mutter. Die Fürstinnen besonders jener Zeit sind oft interessanter und oft bedeutender als ihre Gatten: jedenfalls ist es eine herrliche Reihe, die sich uns darstellt zumal in Louise Henriette von Brandenburg, Friedrich Heinrichs von Oranien Tochter; Sophie, und ihrer Tochter Sophie Charlotte von Brandenburg: Zeitgenossen Marys; viele sympathische Züge besitzen auch zwei Frauen, die beide den Namen Sophie Dorothea führten, Mutter und Tochter; die letztere ward brandenburgisch-preussische Fürstin, (Georgs I. von England Tochter, Friedrichs II. Mutter): sie war glücklicher als ihre Mutter, die oben erwähnte Gemahlin Georgs I. Eine Reihe von grossen Fürstinnen, die zum Teil ihre Gatten überragten, sah später auch das mit dem letzten Zweige

Digitized by Google

des Hauses Nassau-Oranien verbundene weimarische Haus, in dem der Glanz des Namens von Herzog Bernhard sich dem Ruhm der Oranier anschloss: Anna Amalia, Louise, Maria Paulowna und Sophie sind edle Gestalten der Weltgeschichte. Preussen und England sahen in jenen Tagen solch' grosse Frauen, alle sich nahe verwandt; Preussen und England waren die beiden Länder, die da emporstiegen, nachdem Wilhelm III. Frankreich niedergeworfen hatte. In England waren freilich die Königinnen, die an der Stuartkönige Seite standen, in keiner Weise hervorragend: um so mehr die eine Stuartische Königin selber: Mary. Keine Fürstin hatte einen grösseren Gemahl als Mary — und doch darf sie und muss sie neben ihm genannt werden. Sein Bild hat freilich thatsächlich ihr Bild verdunkelt: wie wäre sie gerühmt worden wegen ihrer eigensten Fähigkeiten, wenn ein Georg neben ihr gestanden hätte. Wilhelm stand ihr thatsächlich im Lichte. —

Sophie wollte vermitteln zwischen Jakob und Wilhelm — vergeblich. Dann stand sie für Wilhelm ein, und er verhalf ihr zu ihrem Rechte. Ihr Sohn Georg Ludwig (geboren 1660) war 1698 Kurfürst von Hannover geworden, hatte 1705 seinen Oheim Georg Wilhelm beerbt. Anna überlebte ihre Tante und Kronprinzessin nur um zwei Monate: Georg Ludwig ward als Georg I. König von England. Wie Holland durch Wilhelms III. Berufung nach England litt, so nun in gleich hohem Grade Hannover, als sich derselbe Vorgang wiederholte, Georg von Hannover schied, um nach England zu gehen. Hannover, das eben zu hoher Blüte gelangt war, sank wieder.

Aber welche klägliche Reihe der Herrscher Englands bestieg dort den Thron. Georg I. war seinen Engländern verächtlich, und war eine lächerliche Gestalt: unbeholfen und schwerfällig, tadelte er mit Recht die kindischen Ceremonien, an denen England hing, und konnte sich — sehr mit Unrecht — nicht an die Freiheit der Presse gewöhnen, an der England erst recht hing. Man verspottete ihn und seine Maitressen, die durch Plumpheit abstiessen. Ihm schien es, als würde seine englische Herrschaft nicht lange währen —

Digitized by Google

und so wollte er doch nicht umsonst in England gewesen sein: er suchte möglichst viel Geld zusammenzuscharren, und seine Günstlinge und Maitressen desgleichen: damit er doch wenigstens England recht viel kostete. Er war ein Schatten und eine Puppe: nicht mehr — höchstens weniger. Die deutschen Adelsgeschlechter erniedrigten sich viel tiefer als die englischen Familien: eine Platen und eine Schulenburg sahen es als eine Ehre an, Georgs Maitressen zu sein, der als Mensch unwürdig und ein unwürdiger Monarch war: ein wirklicher Plebejer des Geistes — ganz anders als der diesem König gegenüber durch und durch vornehme Cromwell. Sein eigener Sohn hasste ihn, der 1727 als Georg II. König wurde (1683 geboren), Friedrich Wilhelms I. von Preussen Jugendgespiele, Vetter und Todfeind, 1714 Prinz von Wales. Sein Erbprinz Friedrich (1705 geboren) starb 1751. So folgten Georg II. sein Enkel Georg III. (geboren 1638) 1660—1720, Georg IV. und Wilhelm IV., der einen für ihn zu grossen Namen trug, der Erinnerungen weckte. Man möchte diese englischen Könige lieber nur lächerlich nennen —

Georg I. und Georg II. waren Deutsche auf dem englischen Königsthron. Ihnen fiel es gar nicht ein, englisch zu lernen: sie betrachteten diese englische Würde nur von dem Gesichtspunkt aus, dass es ganz angenehm wäre, König von England zu sein und viel Geld einzunehmen. In jener Zeit war England eben erst durch Wilhelm Grossmacht geworden und im Beginn seiner europäischen und weltgeschichtlichen Laufbahn: Deutschland existierte damals gar nicht: Deutscher zu sein, war damals keine Ehre. Die Zeiten wandelten sich. Engländer, und Engländerinnen zumal, wollen in Deutschland, dem grossen Deutschland von heute, wenn sie dorthin berufen werden, dorthin ihre Pflicht und Stellung sie ruft, ganz englisch bleiben, innerlich und äusserlich, wenn es sich um die winzigsten Fürstentümerchen, allerdings so recht deutsche Lilliputstaaten handelt, um Würden, den grossen englischen Adelsgeschlechtern kaum zu vergleichen. Engländerinnen, an Deutsche, an deutsche Soldaten vermählt, wollen Deutschland fremd oder feind bleiben und machen darin sich nur allzuleicht lächerlich.

Digitized by Google

Selbst solche, die weit eher Deutsche als Engländer sind, wollen den Tropfen englischen Blutes, der vielleicht in ihren Adern fliesst, höher stellen als ihr ererbtes angeborenes Deutschtum, das sie erniedern möchten. Die Zeiten wandelten sich. — In Deutschland ist das Mittelalter noch lange nicht zu Ende — aber die Zukunft Englands scheint nicht mehr gross zu sein wie vor zweihundert Jahren. —

Georg I. war wirklich ein Fremder in England im Gegensatz zu Wilhelm III. Und wie war andererseits Mary in Holland beliebt, sie, die doch Engländerin war.

Für Holland brach eine neue statthalterlose Periode an. Das Haus Oranien starb mit Wilhelm III. aus: die Nachkommen Johanns von Nassau, des Bruders Wilhelms I., erbten nach Wilhelms III. Tode den grossen Namen, der mehr bedeutete, als ein Dutzend Königreiche.

Johann I. von Nassau war dreimal vermählt (sein Bruder Wilhelm viermal): bedeutsam ward seine Nachkommenschaft aus erster Ehe mit Elisabeth von Leuchtenberg. In zweiter Ehe war er mit Kunigunde Jakobäa, Friedrichs IV. von der Pfalz Tochter, verheiratet. [Friedrich IV. von der Pfalz war vermählt mit Louise Juliane von Oranien, Wilhelms I. und Charlottes von Bourbon Tochter. Ihr Sohn Friedrich V. heiratete Elisabeth Stuart, seine Schwester Georg Wilhelm von Brandenburg. Sophie und Friedrich Wilhelm, der „grosse Kurfürst“ und die „grosse Kurfürstin“, sind demnach auch Geschwisterkinder, vertreten die gleiche Generation; ihre Kinder vermählten sich einander, so dass beide Häuser sich wieder vereinten in dieser Ehe, der Friedrich Wilhelm I. von Preussen entspross.] — Johanns I. und Elisabeths ältester Sohn Wilhelm Ludwig heiratete Moritz' von Oranien Schwester Anna, die noch sehr jung, nach einjähriger Ehe 1588 starb (Annas von Sachsen Tochter). Zwei Schwestern Wilhelms und Johanns heirateten Schwarzburger Grafen (von Arnstadt und Rudolstadt); eine Gräfin von Solms-Braunfels ward Johanns Tochter erster Ehe Juliane. [Friedrich Heinrich hatte Amalie von Solms-Braunfels geheiratet; Julianes Gemahl ist Johann Albrecht, dessen Tochter aus früherer Ehe Friedrich Heinrichs Gemahlin ward. Konrad

Digitized by Google

von Solms-Braunfels hatte Wilhelms I. Schwester geheiratet. Wie Wilhelm I. war übrigens auch sein Vater mit einer Gräfin von Egmont vermählt: auch sie starb noch nicht 24jährig.] — Johanns I. jüngerer Sohn Ernst Casimir ward Stammvater des heutigen Hauses Nassau-Oranien, da seines Bruders Wilhelm Ludwig Ehe kinderlos blieb. Er vertritt die gleiche Generation wie Moritz und Friedrich Heinrich, ist ihr richtiger Vetter. Er fiel (geboren 1573) 1632. Von seinem zweiten Sohne Wilhelm Friedrich (1613—1664), der sich versehentlich selbst erschoss, vermählt war mit Albertine Agnes, Friedrich Heinrichs Tochter, stammt Heinrich Casimir (1651—1696). Dessen zweiter Sohn Johann Wilhelm Friso (geboren 1687, ertrunken 1711) war Wilhelms III. Erbe. Er ist um eine Generation jünger denn dieser: in gleicher Generation mit Friedrich Wilhelm I. von Preussen und Georg II. von England. Den Titel „Prinz von Oranien" erhielt sein Haus jeweilen für den ältesten Sohn. Ihm folgte sein Sohn „Wilhelm IV", der wie einst Wilhelm III. nach seines Vaters Tode geboren war. Auch er starb jung 1751, nachdem er 1734 Georgs II. Tochter Anna geheiratet hatte. Wilhelm V., sein Sohn (1748—1806) heiratete 1767 eine Schwester Friedrich Wilhelms II. von Preussen. Wilhelm VI. ward Wilhelm I. als König von Holland (1772—1843), regierend 1815—1840. Er heiratete 1791 eine Cousine, Friedrich Wilhelms II. Tochter. Sein Bruder Friedrich, Generalmajor, starb noch nicht 25jährig 1799. Wilhelm II. war 1792 geboren († 1849), heiratete 1816 Anna Paulowna; sein Bruder Friedrich (1797—1881) Friedrich Wilhelms III. Tochter, wieder eine preussische Prinzessin und eine Cousine. Seine Schwester heiratete einen preussischen Prinzen und, als sie von ihm geschieden war, einen Herrn van Rossum. Wilhelm III. (1849—1890, geboren 1817), Wilhelms II. ältester Sohn, trug einen grossen Namen. Von ihm sprach ein holländischer Redner: Wie gern nehme ich es als eine gute Vorbedeutung an: er heisst Wilhelm III. Welch' einen Namen trägst Du! Der Redner meinte: England müsse diesen König lieben als Namens- und Stammesbruder des grossen, herrlichen Toten: er sehe England noch immer er-

Digitized by Google

füllt von dem Namen Wilhelms III.: Wilhelm III., wir bitten Gott, aber wir bitten auch Dich: beschäme diese schönen Hoffnungen nicht! —

Wilhelms III. Bruder Alexander starb als Generalleutnant und Generalinspekteur noch nicht 30jährig. Ein anderer Bruder, Heinrich (1826—1871), als Feldmarschall und Grossadmiral; er war vermählt mit einer weimarischen Prinzessin, sodann mit einer preussischen. Einem weimarischen Fürsten ward auch ihre Schwester Sophie (1824—1897) vermählt. Den Fürsten von Wied hatte Marie, Friedrichs Tochter und Wilhelms II. Nichte, geheiratet. Wilhelm II. vertritt die gleiche Generation wie der erste deutsche Kaiser, dessen Schwester die Prinzessin Friedrich war, und wie die Königin Viktoria; Königin Wilhelmine die gleiche wie der gegenwärtige Herzog von York, und Wilhelm II., deutscher Kaiser. Die Söhne Wilhelms III. aus erster Ehe starben jung: Kronprinz Wilhelm (1840—1870); Kronprinz Alexander (1851—1884). Nun folgte seine Tochter aus zweiter Ehe Wilhelmine (1880 geboren).

Die gegenwärtige Vertreterin des Hauses Nassau-Oranien, Wilhelmine, stammt nicht in direkter männlicher Linie von Wilhelm I. von Oranien ab: wohl aber stammt sie von ihm ab, und zwar mehrfach — zweimal durch das Haus Hohenzollern — einmal durch das Haus Oranien-Nassau: zweimal von Louise Henriette, Friedrich Wilhelms Tochter, einmal von deren jüngerer Schwester Albertine Agnes. Gleichfalls dreifach stammt Sophie in solcher Weise von Wilhelm I. ab — vierfach Marie von Wied, Friedrichs der Niederlande Tochter: dreimal durch Louise Henriette und das Haus Hohenzollern, einmal von Albertine Agnes. Die den grössten und reichsten unter den Fürstennamen neuerer Zeit tragen, sind verpflichtet und verpflichten andere, ihn zu ehren. Im Mannesstamme ist das Haus Oranien 1702 (mit Wilhelm III.), das Haus Nassau-Oranien 1890 (mit Wilhelm III.) ausgestorben. Beide Linien gehören nun der Geschichte an. In beiden endigte der Stamm mit einem Wilhelm III. Ganz anders gross ist jene erste gewesen. Jener erste Wilhelm III. war zufällig „Der Dritte“ in Holland wie in England. Der

Digitized by Google

letzte Spross ihres Hauses überhaupt ist Wilhelmine nicht — und Wilhelm I. also nur in gewissem Sinne als ihr Ahn zu bezeichnen, wie hier nachgewiesen ward.

Abstammung der heutigen „Oranier“:

I. Von Wilhelm I. bis auf Wilhelmine 11 Generationen: a) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friedrich Wilhelm II. — Friederike Louise Wilhelmine — Wilhelm II. der Niederlande — Wilhelm III. — Wilhelmine; b) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friederike Sophie Wilhelmine — Wilhelm I. der Niederlande — Wilhelm II. — Wilhelm III. — Wilhelmine; c) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Albertine Agnes — Heinrich Casimir — Johann Wilhelm Friso — Wilhelm IV. — Wilhelm V. — Wilhelm I. der Niederlande — Wilhelm II. — Wilhelm III. — Wilhelmine.

II. Von Wilhelm I. bis auf Sophie 10 Generationen: a) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friedrich Wilhelm II. — Friederike Louise Wilhelmine — Wilhelm II. der Niederlande — Sophie; b) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friederike Sophie Wilhelmine — Friedrich I. der Niederlande — Wilhelm II. — Sophie; c) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Albertine Agnes — Heinrich Casimir — Johann Wilhelm Friso — Wilhelm IV. — Wilhelm V. — Wilhelm I. der Niederlande — Wilhelm II. — Sophie.

III. Von Wilhelm I. bis auf Marie 10 Generationen: a) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friedrich Wilhelm II. — Friedrich Wilhelm III. — Louise Auguste Wilhelmine

Digitized by Google

Amalie — Marie; c) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friedrich Wilhelm II. — Friederike Louise Wilhelmine — Friedrich der Niederlande — Marie; c) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Louise Henriette — Friedrich (III.) I., Hohenzollern — Friedrich Wilhelm I. — August Wilhelm — Friederike Sophie Wilhelmine — Wilhelm I. der Niederlande — Friedrich — Marie; d) Wilhelm I. von Oranien — Friedrich Heinrich — Albertine Agnes — Heinrich Casimir — Johann Wilhelm Friso — Wilhelm IV. — Wilhelm V. — Wilhelm I. der Niederlande — Friedrich — Marie. —

Zu Delft sind die Oranier begraben. —
Das war das Los des Hauses Oranien.
Und jenes der Stuarts?

Der „Chevalier von St. George" „Jakob III.", starb 1766 in Rom; seine Schwester, 1692 in Frankreich geboren, 1712; 1788, gleichfalls in Rom, sein Sohn Karl Eduard „Karl III", „Graf von Albany", 1720 geboren, einst vielversprechend, zuletzt geistig und körperlich gedrückt und erniedrigt, nach einem düsteren Alter, eben 100 Jahre nach seines Grossvaters Sturz. „Heinrich IX." war der letzte Stuart (1725—1801): Heinrich Benedikt, Kardinal von York, † in Rom, wie sein Vater und Bruder, in Rom, wo die wie sein Grossvater übergetretene Tochter Gustav Adolfs einst für Jakob II. zu wirken suchte wider den Willen des Papstes, päpstlicher als der Papst. Dass die heutigen „Jakobiten" unsinniger Weise die Prinzessin Ludwig von Bayern als ihre Königin ansehen, ist bekannt: eine sehr zweifelhafte Ehre. —

Wie das Haus Oranien-Nassau, trat auch das Haus Hannover, das Wilhelm III. auf dem Königsthron von England folgte, mehrfach in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu den Hohenzollern in Brandenburg — Preussen — Deutschland. Sophie vertrat die gleiche Generation mit Karl II. und Jakob II., war ihre richtige Cousine: wie auch die Friedrich Wilhelms von Brandenburg. Ihre Tochter Sophie Charlotte heiratete ihren Verwandten Friedrich III. von

Digitized by Google

Brandenburg, König Friedrich I. von Preussen: Sophie Charlottes Bruder ist Georg I. von England. Dessen Tochter Sophie Dorothea heiratete ihren richtigen Vetter König Friedrich Wilhelm I. von Preussen. Aus dieser Ehe stammen Friedrich der Grosse und August Wilhelm. Dessen Sohn ist Friedrich Wilhelm II., von diesem stammt drei Generationen später — (Friedrich Wilhelm III. — Wilhelm I.) — Friedrich ab, zweiter Deutscher Kaiser, der Viktoria von England heiratete. Sie ist mit ihm in gleicher Generation, drei Generationen jünger als Georg III., der mit Friedrich Wilhelm II. die gleiche Generation vertritt. (Dazwischen Eduard von Kent — Viktoria). So kommen beide Linien auch hier wieder zusammen, und aus dieser Ehe stammt der dritte Deutsche Kaiser, Wilhelm II., der somit auf dreifache Weise Mary Stuarts von Schottland direkter Nachkomme ist. Zunächst in folgender Descendenz: Mary Stuart — Jakob I. — Elisabeth — Sophie — Georg I. — Georg II. — Friedrich — Georg III. — Eduard von Kent — Viktoria — Viktoria — Wilhelm II. (Preussen); sodann: Mary Stuart — Jakob I. — Elisabeth — Sophie — Georg I. — Sophie Dorothea — August Wilhelm (Preussen) — Friedrich Wilhelm II. — Friedrich Wilhelm III. — Wilhelm I. — Friedrich — Wilhelm II.; und: Mary Stuart — Jakob I. — Elisabeth — Sophie — Sophie Charlotte — Friedrich Wilhelm I. (Preussen) — August Wilhelm — Friedrich Wilhelm II. — Friedrich Wilhelm III. — Wilhelm I. — Friedrich — Wilhelm II.: je zwölf Generationen.

[Diese genealogischen Vergleiche sind interessant genug, und zugleich wichtig. Wir stellen sie in einigen übersichtlichen Tafeln zusammen, darauf nur das Nötigste aufgenommen ward. An ihrer Hand ersehen wir am besten, welche Mitglieder der betr. Fürstenhäuser genealogisch bedeutsam wurden für die Folgezeit. Wir verzichten auf zu eingehendes Zahlenmaterial — so auch auf hier überflüssige Erwähnung z. B. der drei übrigen Ehen Heinrichs VIII. Tudor und der zwei übrigen Ehen Johanns I. von Nassau, und anderer Persönlichkeiten, deren Heranziehung nicht unbedingt notwendig war: wie Philipps II. von Spanien, Gemahls von Mary Tudor; Franz' II. von Frank-

Digitized by Google

reich, Mary Stuarts von Schottlands zweiten Gemahls, Bothwells, ihres dritten Gatten; Arabella Stuarts, Jane Greys, Ruprechts von der Pfalz u. s. w. Die XIII. Generation im Hause Stuart-Hannover entspricht der X. im Hause Nassau-Oranien; die XII. in diesem würde dort XV. sein.] —

Wilhelm III. starb im Alter von 51 Jahren. Von seines Hauses Gliedern wurden Moritz und Friedrich Heinrich älter. Aber Moritz' Alter war ein entsetzliches: der nie jung gewesene ward nicht alt und war doch ein Greis. Cromwell war eben so alt wie Moritz: und starb müde wie er. In voller Lebenskraft dagegen der etwas jüngere Karl II., der garnicht gerne schon damals zum Sterben ging. —

Cromwell siegte am 3. September bei Worcester, am 3. September bei Dunbar; und er starb am 3. September: das war der Tag seines Schicksals. So haben für beide Napoleone, für die Hohenzollern und für Wilhelm III. bestimmte Tage sich als bedeutungsvoll erwiesen. Wer die Geschichte Cromwells nicht kennt und nicht versteht, der versteht die Bedeutung Wilhelms und seines Zeitalters nicht. Wilhelm wäre nicht Cromwells Feind gewesen, er hätte ihn gewürdigt; Cromwell musste Gegner des oranischen Hauses sein — aber unendlich viel gemeinsames war in diesen beiden Männern; Cromwell ist der rechte Vorläufer Wilhelms gewesen. Es wäre ein eigener und ein interessanter Vergleich: diese beiden Männer neben einander zu stellen: die fast überall die gleichen Feinde hatten, die Gleiches wollten, zu Gleichem geboren waren. Aber Cromwell war eben doch nur der Vorläufer Wilhelms III.

Elisabeth — Cromwell — Wilhelm III.: das sind die drei Vorkämpfer Englands und des Protestantismus zugleich. In diesen Dreien, durch sie ward England gross in Europa und Europa gegenüber. Aber Elisabeth und Cromwell sind Vorläufer Wilhelms — in ihm ward das Ziel erreicht. Doch sind sie beide den Oberflächlichen bekannter als er und „populärer".

Digitized by Google

Wilhelm I. von Oranien und seine nächsten Nachfolger, sodann Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Friedrich Wilhelm von Brandenburg — das sind die Vorkämpfer des Protestantismus in Europa gewesen. Aber sie alle sind nur Vorläufer Wilhelms III. Was der Schwedenkönig, der weimarische und der Hohenzollernfürst nicht erreichen konnten, das erreichte er. Doch sind sie den Oberflächlichen bekannter als er und „populärer".

Dreimal standen sich in drei gewaltigen Perioden der Weltgeschichte zwei gewaltige Männer gegenüber.

Luther und Karl V.

Luther: der Vertreter der aufgehenden Sonne, der siegenden neuen Zeit. Er ist anerkannt worden. —

Karl V.: sein Gegner, der äusserlich mächtigere, der unglücklich war im tiefsten Innern, und der erlag. Nur in ihm und durch ihn ist seine Zeit zu verstehen. Er ist der rechte Vertreter seiner, der untergehenden Zeit. Er ist unterschätzt worden —

Gustav Adolf und Ferdinand III.

Wir können Gustav Adolf und die Geschichte seiner Zeit nicht verstehen, wenn wir nicht ihm Ferdinand vergleichend entgegenstellen. Wir können ihn nicht in der Geschichte und nicht in der Dichtung lebendig schildern: ohne diesen Gegner zu kennen.

Wilhelm III. und Ludwig XIV.

Dreimal stand die neue Zeit, die aufgehende Sonne gegenüber der alten, untergehenden. Dreimal stand der Protestantismus auf — aber das erste und zweite Mal siegte er nicht endgültig: durch Luther nicht und durch Gustav Adolf nicht. Nach Luthers Tode und nach Gustav Adolfs Tode drang vielmehr siegreich vor die Gegenreformation. Dann kam Wilhelm. Und Wilhelm siegte endgültig — was er gewann, ging noch nicht wieder verloren.

Wilhelm erscheint auch hier als Haupt, und in ihm verkörpert sich die höchste Erhebung. Dennoch ist er verkannt worden. Dennoch — oder darum? — ist er nicht „populär" —

Sollen wir noch Wilhelm I. und Philipp II., Eilisabeth

Digitized by Google

und Philipp II. einander gegenüber stellen? Cromwell und die Stuarts? Wichtiger für die Folgezeit, für die Jahrhunderte wurde Wilhelm III.

Aber Wilhelm steht vor uns als eine Mahnung für unsere Zeit: Was Du ererbt hast, erwirb es, um es zu besitzen! Halte, was Du hast, dass niemand Deine Krone nehme! Wir müssen erhalten, was er uns gab, sein Werk erhalten —

Drei Wilhelms sah England in seinen Grössten. Zunächst kam Wilhelm von der Normandie, der Eroberer oder „Wilhelm der Grosse", wie die Hofleute und Skribenten seiner Zeit ihn nannten. Wie das Volk Englands selbst ihn nannte — das ward längst vergessen. Den „Namen" des Grossen tragen nicht die Grössten — dieser Wilhelm trug ihn thatsächlich. Er war kein Engländer — und der dritte Grosse des Namens Wilhelm auch nicht: aber Wilhelm der Normann und Wilhelm der Oranier wurden Herren Englands. Um ein Menschenalter vor Wilhelms von Oranien Geburt starb der in der Zeitfolge zweite dieser Drei: und er war nicht nur der grösste Sohn Englands, sondern auch der Grösste dieser Drei: wenig weiss sein eigenes Vaterland von seinem Leben heute: obwohl er ein Engländer war, anders als jene Zwei — und ein Engländer, der die Welt erobert hat in gleich grossem Sinne wie Wilhelm der Oranier — der, wie Goethe Bismarck, selbst den gewaltigen Oranier überragt: darum weil der Sieg, der die Geister gewinnt, der über die Seelen gebietet, Tiefinnerstes beherrscht, über dem Erfolge steht, den alle sehen — der äusserlich weit grösser scheint. Denn was nicht alle sehen — das ist wahrhaft das Grösste. —

Den Namen des Grossen tragen diese beiden Gewaltigsten des Namens Wilhelm nicht —

Wilhelm — der Dritte auch in der Folge dieser Drei, im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte — ist kein Allerweltsheld. Wem nur die von allen anerkannten Autoritäten sind, der liebt die Allerweltshelden: der will andre bekehren und — sich nicht bekehren lassen. Der weiss nicht: dass jeder selber urteilen, selber lernen sollte — um dann lehren zu können. Bekehren wollen hat den

Digitized by Google

Meisten gegenüber, den Allzuvielen keinen Zweck: sich bekehren lassen ist oft ein Zeichen gerade des grossen Geistes, der gern und freudig zugiebt, dass er geirrt, und gern von Überzeugten sich überzeugen lässt, der weiss: es ist keine Schande, sondern es ist ewige Wahrheit und Weisheit: dass man niemals auslernt. —

Es gab noch andere in den europäischen Landen des Namens „Wilhelm III." So gab es manchen Karl und manchen Friedrich gleicher Bezeichnung unter den Regenten. Und so bewundernswert jener Friedrich II. ist, den sie den Grossen nannten, der Grösste seines Namens, der grösste „Friedrich II." ist er nicht. Der grösste Friedrich überhaupt — der teilt das Los des grössten Wilhelms. Man nahm ihm seinen Ruhm — man liess seinen so ganz ihm gegenüber verschwindenden Ahnen, Friedrich I., als Helden preisen und vergass ihn: man liess jenen im Kyffhäuser schlafen. — Aber das deutsche Volk sah im Kyffhäuser schlafend den grössten aller deutschen Kaiser — und das Volk war weise. Auch das ward vergessen, und unweiser denn das Volk sind die „Berufenen" des Volkes hierin gewesen, Geschichtschreiber und Poeten und Regierende. —

Wilhelms III. Grösse ist einzig. Wir müssen oft dem Untergehenden in der Weltgeschichte unser Interesse, unsere Sympathie, unsere Achtung und unsere Liebe zuwenden. Die an Zeitenwenden stehen, die Sieger wie die Besiegten, fesseln uns leicht. Die Sieger fesseln uns aber nicht allein darum: dass sie Sieger waren — und die Besiegten lassen uns nicht gleichgültig allein darum: weil sie Besiegte waren. Bei dieser wichtigsten Zeitenwende wenden wir uns dem Sieger zu. Nicht dass er siegte, macht ihn uns lieb. Erfolg und Triumphe sind kein Beweis der Grösse. De Witt und Jakob II. und Ludwig XIV. waren Unterlegene — aber sie mussten in dem, was gut an ihnen war, anerkannt werden. Julian, der Unterlegene, vor anderthalb Jahrtausenden, stand turmhoch über dem Sieger Konstantin, den er beerbte, dessen Erbe er von sich warf um seiner Überzeugung willen. König Saul ist uns lieber als König David — und jeder Dichter wird Julian und wird Saul liebgewinnen: in beiden

Digitized by Google

Gestalten liegt unsterbliche Poesie: noch mehr vielleicht in dem biblischen Helden. —

Wilhelm III. gewann trotz seiner Erfolge und Triumphe damals und heute nicht die verdiente Anerkennung — das war der Menschen, der kleinen Menschen Schuld — das macht uns ihn lieb, dass wir wissen: man muss viel gut machen an ihm: das lieben wir in ihm. Seine Siege machten ihn nicht glücklich. Sie machten glücklich den einzigen Menschen, der ihn verstand: Mary. Wir wollen ihn sehen, wie Mary ihn sah: versuchen, ihn zu kennen und zu lieben wie sie. Fremde Grösse in fremden Gebiet anzuerkennen müssen wir suchen: dem wird es leicht, der das Wesen der Grösse versteht, kennt und liebt, der weiss: was das Fürstentum der Fürsten, das wahre Fürstentum bedeutet: gross geboren zu sein, und davon überzeugt zu sein; gross zu werden, sich gross zu bewähren, immer weiter zu lernen und zu lehren. Das Bewusstsein der Grösse ist niemals Grössenwahn: das ist vielmehr not, und ist heilig. Ohne dies Bewusstsein kann man und darf man nicht über Grösse urteilen, sei es nun fremde oder eigene. —

Wer Wilhelm III. als gross erschaute: an dessen Seite stehen alle die rechten Zeugen aus jener Zeit. Sie alle a h n t e n nur seine Grösse: aber sie verkünden seinen Ruhm begeistert. Auf sie, die ihn sahen, die mit ihm lebten, die urteilen durften, muss des Historikers Urteil sich stützen. Und wertvoll ist es für ihn und für andere, wenn er noch mehr: denken, fühlen und leben kann mit einem Manne, wie Wilhelm, in und mit einer Frau, wie Mary: im Innenleben solcher Menschen wie Wilhelm und Mary finden kann, was er sucht und kennt: und der dann Wahrheit geben darf der Zeichnung solcher Ideale. —

Mary entstammte einem untergehenden Geschlecht. Zur letzten, höchsten Blüte gelangte es in ihr. Auch Wilhelms Haus starb mit ihm aus und gelangte doch in ihm zur höchsten Blüte. Sie Beide stehen auf stolzester Höhe. Wilhelm und Mary bilden das natürliche Ziel, und die Spitze, darauf die Zeit zustrebt, darin ihr Haus den Höhepunkt erreicht. Er ist ganz Mann — und sie ganz

Digitized by Google

Frau. So finden, so ergänzen sie sich. So ist er ein rechter Mann, sie eine rechte Frau — so sind beide gross. Er hat vom Weibe nichts — sie nichts vom Manne — so sind sie eins der wunderbarsten Paare: wie wir kein zweites kennen — und so sind sie auch glücklich gewesen mit einander —

Die Zeit hatte eine grosse Aufgabe — sie suchte einen Mann für sie. Es lebte in jener Zeit ein Mann, der suchte die grösste Aufgabe. So fand die Zeit ihren Mann, den sie brauchte: und er sein Ziel. Ein glücklichstes Zusammentreffen. Nicht oft — vielleicht fast niemals — war die Geschichte so glücklich und weise zugleich.

Wer ein Historiker und Dichter ist — selten kann beides vereint sein — dem wird die Aufgabe Marys in Holland und zumal in England, wo sie noch schwieriger war als die ihres Gemahls, nicht minder interessant und wichtig sein als die Aufgabe Wilhelms. —

Wohl lebten gleichzeitig mit ihm andere grosse Männer. Aber der grösste ist Wilhelm, ein König ist der grösste Mann seiner Zeit. In drei Dezennien (1672—1702) hat er ein Leben gelebt, wie die Weltgeschichte wenige kennt. Die Prinzen von Oranien gelten als die edelste Heldenfolge der Geschichte: aber alles ist wunderbar in diesem letzten der Oranier, in seinem Leben und seinem Wirken, in dem, was er für seine Zeit und alle Zukunft gab, in dem, was er in sich barg und nicht verriet. Er war ein Auserwählter, der so viel grosse Thaten thun durfte, dass er als einer der herrlichen Menschen überhaupt vor uns steht. —

Das heutige England ist gross in seiner Freiheit, gross in seiner Religion, gross in seiner Weltmachtstellung. Alles das, alle drei Elemente der Grösse, schuf Wilhelm III. dauernd, nachdem Elisabeth und Cromwell vorbereitet hatten. Natürlich dankte England ihm nicht — dankt ihm noch heute nicht. Glorreich für England waren die Jahre 1346 und 1415, auch das Jahr 1215, da das englische Volk einem unwürdigen Könige gegenüber siegte. Aber 1689 ward ein König gegeben einem sein unwürdigen Volk — und dass er siegte über dies Volk: daran ist dies Volk gewiss nicht

Digitized by Google

schuld. Damals gab er allein — und England nahm. England hoffte einen grossen Retter und Befreier zu finden: das ward Wilhelm III. Dass dieser Retter und Befreier nun auch gross blieb, als König, verzieh man ihm nicht — was hätte man ihm auch noch danken sollen ausserdem? Für Holland erwies sich das, was Wilhelm III. für England that, nicht als ein Glück: denn Holland sank seither. Aber England gab er alles — und Europa. Nur noch einer war so gewaltig vor der Welt wie er in neueren Zeiten: Napoleon I. Aber was gab Wilhelm alles der Menschheit — und was Napoleon!

Wir wollen hier nicht reden von all' dem, was als ein eigentliches Thema besonders sich darstellt: was Wilhelm III. und seine Regierung für die wichtige Wissenschaft der Volkswirtschaftskunde bedeutet: hier wie im staatswissenschaftlichen, staatsrechtlichen Sinne. Allüberall Anfang und Aufschwung — mag man nun an die Gründung der Bank von England oder an die erste Korngesetzgebung denken. Da bieten sich noch so manche Felder der Studiums und des Schilderung dar —

Für Englands Kirche konnte Wilhelm weniger thun, weniger geben, als er wollte. Auch daran war England, und Englands Kirche selber schuld. Holland war tolerant und vorbildlich darin — Wilhelm hätte gerne auch England tolerant gesehen. Aber er „musste sich mit einem armseligen Duldungsgesetze begnügen". Freilich: wären Englands Protestanten nicht so fanatisch gewesen — es wäre nicht so gekommen, wie es kam. Diese Engländer sprachen nie von Katholizismus, nur von Papismus — gleich ihnen ihre Historiker. Jakob II. und seine Jesuiten standen sogar noch jenseits des päpstlichen Willens, noch jenseits des Ultramontanismus und Papismus. Wilhelm III. war im rechten Sinn orthodox. Und er stand darum für rechte Gleichberechtigung ein und wehrte Übergriffen Unberechtigter. Er that es eben nicht aus Indifferentismus, sondern aus rechter persönlicher und fürstlicher Überzeugung. Er war nicht dem Namen nach orthodox — sonst hätte er vielleicht wohl unterdrücken müssen. Und solche Unterdrückung, die nicht ge-

Digitized by Google

recht und rechtlich ist, die wird zum schlimmsten Feinde dem Unterdrücker selbst: ein ganz anderer Feind, als der Indifferente ist gegenüber dem äusserlich Gläubigen. Gleichgültige sind selten Gegner der von rechts und links um sie Gescharten — aber die Denker und Seher müssen oft Kämpfer sein. Englands Kirche galt und gilt England viel: und Englands König wie seine Staatsmänner hätten sich nie entrüsten dürfen, wenn die berechtigten Männer der Kirche von Dingen, die sie verstanden, als freie Männer redeten, im Interesse der Kirche wie des Staates; niemals sie „belehren" oder ihnen sogar befehlen und sie zurechtweisen zu wollen. Das Recht der freien Rede dem Fürstenthrone gegenüber war nicht nur theoretisch erlaubt, sondern eben Recht und Gesetz. Und solch' ein Recht und Gesetz ist nicht dazu da, umgangen zu werden. Das Recht des Tadels wie des Urteils überhaupt der Krone und Regierung ist beschränkt durch Recht und Gesetz. —

Sie war ohne Sünde — so sprach Wilhelm von Mary — wenn ein Mensch ohne Sünde war. Mit solchem Worte muss man vorsichtig sein. Man ist nicht immer vorsichtig genug damit. Oft haben Frauen grosser Männer, im öffentlichen, politischen Leben, Frauen der Könige wie der Staatsmänner, sie nicht nur nicht unterstützt, sondern sie recht eigentlich gehindert — als kleine, kleinliche Frauen. —

Wilhelm war ein gerechter Richter Marys — und Mary Wilhelms rechte Richterin.

Mary, die Königin, war unglücklich geworden, weil sie Königin ward — und war doch glücklicher in ihrem Leben und Sterben als ihr Gemahl. Sie selber würde es sagen —

Und Wilhelm?

Er würde lächeln mit seinem grossen und gütigen Lächeln, hörte er heute die Frage —

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

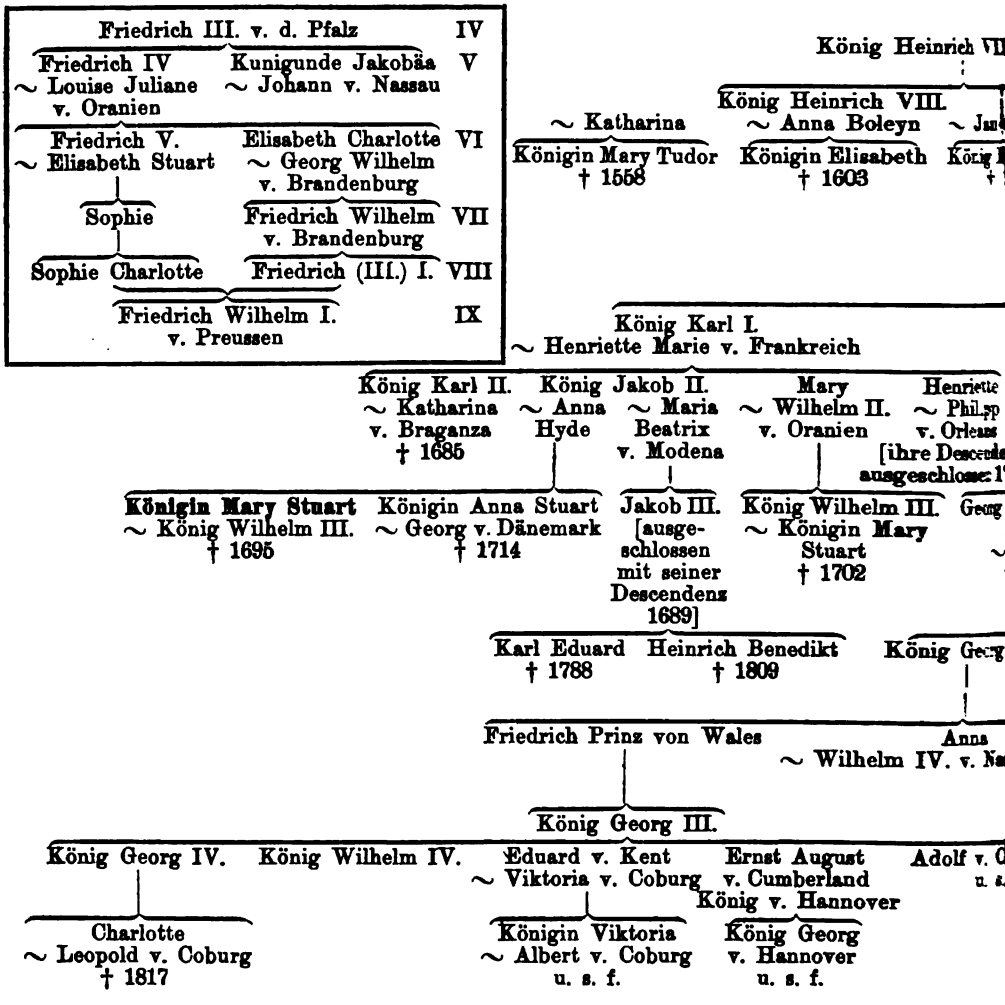
Digitized by Google

I.

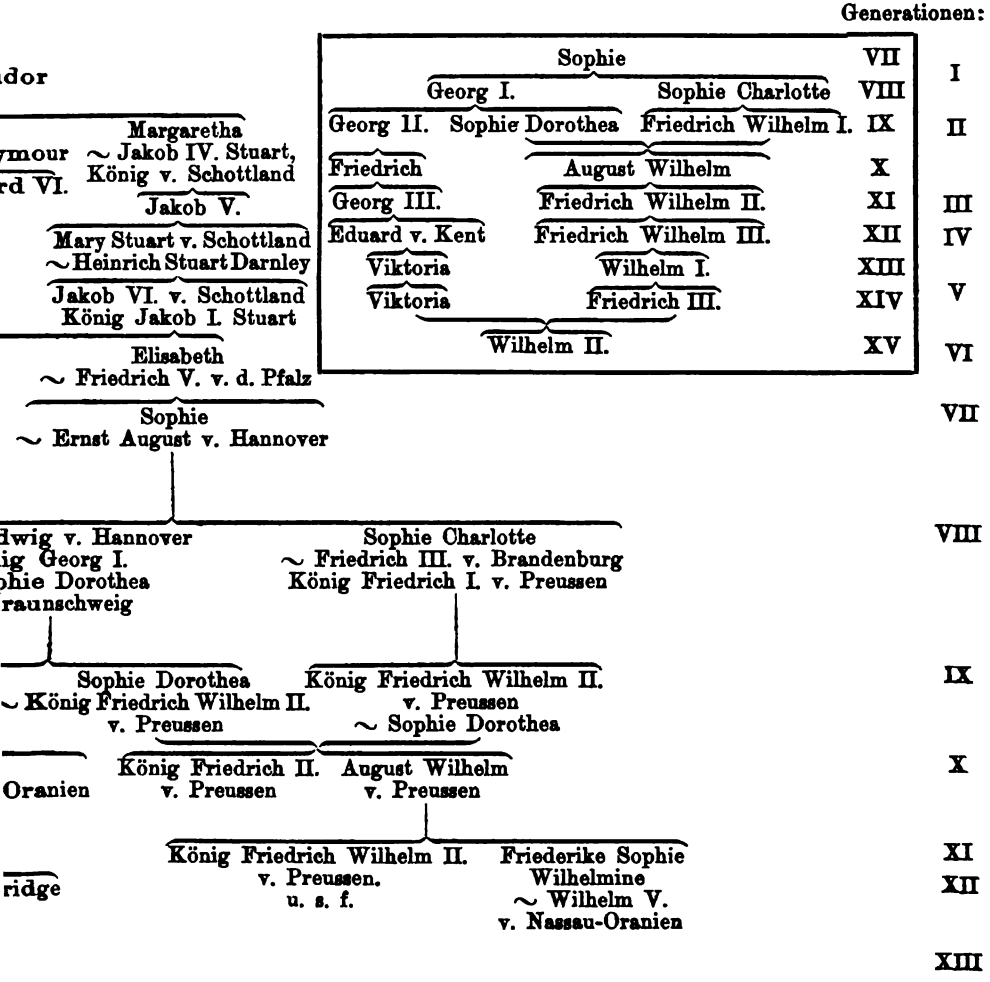
Grossbritannien.

Haus Stuart.

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

†

mit Jahreszahl

hinter einem Namen bedeutet, dass mit dem bezeichneten Mitgliede der Dynastie die direkte legitime Erbfolgelinie in seinem Zweig im angegebenen Jahre ausgestorben ist.

Digitized by Google

(2)

OLIVER CROMWELL—WILHELM III.

UND

IHRE FEINDE VON HEUTE.

LITTERARISCHER ANHANG

ZU

WILHELM III.

PRINZ VON ORANIEN, ERBSTATTHALTER VON HOLLAND, KÖNIG VON ENGLAND

VON

W. K. A. NIPPOLD.

BERLIN
C. A. SCHWETSCHKE UND SOHN
1901.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorbemerkung.

Im letzten Satze von einem unsere Monographie über Wilhelm III. geleitenden Vorwort versprachen wir, binnen kurzem einen „Litterarischen Anhang“ folgen zu lassen.

Dies Versprechen werde hiermit erfüllt — und zwar in noch anderem, höherem Sinne.

Der „Litterarische Anhang“ ist mehr geworden als ein blosser Anhang, wie auch die Leser dieses an sich in ihren Hauptteilen vollkommen unabhängig von jener gestalteten und in sich abgeschlossenen Schrift bald erkennen werden.

Eine zunächst unerfreuliche Arbeit — Verteidigung grosser und edler Menschen gegen ungerechte und niedrige Anfeindungen; und die zu diesem Ziele notwendige Beschäftigung mit diesen Angriffen selbst — erwies sich als überaus wichtig. So ward denn auch gleich im Titel dieser Schrift auf diese für uns und wie wir hoffen auch für unsere Leser unverkennbare Wichtigkeit hingewiesen. Die vorerst negative Arbeit wandelte sich zu einer positiven — sie ist nun doch nicht nur Abwehr und Polemik: vielmehr ein neuer Baustein zugleich zum grossen Denkmal jener Tage.

Das Ganze gruppiert sich nun in dieser jetzigen Form um das an Umfang reichste Mittelstück „Oliver Cromwell und seine Feinde“. Wilhelms und Marys Bilder, die ihrer Zeit und ihrer Gegner von Einst und Heute stellen die naheliegende Umrahmung dar in einem ihnen dort wie hier gewidmeten Thema.

W. K. A. Nippold.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Es ist not, hier noch kurz auf einige Einzelheiten einzugehen: die wir aus Text und Vorwort unserer Schrift über „Wilhelm III." hierher verbannten. Zumal erscheint es wichtig, an der Hand einiger Aufsätze aus anderer Feder nachzuweisen: wie wenig bekannt dennoch — leider! — diese bedeutsame Zeit und ihre bedeutsamsten Persönlichkeiten bis heute sind — dürfte man sagen: waren! Es gilt, ungerechtfertigte Angriffe zurückzuweisen, und aus der Heranziehung dieser Angriffe und aus der Form derselben darzulegen: wie dringend not es ist — dass man sich besser unterrichte in weiteren Kreisen. Leider sind es gerade deutsche Autoren, mit denen wir uns hier in diesem wirklich beklagenswerten Sinne beschäftigen müssen: die uns herausfordern, uns mit ihnen zu beschäftigen in solcher Art, wie sie es nicht anders verdienen. Es wäre ja für manchen zu viel verlangt: wollte man von ihm ernstlich erwarten, dass er eindringe in den Geist der Zeit und ihrer Menschen: wünschenswert wäre es indessen doch, bevor solche, wie die hier berührten Schriften in die Welt gesetzt werden, dass ihrer Abfassung und — Veröffentlichung ein gründlicheres Studium vorangehe.

Über diese Zeit, deren grössten Helden wir schilderten, die wir ihm folgend auf seinem Lebenswege zeichnen und erklären wollten, haben Männer ersten Ranges geschrieben: man sollte also doch wirklich meinen: dass die hervorragendsten Geschichtswerke, die wir aus den letzten Jahrhunderten besitzen, das Eine erreicht hätten: dass derartiges, wie wir es hier betrachten und tadeln müssen, nicht mehr geschähe und nicht mehr möglich wäre — dass Entstellungen in deutsche Leserkreise wissentlich oder unwissentlich von sogenannt Gebildeten hineingetragen werden: in solche Kreise, die bisher nichts oder wenig wussten von dem, worum es sich handelt, und die nun systematisch, oft absichtlich, falsch unterrichtet werden.

Digitized by Google

Man nimmt gewöhnlich an, dass jedenfalls ein Werk wie Macaulays englische Geschichte Gemeingut auch der deutschen Gebildeten geworden sei. Diese Annahme scheint eben doch ein Irrtum zu sein —

Macaulay gab uns allen ein gewaltiges Geschenk in seiner litterarischen Lebensarbeit: und nicht minder grossartig ist Greens englische Geschichte, die sich wirklich als eine „Geschichte des englischen Volkes", wie er sie nennt, darstellt: vorbildlich für alle, gerade zu musterhaft in weitem, freiem Blicke, in edler Objektivität. Die Sprache Macaulays wie Greens ist wunderbar — und eines wunderbaren Themas würdig.

Dann haben wir Klopps gleichfalls in hohem Grade bedeutendes Buch. Gegenüber den niedrigen Schmähungen fanatischer und parteiischer „Skribenten" alter und neuer Zeit haben wir keinen besseren Verteidiger des Rechten und Wahren als diesen „katholischen" Schriftsteller, der sich anerkennenswerter Objektivität befleissigt. Wir haben dies auch schon in jener früheren Biographie Königin Marys festgestellt: speziell für Klopps Stellung zu Mary und ihren Gegnern. Dort haben wir mehrfach ihn, wie auch die anderen hier erwähnten Historiker citiert, und ihn gebührend anerkannt. Auch er bringt schätzenswertes Material.

An Material über jene Zeit sind wir ja überreich — glücklicherweise. Noch lange ist nicht alles Vorhandene benutzt, und reiche Schätze können noch gehoben werden. Wollten wir heute alles, was wir benutzen könnten, auch nur in kleinem Masse thatsächlich benutzen: so müsste eben ein zehnbändiges Werk zu stande kommen. Das aber war, wie schon hervorgehoben, unsere Absicht durchaus nicht: für jetzt — und wir begnügten uns gerne mit ähnlichen Quellen, wie wir sie seinerzeit über Königin Mary zur Hand genommen und citiert haben. Schon hieraus kam ein erschreckend grosses Material zusammen — so dass wir wieder und wieder streichen und uns kurz fassen mussten, um nur das Nötigste zu geben. Dennoch fürchten wir, dass gerade wegen der von uns notgedrungen gewählten kurzen und knappen Form ein embarras de richesse zu Tage trete — und mehr ein „Extrakt" für künftig Gleichstrebende — um einen in letzter Zeit angewandten Ausdruck zu gebrauchen —: als ein definitiv abgeschlossenes Bauwerk: mehr ein granitener Marmorblock, der noch der Ausarbeitung in einzelne Teile, der Feilung und Verfeinerung bedarf — ein Diamant,

Digitized by Google

der nicht geschliffen, nicht voll und ganz gewertet ist. Besseres, schöneres kann und soll aus diesem Thema werden. Edel ist dies Thema — und ist Granit und Diamant.

Das Leben Wilhelms III. und Marys war thatsächlich und es liest sich darum auch, wenn recht beschrieben, wie ein spannendster Roman. Und dieser Roman war Wirklichkeit. Wir brauchten nichts hinzuzufügen, um ihn fesselnd erscheinen zu lassen: nichts, um dies Thema wahrhaft erhebend zu machen: grossartig, reich und gewaltig. — Andererseits lag es uns nahe genug: bei solchem wissenschaftlichem Thema, das an sich nicht zur „schönen" Litteratur zu gehören scheint: jedwede wissenschaftliche — Trockenheit zu vermeiden: und das geschah denn auch sehr gerne. —

Was an Spezialwerken für uns hauptsächlich in Betracht kam, ist am mehrfach angegebenen Orte hinreichend gekennzeichnet. Hallams „Constitutional history of England" leistete grosse Dienste, und wird sie jedem leisten, der ihre Hülfe sucht und ihrer Hülfe bedarf. Auf die Veröffentlichungen der Gräfin Bentinck und Döbners, Marys hinterlassene Schriften betreffend, sei auch hier noch besonders hingewiesen. Zeitgenossen, wie Burnet und Lady Marlborough, sind interessante Gegensätze: brauchbar als Grundlage für den ernsten Historiker nur der erste: für den ernsten Historiker und also auch für den Künstler, der schon als solcher keinerlei religiös oder konfessionell parteiischen Standpunkt vertritt, auf Grösseres allein sein Auge wendet.

Rankes englische Geschichte tritt für uns weit hinter Macaulay und Green zurück. Er scheint dem englischen Geiste, wenigstens jener Zeit, ferner zu stehen: und wer in den Geist einer Zeit nicht vollauf eindringt, wie es dem Künstler vielleicht noch besser als dem Historiker gelang: der giebt auch mit dem wertvollsten historischen Material keinesfalls mehr als der minder trockene, minder gelehrte, zur Konkurrenz gar oftmals „von oben herab" gar nicht zugelassene Künstler, der in der Menschen Seelen liest — auch in den Seelen von Menschen aus fernen und fernsten Zeiten: dem ein divinatorischer Blick gegeben ist: damit er den Wettkampf wohl aufnehmen kann, bauend auf sein Prophetentum. —

Digitized by Google

II.

Etliche parteiische und ungerechte Richter, die sich zum Richter aufwerfen, obwohl sie kein Recht dazu besassen, haben wir schon in jener ersten Schrift gestreift. Vgl. dort u. a. S. 19—20: „Trotz allen diesen Zeugnissen selbst neuerer Historiker brachte es kürzlich der „bekannte“ Pater Zimmermann, S. j., fertig, in den „Historisch-politischen Blättern“ (1894, Band 113, Heft 7, 509—19) jene Verleumdungen zu wiederholen und zu überbieten. Er nennt Macaulays Schilderung eine die wahren Thatsachen entstellende, rühmt die Fortschritte der „neueren Forschung“ und sagt an einer Stelle: „Unbekümmert um die Resultate der neuen Forschung wandelt Brosch („Geschichte von England“, VIII. Band) in den alten Bahnen eines Macaulay, Hallam: ja er scheint die von (dem Konvertiten) Ward u. a. bearbeiteten Artikel in dem „Dictionary of National Biographie“ nicht einmal zu kennen.“ Wir können dem guten Pater entgegnen: „Unbekümmert um die Resultate der alten und neuen Forschung wandelt Zimmermann in den alten Bahnen der kritiklosen, fanatischen Jakobiten; ja er scheint, obwohl er sich ein so scharfes und bestimmtes Urteil anmasst, weder die Quellen Klopps noch vor allem die vor längeren Jahren erschienenen Briefe und Schriften Marys zu kennen.“ Sonst würde er nicht solche Stilblüten veröffentlichen, wie (S. 513—14): „Wilhelm behandelte seine Frau mit raffinierter Roheit und Grausamkeit und zwang sie mit Maitressen zu verkehren, Freude und Zufriedenheit zu heucheln ... Seine Gattin Mary hatte von ihrem Vater und ihrer Stiefmutter die grössten Beweise von Liebe und Freundschaft erhalten (sic! Beweis: sie erhielt nie ein Jahrgeld, Anna wohl;) gleichwohl musste sie, während ihr Gatte Anstalten zur Landung in England und Entthronung Jakobs II. machte, diesen durch ihre Briefe in falsche Sicherheit wiegen, gegen den Vater und die geliebte Stiefmutter den Vorwurf erheben, der Prinz von Wales sei ein Wechselbalg (sic!).... Das arme Geschöpf suchte sich durch solche Kundgebungen das Wohlwollen des finsteren herzlosen Holländers zu gewinnen, der trotz alledem fortfuhr, Maitressen zu halten und dieselben mit Gütern von Rebellen zu beschenken.“ — Den Vorwurf betreffs der Maitressen des Königs Wilhelm kann Zimmermann absolut nicht beweisen.“ — Jeder Satz, den er hier schrieb — ist eine Fälschung der Geschichte.

Einem geradezu unqualifizierbaren Angriff — seitens einer Schriftstellerin — auf Mary zumal galt jener Aufsatz, den wir s. Z. in der

Digitized by Google

Halbmonatsschrift „Deutsche Stimmen“ (Nr. 2 vom 15. April 1900) veröffentlichten. Wir teilen hier nur den ersten Teil — den Angriff seitens der Verfasserin — mit. Der Inhalt des zweiten Teils — unsere Antwort selbst — geht klar genug aus dem vorliegenden Buche hervor wie aus jenem früheren, das in der ernsten Presse verschiedener Länder eingehende Beachtung und Besprechung fand. Wir verzichten deshalb auf einen Abdruck jenes Abschnittes an dieser Stelle und verweisen im übrigen auf jenen Artikel selbst. Der Angriff Frau v. Adlersfelds richtet sich selbst — und es mag ohnehin genügen, ihn für sich selbst reden zu lassen, wenn wir ihn hier niedriger hängen:

„Die Rumpelkammer der Frau von Adlersfeld“.

Eufemia von Adlersfeld, geborene Gräfin Ballestrem, gehört zu den gelesensten deutschen Schriftstellerinnen. Viele Zeitschriften wetteifern in der Veröffentlichung ihrer Novellen. Ihre Werke haben einen weiten Leserkreis.

Wir haben es heute nur mit einem Buche der Dame hier zu thun, fühlen uns aber zu dessen eingehender Besprechung verpflichtet. Ihr Werk „Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte“ erschien im Verlage des Vereins der Bücherfreunde. Dieser, vor einiger Zeit begründet, wollte gute Unterhaltungslitteratur bieten. Wir gehörten ihm seit seiner Gründung an und verfolgten alle seine Veröffentlichungen demnach genau. Es waren gewiss Nieten darunter: aber kein solcher Missgriff wie diese Schrift von der Rumpelkammer. Unbedeutend waren manche dieser Erscheinungen, aber hier haben wir ein Pamphlet, das den Namen des Vereins missbrauchte, um ins deutsche Haus sein Gift zu tragen! Ungeniertheit und Unwissenheit kommen in gleicher Weise hier zu ihrem Rechte. Der berufsmässige Kritiker, der ein aufmerksames Studium der Litteratur von heute sich zur Aufgabe gemacht, wird wohl kaum je ein ähnliches Machwerk entdecken.

Der Stil dieses Werkes taugt ganz gewiss nicht viel. An Widersprüche, Inkonsequenzen, Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten jeder Art sind wir ja nachgerade in einer gewissen Art von Frauenlitteratur gewöhnt und mussten längst darauf verzichten, auf Besserung zu hoffen. Wenigstens einige Belege und Beispiele hier: (S. 56) „ein ganzer Schinken und eine gebratene Gans auf ein Niedersitzen zu verzehren“. S. 42 lesen wir das geschmackvolle Wort „nassforsch“.

Digitized by Google

Am schönsten sind jedoch die historischen Entdeckungen, zu denen die Verfasserin bei ihrem „Studium“ gelangte, zu denen sie nun auch ihre Leser — d. h. wohl fast ausschliesslich: Leserinnen — geleiten will. Unsäglich komisch ist es, dass sie selbst S. 62 über die ungenauen Genealogen schimpft: über „sämtliche Genealogen“ natürlich! „Mit grosser Bestimmtheit“ fällt aber ein Ereignis für sie auf ein gewisses Jahr. Was heisst das: „mit grosser Bestimmtheit“? Doch wohl: „nicht ganz bestimmt“. Die Kritiker der Dame waren wohl nicht immer in der Lage oder nahmen sich die Mühe nicht, ihren Fehlern nachzugehen und sie zu verbessern. Denn — um nur ein Citat zu wählen — z. B. die „Vossische Zeitung“ erkennt an, dass sie „belesen sei und gewandt darzustellen wisse“. In einem ist sie eben nicht belesen: in der Quellenlitteratur, die sie heranziehen musste, wenn sie ihre Bilder entwerfen wollte, wenn sie anders nicht in „gewandter“ Weise fälschen wollte. Gar oft, wenn sie vergessene Zeiten und Personen der Rumpelkammer entreissen will, handelt es sich gar nicht um Vergessene: so insbesondere, was das Haus der Stuarts anbetrifft. Dies steht ihr im Vordergrunde. „Besondere Erwähnung verdienen die Mitteilungen über die Schicksale der letzten Stuarts.“ (Voss. Ztg.) Hier fühlen wir uns denn aber doch als Kritiker und Historiker verpflichtet, die Entstellungen zurückzuweisen, die entweder wissentlich oder unwissentlich sich hier hervordrängen, aber in keinem Falle entschuldbar sind. Wenn Unkenntnis sie erzeugte, dann hatte die Verfasserin kein Recht, hierüber zu schreiben. Wenn sie aber mit Absicht entstellte, dann muss unser Urteil noch härter sein. Wenn sie die Schätze der Rumpelkammer hervorholt, dann sollte sie nicht solche Fehler und Irrtümer mitschleppen. Das Buch ist unnötig da, wo es nicht Vergessenes erzählen will, verfehlt und tadelnswert, wo es nicht Vergessenes entstellt. Die Verfasserin ist gerne, wie sie im Vorwort sagt, jederzeit bereit, auf Anfragen die gewünschte Auskunft über von ihr benutzte Quellen zu erteilen; da sie darauf verzichtet, ein Verzeichnis diesem Buch mitzugeben, „für diese schlichten Studien und Skizzen wollte es mir zu prätentiös aussehen“; wir möchten sie ersuchen, ihre Quellen über die Geschichte der Stuarts zu nennen — vor der Öffentlichkeit. . . . Für Napoleon I. hat sie recht wenig Verständnis; dass Josephine ihm sogar überlegen gewesen sei, wie unsere „Geschichtschreiberin“ behauptet, glauben wir ihr nicht; und dass das Mecklenburgische Haus so hoch über Napoleon und dem seinen stände,

Digitized by Google

ebensowenig. Die Könige von Sachsen wie von Bayern, die Grossherzöge von Baden und Sachsen sind ja vielleicht Kurfürsten und Herzöge „von Gottes Gnaden" gewesen, aber Könige und Grossherzöge von Napoleons Gnaden — das wollen wir nicht vergessen. Er selbst hätte aber so tief unter den kleinsten deutschen Potentaten gestanden! Wir wollen's nicht vergessen, wenn wir ihn in Deutschland herabsetzen sehen, dass man da gerade ihm manches zu verdanken hat, wo man ihn fast gar nicht anerkennt.

All' das mag hingehen. Aber wir kehren zum Hause Stuart zurück.

Selbst eine weibliche Feder könnte und müsste ernster schreiben. Das wird jeder urteilsfähige Richter sagen müssen: dass man diese unglaublichen Entstellungen, die sich den unklar phantastischen und doch historisch sein sollenden Faseleien zugesellen, die Frau von Adlersfeld hier vorbringt, nicht hingehen lassen darf. Ihre Helden sind eigentlich nur Frauen, obwohl der Titel davon nichts sagt! und wohl gemerkt: nur römisch-katholische Frauen. Davon sagt sie erst recht nichts. Wir haben hier durchaus nicht uns auf einen einseitig protestantischen Standpunkt zu stellen, obwohl dieser einer derartigen Veröffentlichung gegenüber, die sich als Schmähschrift kennzeichnet und in weite Kreise dringt, zur Abwehr angebracht und berechtigt wäre: vielmehr nur als Historiker, der freieren objektiven unparteiischen Standpunkt sein eigen nennen muss, der aber das kennt, was sie nicht kennt, über sie unsern Spruch zu fällen. Gustav Wasa wie Elisabeth bekommen ihren nicht sehr eleganten Hieb. Die Frauen, für die die Verfasserin wohl allein geschrieben hat, werden wohl schwerlich unterscheiden können, wo sie auf Irrwege führt. Wir wollen ihnen dazu helfen und zugleich beweisen, dass wenigstens ein Mann ihr Buch genau gelesen hat. Sie hat sich selbst an der Historiker Seite gestellt: ihre Arbeit war sehr leicht.

In den verschiedensten Abschnitten ihres Buches beschäftigt sich die Verfasserin mit den Stuarts; zwei ihrer Geschichten sind ihnen ausschliesslich geweiht. In Nr. I: „Eine Brautfahrt durch Prokuration" ist Jakobs II. von England zweite Ehe mit Maria Beatrix von Modena geschildert; für diese Fürstin schwärmt nun Frau von Adlersfeld, recht wenig objektiv, und als ein Engel muss ihr, da sie von bestimmten Gesichtspunkten ausgeht, diese Heldin erscheinen. Ihr Grund ist leicht zu beleuchten. Sie vermag einer historischen Persönlichkeit, die im Lichte der Weltgeschichte klar vor uns steht, nicht gerecht

Digitized by Google

zu werden. Die Geschichte freilich sprach ihr Urteil, und unser Grund zum Urteil, unsere Quelle ist die Geschichte selbst. So fleckenlos rein, wie sie uns hier gezeichnet wird, war Maria Beatrix nicht, diese „wahrhaft königliche Lilie mit den klassischen Zügen und den tiefschwermütigen Augen“ (S. 3). Man sieht, die „Dichterin“ weiss ihre „Heldin“ den Leserinnen interessant zu machen, diesen „zarten Sprössling des Hauses Este“, der oft genug mit einer weissen Lilie verglichen wird. Sie schwärmt für diese Frau — sie kennt sie kaum. S. 192 heisst es weiter, dass im Sumpfe Englands, den Karl II. schuf, nur Katharina von Braganza und Beatrice von Este allein standen wie zwei weisse Lilien — weil sie nämlich römisch-katholisch waren (in der IX. Erzählung, die „König“ Jakob III., dem Sohne Jakobs II., gewidmet ist, wieder eine Brautfahrtgeschichte; diesmal heisst sie „eine romantische Brautfahrt“). Clarendon und Anna Hyde, Jakob II. selbst, waren ganz anders, als Frau von Adlersfeld sie schildert. Vor allem aber fälscht unsere Forscherin der Rumpelkammer die Geschichte, wenn sie über Jakobs II. Töchter aus erster Ehe, die Königinnen Mary II. und Anna schreibt (S. 4): „Beide haben sie durch ihr unkindliches Betragen gegen ihren unglücklichen Vater sich ein Andenken gestiftet, das in dem Pamphlet seinen Ausdruck fand u. s. w.“ Am besten aber kommt es S. 193: „über den beiden letzten Herrscherinnen aus dem Hause Stuart, den unkindlichen und undankbaren Töchtern Jakobs II., schwebte kein guter Stern. Mary II., die ihren Gemahl, Wilhelm III. von Oranien, mitnahm auf den verwaisten Thron, war nicht glücklich in ihrer kinderlosen Ehe und vollendete in jungen Jahren noch ihr verfehltes und verbittertes Leben“!

Wenn Frau von Adlersfeld Jakob II. schildert, müssen wir über diese Schilderung seitens einer Frau lachen, obwohl sie auch hierbei die historischen Thatsachen auf den Kopf stellt; wenn sie hier aber die Geschichte fälscht, müssten wir für sie erröten. Wenn Frau von Adlersfeld ehrlich wäre, müsste sie antworten, wie wir auf die Frage antworten: warum ist jene Beatrix, jene Katharina so gerühmt, Maria so geschmäht? — Weil Mary des Protestantismus überzeugte Verkünderin und Verfechterin war — jene beiden aber „papistisch“. (Die Zeitgenossen selbst wenden diesen Ausdruck an.) Das Haus der Stuarts schien der Frau von Adlersfeld vor allen andern, die sie in ihrer Rumpelkammer fand, interessant zu sein; „fast eine Bibliothek für sich“ könnte man gründen aus der in dieser Rumpelkammer aufge-

Digitized by Google

speicherten Chronik des Hauses Stuart, wie sie meint, und wovon sie — zwei Brautfahrten wählte.

Wir haben wenige charakteristische Stellen hier citiert. Was alte wie neue Geschichtsforschung über die Stuarts sagt, das blieb ihr gleichgültig. „Thut nichts, der Jude wird verbrannt.“ Für uns aber möge die Biographie der Königin zeugen, die auf die Quellen sich berufen kann, nicht auf Unkenntnis und Entstellung beruht: Königin Mary Stuarts von England Biographie. Diese Fürstin ward am meisten angegriffen, die ebenbürtige Gemahlin Wilhelms III. All' jene jesuitischen Verleumdungen, die längst gerichtet wurden, scheinen in dem Buche der Frau von Adlersfeld neu aufgewärmt; ihrer werden wohl noch mehr auftauchen. Aber gegen sie alle muss der Biograph in die Schranken treten, dessen Amt und dessen heilige Pflicht vor allem es ist, für die Angegriffene zu reden: der auch ein Recht dazu hat, und in dieser Erkenntnis selbst das Wort ergreifen muss.“ ...

Wenn über einer Frau insofern ein guter Stern geschwebt hat: dass sie von grösster historischer Bedeutung im edelsten Sinne ward, so war das Mary. Ein Leben wie sie hat vielleicht keine zweite Fürstin gelebt. Ihr Lebenswerk ward nicht minder entscheidend für die kommenden Zeiten als dasjenige ihres Gemahls — und sie war so gross wie gut. Das ward längst erwiesen — nur nicht für Frau v. Adlersfeld, wie es den Anschein hat. Marys Bild fesselte Jeden, der sie kennen lernte — und diese ideale Frauengestalt wird uns jetzt bleiben als leuchtendes Vorbild — trotz aller fanatischen Fälscher. Aber man musste sie eben kennen lernen — man kannte sie zu wenig — und kannte fast nur die Fälschungen der Feinde Marys in früherer und heutiger Zeit. Im Leben ist sie Siegerin gewesen — und das verzeihen ihr die Feinde nicht. Doch siegt sie auch im Tode. — Sie entschied Englands Schicksal und Europas — ihr Leben war ein Glück für England und Europa, vernichtete die religiöse und politische Knechtung zugleich. Goldene Worte hat sie uns hinterlassen — noch mehr als diese zeugen für sie ihre goldenen Thaten. Keine Verleumdung hält dem gegenüber stand. Englands Stolz und Freude war sie, da sie lebte: und Europa wahrt noch heute, lange nach ihrem Tode, die Geschenke ihres Lebens, ihrer grossen und edlen Werke. Kein schöneres Bild einer Frau, einer Fürstin bietet uns die Weltgeschichte. Und jeder, der gerecht und rechtlich sich erweisen will, muss höchste Achtung, höchste Bewunderung hegen vor dieser Frau und Fürstin.

Digitized by Google

Frau v. Adlersfeld kannte Mary nicht. Sollte wirklich die Frau in ihr nicht diese Königin lieben und ehren können — wenn sie sie kennen lernt? Ist denn die Macht der Finsternis so übergross?

Frau von Adlersfeld weiss nicht nur nicht, dass Maria Beatrix und Katharina nicht fleckenlose Lilien waren, wohl aber mitten im Sumpfe standen: dass fast einzig nicht im Sumpfe Mary, Wilhelms III. Gemahlin, stand, die sie hier aber vergisst: sie vergass sie zu rühmen als fleckenlos, wie sie thatsächlich war — um gleich nachher sie nicht zu vergessen, vielmehr sie in den Sumpf hinabzerren zu wollen. Das gelang ihr freilich nicht, weil es nicht gelingen konnte. —

Bisher hat übrigens Frau von Adlersfeld noch nicht ihr Versprechen erfüllt und ihre Quellen genannt: auch nachträglich nicht, auch nicht nach unserer öffentlichen Aufforderung: wie wir hier feststellen möchten.

Das Buch der Frau von Adlersfeld figuriert noch heute natürlich in den Weihnachtskatalogen deutscher Buchhandlungen als „empfehlenswert". Mit der Dummheit kämpfen eben Götter selbst vergebens: geschweige denn ehrliche deutsche Kritiker für rechte Aufklärung. —

Am selben Orte besprachen wir gleichzeitig einen Aufsatz Friedrich Röbers in der „Gegenwart" (Nr. 47 vom 21. November 1896): „Die tragische Schuld Danckelmanns." Er schreibt da unter anderem: „Danckelmann war in Ryswyk vollständig in den Händen Österreichs und vor allem des Königs Wilhelm von England. Was dieses letztere bedeutete, wird sofort klar, wenn man sich der ungemein hässlichen und niedrigen (!!!) Undankbarkeit dieses Oraniers gegen den Kurfürsten erinnert, der die grössten Opfer für ihn gebracht, dem er alles (sic!!!) zu danken hatte und ohne dessen Unterstützung er bei der starken republikanischen Partei in England (??) den englischen Königsthron vielleicht nie (?!) bestiegen hätte." Dann spricht er von „demütigender Beleidigung" des Kurfürsten (der „bekannten" Verweigerung eines — Armstuhles bei einer Unterredung), von „Rechtsverletzung", „Wortbruch", „Gewissenlosigkeit", „grober Täuschung" (der Kurfürst sollte sein alleiniger Erbe sein!?), „unrechtmässiger Enterbung", „Feindseligkeit", „Treulosigkeit" u. s. w. Wir können hier darauf verzichten, uns in eine lange Disputation mit Friedrich Röber einzulassen. Jedem, der die Geschichte Englands, Wilhelms III. Persönlichkeit und Wirken auch nur einigermassen kennt, wird es

Digitized by Google

sofort klar, dass man im Ernste nicht mit einem Manne zu streiten braucht, der statt der gewöhnlichsten oberflächlichsten historischen Kenntnis nur ihr Gegenteil, eine nichts weniger als oberflächliche, sondern anscheinend recht tiefgehende Unkenntnis dieser Zeit und ihrer Männer beweist.“ Auch Röber hat sich der Fälschung recht eigentlich schuldig gemacht. Und hat einen recht eigentlich niederen Sinn bewiesen — wenn er einen Mann, den er so wenig kennt und den er kennen lernen musste, da er über ihn schreibt: einen Mann wie Wilhelm III. nur derart mit Schmutz bewerfen will: anstatt zu ihm emporzuschauenund ihm zu danken. Grösseren Unsinn aber als Röber hat über diese Zeit wohl keiner geschrieben —

III.

Am beklagenswertesten erscheint es uns, dass auch in ernsten Zeitschriften, deren Leiter entschieden sich bemühen, neben Minderwertigem wirklich Gutes ihren Lesern zu bieten, sich Aufsätze finden, sich Mitarbeiter kennzeichnen, die Schlechtes und Schädliches bringen. Als deutliches Beispiel, als klaren Beweis hierfür, ziehen wir einen Artikel heran, der es gewiss nicht seiner Bedeutung halber verdient, dass man ihn langer Besprechung würdigt: der indes so charakteristisch ist, dass er uns veranlasst, uns ihm in einer Form zu widmen, die sein Inhalt wie seine ganze Redeweise geradezu herausfordert. Allerdings: weiter als zur notwendigen Zurückweisung gehen wir nicht: wir werden citieren, und diese Citate oft für sich selbst reden lassen: auf das Feld, darauf der Verfasser seinen Gegner zu bekriegen sucht, folgen wir ihm nicht. Er beschimpft und beleidigt einen Toten, einen grossen Toten, zu dessen Gedenktag er einer angesehenen Redaktion einer Zeitschrift, die auch gewiss manche urteilsfähige, jedenfalls viele ernster gesinnte Leser hat, veranlasst, ein niedriges Pamphlet aufzunehmen: eine unwürdige Schmähung dessen, den an seinem Gedenktage, wie er sagt, seine „Verehrer“ feiern. Taktgefühl allein schon hätte dem Verfasser sagen müssen: dass für die Art und Weise, wie er dies Thema behandelte, ein anderer, passender Termin gewählt werden musste: wenn er eben ein solches Machwerk in die Welt hinauszusenden sich bemüssigt fand.

Digitized by Google

Wir müssen demnach länger verweilen bei Hermann Conrads Aufsatz: **„Oliver Cromwell“** in den „Westermann'schen Monatsheften“, zu dem Tage geschrieben, an dem „dessen Verehrer die dreihundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages feiern konnten“ (S. 228, Maiheft 1899). Herr C. ist allerdings kein Verehrer Cromwells, aber er schreibt dennoch zu diesem Gedenktage: er „feiert“ ihn allerdings nicht. Nicht nur „Verehrer“ aber möchten Cromwells gedenken — sondern über Parteien und Cliquen freiblickend Stehende müssen seiner gedenken — und müssen dagegen protestieren, dass er in solcher Weise mit Schmutz beworfen werden, dass er entehrt werden soll: welch' Letzteres freilich nicht gelungen ist und nicht gelingen konnte. Unwidersprochen durfte dieser Aufsatz nicht bleiben — doch ist unseres Wissens bis heute noch keinerlei Antwort darauf erfolgt. So bleibt auch dies unsere Pflicht: mit unserem Thema steht Cromwells Leben nnd Cromwells Zeit, seine gesamte Wirksamkeit und ihre Folgen in solch' engem unlösbarem Zusammenhang, dass wir an dieser Stelle protestieren müssen.

Gleich der Anfang dieses Gedächtnisaufsatzes ist bezeichnend: „Die Helden der That kann man scheiden in solche, welche die ihnen verliehene Willens- und Verstandeskraft als Hebel ihrer eigenen Machterhöhung gebrauchten und die Selbstsucht zu der einzigen Triebfeder ihres Handelns machten, und solche, welche die gleichen Kräfte in den Dienst einer volk- oder menschheitbeglückenden Idee stellten und mit Hintansetzung ihrer eigenen Interessen, vielleicht mit Preisgabe ihres Lebens, aus dem engen, flachen Kreise des Egoismus hinaus ihrem hohen Ziele zustrebten. Die ersteren kennzeichnet neben der Gabe des praktischen Verstandes, der den nächstliegenden Vorteil und den nächsten Weg dazu wohl zu erkennen vermag, eine geistige Stumpfheit, die sie unfähig macht, eine höhere Lebensaufgabe als die Arbeit für ihr Selbst und ein höheres Glück als Machtgenuss sich vorzustellen und sie in den Wahn versenkt, dass Sitte, Recht und Gesetz nur für die Herdenmenschen geschaffen seien, aber für sie, die Herrenmenschen, keine Geltung haben. Sie können nicht erkennen, dass sie einem unerreichbaren Schatten nachjagen; dass sie eine Welt überwinden, nur um eine Welt sich zum Feinde zu machen; dass sie unzähligen Menschen Schaden und Unrecht zufügen, nur um nach dem Naturgesetz den gewaltigen Gegenschlag der Summe ihrer bösen

Digitized by Google

Thaten zerschmetternd auf die eigene Person zu lenken. Wann hat Napoleon das von ihm erstrebte Glück erreicht? Wann ist er ohne Sorgen gewesen um die Erhaltung jener Macht, die er durch Treulosigkeit gegen sein Vaterland und durch die Zertrümmerung des europäischen Staatengebäudes errungen hatte? Wann hat er seine auf Menschenelend gegründete Macht genossen?"

Auf diese bedeutsame Einleitung in ihrem eigentlichen Zusammenhang mit dem von Herrn C. gewählten Thema werden wir noch einzugehen haben.

Bevor der Verfasser sodann auf Cromwell selbst zu sprechen kommt, fährt er also fort (S. 228): „Die Frage, ob wir in ihm einen Heroen oder bloss einen Übermenschen zu sehen haben, ist nach der bisherigen Geschichtsforschung noch nicht beantwortet."

Nun geben wir allerdings offen zu, dass wir gleich, was diese Voraussetznng anbetrifft, der entgegengesetzten Meinung sind wie Herr C. Wir wollen allerdings nicht einen künstlichen Unterschied zwischen „Heroen" und „Übermenschen" schaffen und heraussuchen wie Herr C.: sondern untersuchen, ob Cromwells Wirken nützlich oder schädlich war — ganz kurz gesagt. Und wir behaupten das Erstere. Eingehend sind wir auf diese Frage in vorliegendem Buche „Wilhelm III." eingegangen, und haben dort unsere Ansicht klar gelegt. Ihr steht also die des Herrn C. direkt gegenüber — denn für ihn ist Cromwells Wirken, wie er in seinem Artikel behauptet, schädlich gewesen. Das also sei zunächst bei Seite gelassen — vorerst bemerken wir, dass wir glauben: diese Frage, die Herr C. aufstellt, sei beantwortet von den Berufenen. Herrn C. halten wir nicht für berufen Er selbst meint sich zwar anscheinend als den besonders Berufenen: denn er will ja eben diese Frage lösen. Weder konnte noch durfte er sich zu solchem Werk erkühnen: rechtes Wissen und rechtes Wollen fehlen ihm dazu.

Zunächst aber polemisiert er gleich gegen die Historiker, die vor ihm, dem Berufenen, kamen. Carlyle z. B. schreibt für ihn natürlich „historisch minderwertig" (S. 229). „Es ist kennzeichnend für Carlyles parteiische Geschichtschreiberei" (S. 232). „Scheinbar ohne eine Ahnung des inneren Zusammenhangs" schreibt Carlyle (ebenda) — immer nach Herrn C. Dann wäre Carlyle also entweder unfähig oder unehrlich gewesen — unehrlich, wenn er solche Ahnung hat, aber sich

Digitized by Google

stellt, als habe er sie nicht — für Herrn C., der ihn gebührend zurechtweisen will und nicht merkt, wen er mit solchen Insinuationen richtet. Alfred Stern u. a. nennt Herr C. kurzweg von Carlyle abhängig, „wesentlich beeinflusst" (S. 229); „ebenso unrichtig ist die nach Carlyle in die Darstellungen von Alfred Stern und Pauli übergegangenen Ansicht" (S. 233), „nach dem Vorgange Carlyles" (S. 231). Green ist ein „kritikloser Verehrer" Cromwells (S. 236). Herr C. bestreitet diesen grossen Historikern einfach die Selbständigkeit ihrer Anschauung und ihres Urteils, ihres Lernens und Lehrens. Sie „verschieben" für ihn „den ganzen Sachverhalt, (S. 233). Sie werden ein solches Urteil von solchem Richter allein verachten —

„Vornehm isoliert" ist für Herrn C. dagegen die Stellung — Rankes (S. 229). Auch darüber sind die Meinungen recht verschieden. „Isoliert" mag gelten für uns, was Ranke und seine englische Geschichte anbetrifft; „vornehm" lassen wir nicht gelten. Diese unsere Ansicht haben wir bereits an anderem Orte ausgesprochen. Nur Ranke hat Recht für Herrn C.: gerade dieser Historiker, der nicht Engländer war, nicht englisch denken, fühlen und urteilen konnte, und schon darum doch wohl nicht einzig zum Urteil berufen ist: englisches Wesen, Wollen und Handeln war ihm fremder als anderen, die auch über England als Fremde schrieben.

Nach dieser Erwähnung und Beurteilung der Historiker, die vor Herrn C. schrieben, geht er auf Cromwell selbst ein. Wir folgen ihm auch hier. Es geht gleich lustig los: Cromwell eignete sich nach Herrn C. frühzeitig jene „rhetorisch-sophistische Geistesgewandtheit" an, welche der „schlimmste Feind der höchsten Mannestugend ist, der Wahrheit gegen sich selbst" (S. 230). „Rhethorisch-sophistisch" — was das sagen will im Munde des Verfassers, ist uns erst gar nicht klar gewesen: es wurde uns erst etwas deutlicher, als wir in Herrn C.s eigener Schreibweise weiter eindrangen. Auf Cromwell möchten wir also diesen Ausdruck nicht anwenden —

Immer deutlicher geht aus Herrn C.'s Artikel hervor, für welch' einen Heuchler er Cromwell hält, und als welchen Heuchler er ihn seinen Lesern darstellen will: das Erste könnte uns einerlei sein — das Letztere nicht. Wenn Cromwell (S. 230) eine Rede in „abgerissenem, polternden Stile" hält gegen die „römischen Ansichten ge-

Digitized by Google

wisser zum Teil sehr hochgestellter Geistlichen" — so ist dies für Herrn C. eine „Denunziation". Schon vor den Zeiten Heinrich Heines hat man in einem Denunzianten nicht gerade einen Ehrenmann erblickt: und dass Herr C. so schlechtweg Cromwell als solchen bezeichnet, möchte uns fast das berühmte kurze Wort in den Mund legen, das dem jetzigen Reichstagspräsidenten gegenüber von einem „Heroen" — wie sich Herr C. ausdrückt gerade auch in Bezug auf diesen Mann — gebraucht wurde.

Das „Prädikat" (S. 231) für Cromwell „ein ehrlicher Mann" ist für Herrn C. „unhaltbar". Abgesehen davon, dass Herr C. nicht der Schulmeister Cromwells ist, der diesem ein „Prädikat" zu erteilen hätte: neben solchem Schüler machte sich dieser Lehrer doch wohl nicht gerade gut — und sein schulmeisterlicher Ton trägt auch nicht gerade zur Annehmlichkeit der Lektüre seines Artikels bei — abgesehen davon ist seine Behauptung nicht nur geeignet, sondern notwendigerweise darauf berechnet, Cromwell direkt die Ehre abzuschneiden — oder aber sie kennzeichnet den, der solches thut. Das Ehrabschneiden konnte ihm nicht gelingen: seine eigenen Behauptungen sind vielmehr „unhaltbar". Herr C. möchte aber immer von oben herab seine Leser „belehren": er belehrt sie thatsächlich nur, wenn sie urteilsfähig sind, mit welchem Lehrer sie's hier zu thun haben. Bald darauf kommt — noch schulmeisterlich-pharisäischer — der schöne Satz Cromwell gegenüber (S. 231): „Man mag diese Worte entschuldigen." Wir erklären offen heraus, dass dieses Wort in solchem Sinne uns wohl das widerwärtigste der deutschen Sprache ist: zudem aus solchem Munde — und einem Solchen gegenüber. Weder Herr C. noch wir haben etwas an Cromwell zu „entschuldigen". Wer giebt Herrn C. das Recht, Steine zu werfen oder das Gegenteil thun zu wollen? Einen Achill und Hektor wird Thersites gewiss auch nicht „entschuldigen". „Man mag entschuldigen": wie klingt das gütig — und wie ist es doch zudem noch eine „rhetorisch-sophistische" Bemerkung — die man ins Gegenteil ihres anscheinend hervortretenden Sinnes wenden könnte: ja, die man hier thatsächlich in ihr Gegenteil wenden muss, denn Herr C. will „gar nicht entschuldigen" — er sagt ja selbst: ein „ehrlicher Mann" hätte diese Worte „nicht äussern können, sie enthalten ebensoviel bewusste Unwahrheiten als Sätze".

Weshalb wird denn Cromwell also von Herrn C. verurteilt? Weil er zu seinen Soldaten ein gutes Zutrauen hat, und das offen

Digitized by Google

ausspricht, dass er ihnen vertrauen konnte: weil er, selbst ehrlich und überzeugt, seine Soldaten für ehrlich und überzeugt hält, und das frei erklärt: das muss man „entschuldigen“ — man darf es vielmehr nicht thun! Als Cromwell nicht „verfehlte“ (S. 232), zu versichern, dass seine Soldaten für ihren Gottesstaat und für das Parlament, für die Religion und Freiheit Englands föchten — da sagt Herr C: „Wir müssen zu dieser Versicherung (Cromwells) die reservatio mentalis hinzudenken.“ Natürlich ist es Herrn C. unbenommen, in „rhetorisch-sophistischer“ Art diese reservatio hinzuzudenken, wenn er „muss“ Bald darauf nennt er Macaulays Schreibweise unverblümt „jesuitisch“ (S. 233): wie er also hier Reden und Handeln Cromwells bezeichnete. Dass er selbst bald darauf ganz genau so „jesuitisch“ schreibt, wie Macaulay, werden wir später sehen.

Welcher Unfug mit dem schönen und wahren Worte „Volkesstimme ist Gottesstimme“ gewöhnlich getrieben wird — dafür finden wir auch ein Zeugnis hier: auch Herr C. gebraucht den Spruch genau, wo es ihm passt, und dort, wo er nicht hinpasst: „in diesem Falle“ ist für ihn die Volkesstimme, so sagt er, „wirklich“ die Gottesstimme. Das „englische Volk“ „verzeiht“ Cromwell nicht (S. 234); in Wirklichkeit spricht wohl Herr C. für das englische Volk. Das englische Volk ist vielmehr leider heute noch so blind, Cromwell und seine Regierung ganz anders anzuerkennen als die in den Augen Herrn C.'s viel bessere der Stuartkönige.

Urkomisch wirkt es — und das ist rein für sich wieder traurig genug bei solch' ernstem Thema — wie Herr C. sich selbst jeden Augenblick widerspricht und dann immer — Cromwell der Inkonsequenz beschuldigt. Ein typisches Beispiel davon ist gleich die Gegenüberstellung Karls I. und Cromwells in seinem Aufsatz an verschiedensten Stellen.

Karl I. „missachtet“ (S. 234) „die Volksrechte.“ Auf der nächsten Seite heisst es aber: „Das Hauptverbrechen des Königs, das den Ausbruch der Revolution veranlasst hat, hat darin bestanden, dass er fünf ihm feindlich gesinnte Parlamentsmitglieder hat verhaften lassen wollen.“ Also war es ja nur ein einzelner Fall, nach Herrn C., und ein „Hauptverbrechen“. Dennoch aber wird Karl I. ein Tyrann genannt —

Cromwell freilich ist für Herrn C. ein viel ärgerer „Tyrann“ gewesen. Der „Mord“, den er beging, zwingt ihn nach Herrn C., „alles

Digitized by Google

das und noch viel mehr zu thun, was er dem Könige als todwürdiges Verbrechen angerechnet hat" (S. 235). „Rechnete" nur Cromwell ihm die „Missachtung der Volksrechte" also an? Karls Thun — heisst es weiter — „schien" Cromwell (S. 236) eine „Verletzung der Volksautorität". Sein Thun „schien" dies also nur zu sein? Und nur für Cromwell? Wie ist es denn dann mit der „Missachtung der Volksrechte?"

Freilich: Cromwell war für Herrn C. ein viel ärgerer Tyrann. Die „Tyrannei der Stuarts" ist ja nach ihm eine „viel zahmere Tyrannei" gewesen (S. 239) als die Cromwells, die eine „unerträglicheTyrannei" war (S. 238), für Herrn C. Erst Cromwell begründet — nach Herrn C. — „eine Art von Schreckensherrschaft, wie sie wohl in der französischen Revolution, aber unter den Stuarts nicht vorgekommen ist" (S. 236). Hoffentlich kennt Herr C. die Geschichte der französischen Revolution etwas besser als die der Stuarts; denn diese kennt er nicht — sonst würde er ja nicht solchen Unsinn schreiben. Wenn wir ihm Kenntnis der Geschichte der Stuarts zutrauen würden, müssten wir ihn ja der „bewussten Unwahrheiten" zeihen, was wir lieber um seinetwillen vermeiden wollen. Dann aber konnte nur gröbste Unwissenheit solchen Unsinn „entschuldigen", um Herrn C.'s Lieblingswort, wiewohl ungern, anzuwenden.

„Karl kosteten seine viel bescheideneren Rechtsanmassungen das Leben" (S. 238). Also hat er sich doch in mehreren Fällen ihm nicht gebührende Rechte angemasst. Das giebt Herr C. jetzt selbst zu. Aber er wiederholt auch hier, dass Cromwell noch viel schlimmer gewesen sei. Und S. 243 heisst es wieder, dass Cromwell genau die gleichen Unthaten beging, „die er früher als todwürdige Verbrechen verfolgt und bestraft hatte."

Bleibt also für Herrn C. das „Resultat," gleichfalls sein eigener Ausdruck: Karl I. „frevelte" — auch dies sein Ausdruck — aber Cromwell ebenso und noch viel mehr. Inwiefern Karl schuldig war, darüber scheint er sich nicht recht klar zu sein — das hat er ja wohl auch nicht studiert. Wegen eines einzigen „Hauptverbrechens" ward Karl I. allerdings nicht abgesetzt und nicht geköpft: die tieferen Gründe welthistorischer Ereignisse scheint Herr C. aber nicht sehen zu können oder nicht sehen zu wollen. Er aber ist ja „unparteiisch," wie er uns belehren möchte. Er vergisst freilich zu leicht, was er selbst sagte, und wenn ihm einmal eine Ahnung aufdämmert, worum es sich handelt, und er so unvorsichtig ist, dies auszusprechen, dann

Digitized by Google

sorgt er wenigstens doch dafür, dass durch einen anderen Ausspruch dieser unvorsichtige entkräftet oder zurückgenommen scheint. Er will vielleicht sich selbst seine Ahnung vom wahren Verhalten, wenn er sie hat, nicht eingestehen. Ob nun absichtliches oder unabsichtliches Vergessen vorliegt, das kann uns und unseren Lesern gleichgültig sein: wer uns aufmerksam folgt, wird gern Herrn C. seinem eigenen Nachdenken überlassen.

„Des Schicksals Wille bleibt dem Frevler (Cromwell) offenbar verborgen" — sagt Herr C. Damit will er uns nun wieder glauben machen: er kenne ihn — und hat doch eben erst bewiesen: wie wenig er wirklich kennt.

Sehen wir aber weiter: also „Karl kosteten seine viel bescheideneren Rechtsanmassungen das Leben" (S. 238). Aber auf S. 236 heisst es ganz im Gegenteil wieder: Karl I. sei „deshalb gemordet" worden, weil er behauptete, er sei von Gottes Gnaden Herr. Wieder ein merkwürdiger Widerspruch!

Das beste kommt aber erst noch: das lächerlichste: auf S. 233 wird zugegeben, dass Karl I. ein Heuchler war; er kämpfte „mit den gleichen Waffen der Heuchelei und List" (scil. natürlich: wie Cromwell!) —

Aber wiederum schon auf der nächsten Seite heisst es: „Des Königs edle Harmlosigkeit war sein Verderben."

Zunächst widerspricht sich Herr C. hier darin: dass er Karl I. 1) durch seinen Prädestinationsglauben an Gottesgnadentum, 2) wegen seines „Hauptverbrechens", 3) wegen seiner „edlen Harmlosigkeit" zu Grunde gehen lässt. Ja: — woran ist denn nun eigentlich Karl I. wirklich zu Grunde gegangen? Wie gesagt: Herr C. ist mit sich selbst durchaus nicht im reinen; aber — wie auch schon bemerkt: er sucht die Widersprüche immer in — Cromwell.

Sodann: wie kann um Himmelswillen „edle Harmlosigkeit" vereint sein mit einem Kampfe „mit den Waffen der Heuchelei und List?"

Diese Betrachtung Herrn C.'s und seiner Logik könnte wirklich humoristisch stimmen — wenn er nur nicht immer zugleich gegen andere polemisierte: hier z. B. gegen Carlyle, Alfred Stern und Pauli. Er wirft ihnen vor: dass sie nicht wissen, oder vielmehr: dass sie nicht wissen wollen — sie „verschieben" ja nach ihm den ganzen Sachverhalt — warum Karl unterging. Nun: wir geben Herrn C. unbedenklich zu: dass bei ihm der zweite, schärfere Vorwurf nicht zutrifft: das trifft

Digitized by Google

bei ihm nicht zu, dass er es nicht wissen wollte, also gewissermassen Geschichte fälschte, wie nach ihm Stern u. a. es thun — sondern: er weiss es wirklich nicht: warum Karl unterging.

Trotzdem verteidigt er Karl I. gegen Stern u. a. — wir wollen nicht sagen, wie er mit Vorliebe sagt, „entschuldigt" — aber seine Art der Verteidigung haben wir ja deutlich genug gekennzeichnet: man könnte ruhig über sie hinweggehen: wenn sie eben nicht gar so lächerlich wäre. Darüber: dass selbstverständlich Cromwell jeden Augenblick und durchweg als Heuchler bezeichnet und verurteilt wird — er ist immer „verschlagen", „schlau", „listig": und wir citierten bereits Beispiele seiner „Verstellung" — vgl. die „bewussten Unwahrheiten", die „reservatio mentalis" das „Prädikat" vom „ehrlichen Mann", das er nicht „verdient" u. s. w. Darüber also wollen wir mit Herrn C. erst gar nicht „rechnen" — auch sein gerne gebrauchter Ausdruck. Das schlimmste, was er Karl I. wirklich vorwirft, dass er mit den „Waffen der Heuchelei und List" kämpfte: ist für seinen Cromwell nicht einmal das schlimmste: Karls I. Waffen sind in diesem Fall, wie er sagt, natürlich nur die gleichen, deren sich Cromwell immer bedient. Aber wir wollen eben mit Herrn C. nicht darüber rechnen; denn wenn er die Beweggründe Cromwells und seine Thaten und deren Folgen etwa so gut kennt, wie diejenigen Karls I.: dann spricht er wie die Blinden von der Farbe. Und thatsächlich ist sein ganzer Aufsatz Beweis dafür, dass er Cromwell durchaus nicht kennt und nicht versteht: die ganze Epoche Cromwells, deren Held und Leiter dieser war, natürlich ebensowenig.

Nicht minder lustig an und für sich ist die Untersuchung Herrn C.'s, aus welchen Gründen Cromwell Karl I. töten liess: und unsere ihm folgende Untersuchung: aus welchen Gründen Herr C. Cromwell Karl I. töten lässt.

Nach Herrn C. nämlich veranlasst Cromwell erst den Tod des Königs, den er des Todes würdig hielt; dann wollte er den Tod des Königs nicht; dann wollte er ihn wieder —

Herr C. will alle diese drei Thatsachen beweisen: und wir folgen ihm Schritt für Schritt, in der Absicht zu sehen, wie inkonsequent und widerspruchsvoll doch Cromwell war: und mit dem Ergebnis: dass wir sehen: wie inkonsequent und widerspruchsvoll der Cromwell

Digitized by Google

Herrn C.'s allerdings war oder vielmehr Herr C. selber. Herr C. denkt mühsam grübelnd nach: wie er wohl hier und dort, überall, Cromwell Schlechtigkeiten nachweisen könnte: und er legt überall dem von ihm künstlich zurechtgemachten unwahren Cromwell schlechte Eigenschaften und Thaten bei.

Warum unterhandelt Cromwell mit Karl I.? Antwort Herrn C.'s: Weil er ihn vernichten wollte. Er sagt: (S. 233) „Vielleicht auch, durch die verdächtigen Verhandlungen mit dem Könige den republikanischen Geist des Heeres zur That zu entflammen."

Lesen wir aufmerksam: neben anderen war also „vielleicht auch" dies der Grund.

Weiter: „Diese letztere Annahme ist nicht zu weit hergeholt einem Manne gegenüber, der während seines Aufstieges zur höchsten Macht, wie uns jeder seiner Schritte zeigt, niemals der Thäter seiner politischen Thaten sein wollte."

Zunächst: diese letzten Zeilen sind nicht ganz verständlich. Das soll doch wohl heissen, glauben wir: Cromwell verleugne immer seine eigenen Thaten. Und dann ist es nicht wahr. Der Cromwell Herrn C.'s, allerdings, der Heuchler, Feigling, als welchen letzteren er ihn auch immer wieder darstellt, mag so gehandelt haben: vom historischen Cromwell wissen wir indessen, wie warm und mutig er für das, was er als recht erkannte, einstand und es durchzuführen suchte: wie überzeugt er war von seines hohen Berufes heiliger Weihe, und wie darum sein Leben allerdings ein beständiger Kampf war gegen die niederen Mächte: weil der überzeugte, mit sich selbst einige, in sich gefestigte Mann energisch gegen sie vorgehen musste. Dass Cromwell für seine Thaten einstand, sie in Worten zu verteidigen wusste, giebt Herr C. auch an anderen Stellen mehrfach selbst zu (vgl. S. 239, 241 u. s. w.: Cromwells eigene von Herrn C. citierte Worte!). Hier aber leugnet Herr C. es anscheinend wiederum ab.

Sodann:

Recht weit holt Herr C. seine Annahmen allerdings her. (Abgesehen davon: dass dies kein sehr schöner Ausdruck ist, aber anderer Ausdrücke des Herrn C. würdig.)

Herr C. giebt wohl zu: dass in diesem „vielleicht auch" seine „Annahme" liegt, die er „hergeholt" hat. — Er brauchte sie ja andernfalls nicht auszusprechen — er teilt ja immer nur seine Ansichten als feststehend richtig mit: hier allerdings mit „vielleicht auch" einge-

Digitized by Google

schränkt. Aber — in der nächsten Zeile heisst es gleich: „Das Mittel erreichte seinen Zweck fast zu gut".

Jetzt ist also mit „vielleicht auch" schon „der Zweck" ausgedrückt, den Cromwell mit „diesem Mittel" verfolgte, nach Herrn C. Herr C. macht das „vielleicht auch" zu seiner Behauptung; was er eben nur quasi schüchtern als seine Meinung andeuten wollte, ist ihm inzwischen wenige Zeilen weiter schon zur feststehenden Thatsache geworden.

So schreibt Herr C. gewöhnlich — um langsam, aber sicher auf seine Leser einzuwirken, ihnen fast unmerklich seine Ansicht beizubringen und zu der ihren zu machen.

Nun ist also der Geist des Heeres entflammt: „fast zu gut". Was heisst das? Nicht „zu gut", nur „fast zu gut": und „gut". Was ist denn also erreicht:

Dass man den Tod des Königs fordert.

Es fordern also auch noch andere ausser Cromwell den Tod des Königs. Vorher schien es uns (vgl. oben), dass Cromwell allein ihn solcher Strafe verfallen hielt. Wenn andere aber auch so denken: dann hat Cromwell sie wohl wahrscheinlich dazu veranlasst. Das war ja wohl sein „Zweck". Und „todwürdig" schienen ihm ja Karls Verbrechen. So „rechnete" er sie ihm an. Deshalb gebraucht er dieses „Mittel" — nach der „nicht zu weit" von Herrn C. „hergeholten Annahme". Immerhin bringt Herr C. eine kleine Einschränkung: „fast zu gut" — ward der „Zweck" „erreicht". Die Einschränkung ist unnütz — Herr C. schrieb schon klar genug. Er konnte sie sich und uns sparen. Der „Zweck" ist durch Cromwell „erreicht", und Cromwell veranlasste also den Tod des Königs: wenn er ihn nicht wollte — was wollte er dann wahrscheinlicherweise mit diesem „Mittel" für einen „Zweck" „erreichen"? Das sagt uns Herr C. nicht. Seine Leser müssen glauben: dass Cromwell den Tod des Königs wollte.

Dann aber wollte er den Tod des Königs nicht — gleich darauf. „Es ist keine Frage" für Herrn C., dass er ihn nicht wollte. Wie konnte er ihn auch wollen: er musste ja dann sein Leben lang Furcht hegen vor seinem Volke, wenn Karl hingerichtet ward, als Feigling, der er war. So sagt Herr C. Darum lässt er den König entfliehen.

Dann aber, zuletzt, wollte er den Tod des Königs wieder. Warum? Weil er sein Leben lang Furcht hegen musste vor

Digitized by Google

seinem Volke, wenn Karl nicht hingerichtet ward, als Feigling, der er war. So sagt Herr C. Darum lässt er den König sterben, als der Entflohene zurückgebracht war. Das ist übrigens wirklich tragisch: Karls „edle Harmlosigkeit", die Ursache ward, dass er ergriffen ward und unterging, ward nun also auch für Cromwell verhängnisvoll. Denn nun, als Karl ergriffen war, wollte er auf einmal, nach Herrn C., des Königs Tod: der ihn andererseits so vieles fürchten liess, und mit Recht fürchten liess, nach Herrn C. Cromwell hatte ja aber auch nicht an „edle Harmlosigkeit" bei Karl I. glauben können — er hielt ihn ja, wie Herr C. selbst sagt, für einen Heuchler — und, wie Herr C. auch selbst sagt, mit Recht. — Was sollte denn also Cromwell, Herrn C.'s Cromwell, thun: sollte er Karl für einen Heuchler halten? Dann handelte er unrecht: denn Karl hegte ja „edle Harmlosigkeit." Sollte er an seine „edle Harmlosigkeit" glauben? Dann handelte er wieder unrecht — Karl war ja ein Heuchler. Wir sehen, Herrn C.'s Cromwell handelt unter allen Umständen unrecht oder unklug; der kommt eben nie aus dem Dilemma heraus, in das ihn — Herr C. hineingebracht hat.

„Es wäre unbegreiflich", sagt Herr C. (S. 234), wenn Cromwell keine Voraussicht gehabt hätte: wie sehr er für sich fürchten müsse — wenn Karl starb. Aber doch auch: wenn Karl nicht starb — nach Herrn C. „Er hatte sie": sagt Herr C. kategorisch, und unterstreicht das „hatte": genau so kategorisch, wie er vorher sagt: „Es ist keine Frage", dass er den Tod des Königs nicht wollte. — Herrn C. ist eben vieles „unbegreiflich." Wir wissen wohl warum: weil er eben Cromwell und seine Zeit nicht kennt, dort Widersprüche sucht und sie nur in sich findet, ohne dies sich und anderen zuzugeben.

Wir werden auf die Eigenschaft Cromwells als Feigling, die ihm Herr C. supponiert, und die ihn eben so verächtlich erscheinen lassen soll wie die als Heuchler, noch zurückkommen.

Cromwell war „seines Entschlusses nicht mehr Herr". Das glauben wir. Dieser Cromwell Herrn C.'s konnte allerdings seines „Entschlusses" überhaupt nicht Herr sein — weil er eben nie wusste, was er wollte: weil er gar keine rechten Entschlüsse zu fassen wusste. Dieser Cromwell war so — wie ihn Herr C. darstellt: aber aus ihm, in ihm spricht nur Herr C.: und Herr C. weiss anscheinend nicht recht, was er will.

Also: Cromwell suchte Karl erst „zweifellos" in seinen Machtbereich zu bringen — zu glauben, dass er es nicht suchte, „wäre eine

Digitized by Google

Naivität, die selbst der unbedingteste Cromwellverehrer nicht begehen würde“ (S. 232). Demnach müssen also wohl die „Cromwellverehrer“, wenigstens die „unbedingtesten“, die naivsten alles Menschen sein — nach Herrn C. Welch' feiner Hieb gegen diese „Verehrer“! — Darum also sein Königsraub. Dann sucht er ihn aus seinem Machtbereich zu bringen. Darum lässt er ihn entfliehen. Dann zuletzt, als der Entflohene wieder in seinem Machtbereich ist, lässt er ihn töten. Ein merkwürdiger Mensch — dieser Cromwell!

Dass Cromwell etwa so etwas wie eine Überzeugung hätte haben können, einmal aus edlen Beweggründen hätte handeln können — davon ist ja natürlich hier gar nicht die Rede. Eine solche Möglichkeit ist für Herrn C. vollkommen ausgeschlossen. Sein Cromwell kennt vor allem eins: feige Furcht. Stirbt der König, muss er sich fürchten; stirbt er nicht — auch. Aus diesem Dilemma kann dieser Cromwell allerdings nicht heraus. Der historische Cromwell war allerdings niemals in einem solchen Dilemma drin, dass er feige Furcht zu seinem führenden Beweggrund machte.

Daneben hat Herrn C.'s Cromwell noch einen Grund zum „Morde“ (zur Verhütung des „Mordes“ nur jenen einen): seinen „Aberglauben“ und „religiösen Hochmut“. Sein Hauptgrund war ja, dass er „fortgerissen“ ward von seiner Furcht — aber dieser „Umstand“ „kam noch dazu“: Herr C. „hat“ diesen Umstand „später schärfer ins Auge zu fassen“. Wir auch!

Eine weitere Frage für Herrn C.: Wollte Cromwell die Krone oder nicht? Die löst er eben so schön. Auch diese Betrachtung unsererseits über Herrn C.'s Cromwell ist eigentlich „objektiv“ ein humoristischer Genuss —

Cromwell lehnt die Krone ab (S. 237): „Der sittliche Wert dieser Handlungsweise ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Cromwells Verehrer preisen seine Selbstverleugnung, und in der That ist es nicht undenkbar, dass hier der einzige Fall der Zurückhaltung Cromwells gegenüber einem möglichen Machtzuwachs vorliegt. Angesichts der vielen Staatsstreiche und Gewaltthaten, die er begangen, mochte er sich mit dem Drange der Zeiten entschuldigen und so sich selbst und die Welt über die eigentlichen Gründe seines Handelns hinwegtäuschen. Für die Annahme des Königstitels gab es keine

Digitized by Google

Milderungsgründe; sie wäre der durch nichts zu bemäntelnde Ausdruck seines innersten rücksichtslosen Machtstrebens gewesen. Ausserdem musste es selbst ihm als eine Schmach erscheinen, wenn er die Krone, die er scheinbar aus eiserner Prinzipientreue dem legitimen Könige mit dem Haupte zugleich heruntergeschlagen hatte, sich selbst aufsetzte; und es ist möglich, dass er vor dieser äussersten Grundsatzlosigkeit zurückgeschreckt ist. Aber vergessen dürfen wir nicht, dass es auch mächtige praktische Hindernisse gab, die seinem praktischen Verstande unüberwindlich erscheinen mussten."

Herr C. will also den „sittlichen Wert" feststellen. Er scheint mit einem Zugeständnisse zu beginnen: „es ist nicht undenkbar" — dass Cromwell einmal anständig handelt? O nein! Das will Herr C. gar nicht sagen. Er will vielmehr sagen: es ist nicht undenkbar: dass Cromwell — sich „entschuldigen" und — „sich selbst und die Welt täuschen" wollte. Aha! Das ist schon etwas ganz anderes. Vorher, wie Herr C., der eben die Ansicht von Cromwells „Verehrern" erwähnte, gleich darauf hinzufügte „in der That" u. s. w., hätten wir fast den Irrtum begangen, Herrn C., oder vielmehr Herrn C.'s Cromwell, höher zu stellen als er verdient. Herr C. will sich diesen „Verehrern" gewiss nicht anschliessen: wir wollen ihm nicht Unrecht thun, indem wir auch nur ein einziges Mal glauben: dass er wirklich ohne Verklausulieren anerkennen oder uneingeschränkt gerecht für und wider wägen möchte. Herr C. schreibt wohl nur so scheinbar anerkennend, um gleich darauf wieder Cromwell insinuieren zu können: er habe sich „entschuldigen" wollen. Zweitens: um ihm insinuieren zu können: er habe sich selbst betrügen wollen. Drittens: um ihm insinuieren zu können: er habe auch alle anderen betrügen wollen. Viertens: um ihm insinuieren zu können: dass er es als eine Schmach betrachten musste, wenn er die Krone nahm. Fünftens: um mit dem „selbst ihm" (scil. wohl: selbst einem solchen Schufte — im Gedankengang des Herrn C. —) Cromwell so en passant noch einen kleinen Hieb zu versetzen. Sechstens: um wieder so nebenbei zu bemerken, dass wir — nämlich Herrn C., und diejenigen, denen er all' dies unterschieben will — Cromwell nicht „entschuldigen" dürften, dass es keine „Milderungsgründe" gäbe für Cromwells That — pardon: für eine That, die Cromwell nicht einmal begangen hat!!! Wozu der Lärm? Wir dürfen ihn also nicht entschuldigen, nichts mildern: aber — er that es ja gar nicht. Siebentens: um wieder sich in

Digitized by Google

gleicher Weise zu wiederholen, nochmals anscheinend anzuerkennen: „es ist möglich, dass er vor dieser äussersten Grundsatzlosigkeit zurückgeschreckt ist“ — und gleich darauf wieder zu erklären: er ist wahrscheinlich doch nicht davor zurückgeschreckt. Freilich: bei Leibe nicht offen dies zu erklären — aber klar es aus dem nächsten Satze hervorgehen zu lassen. Neuntens: um sagen zu können: — und das ist die Hauptsache! — „Aber vergessen dürfen wir nicht, dass es auch mächtige praktische Hindernisse gab, die seinem praktischen Verstande unüberwindlich erscheinen mussten.“

„Es ist nicht undenkbar“ — „es ist möglich“ — wozu das alles? Herr C. sagt unserer Ansicht noch klar und deutlich — so weit er klar und deutlich etwas sagen kann: Cromwell hat wahrscheinlich nicht Zurückhaltung geübt, Cromwell ist wahrscheinlich nicht zurückgeschreckt — wir dürfen „aber“ nicht vergessen: dass er unüberwindliche Hindernisse fand.

Und welche waren das? Er musste als Feigling wieder feige Furcht hegen — das ist der langen Rede Herrn C.'s kurzer Sinn. In allerhand Phrasen geht Herr C. zwar unaufhörlich um seinen schlau versteckten Sinn herum: er scheut sich doch mehrmals, offen seine allerdings unhaltbaren Behauptungen aufzustellen, die neben dem „unhaltbar“ vielleicht noch ein anderes „Prädikat“ „verdienten“.

„Es ist nicht undenkbar“, dass es so war — will bei Herrn C. nicht etwa sagen: es ist denkbar, dass es so war; sondern: es ist eigentlich undenkbar, dass es so war —

„Es ist möglich“, dass es so war — will bei Herrn C. sagen: es ist nicht wahrscheinlich, dass es so war: es ist eigentlich nicht gut möglich, dass es so war. So glauben wir Herrn C. doch richtiger zu verstehen: zumal da wir die folgenden Zeilen seines Artikels jeweils mit den vorhergehenden verglichen. Herrn C.'s grundsatzloser Cromwell — o dieser grundsatzlose Cromwell! — wird zuletzt doch allein von seiner feigen Furcht beherrscht. Die praktischen Hindernisse, die ausserhalb der Wahl seiner freien Entschlüsse liegen, sind für ihn doch wohl entscheidend: nichts anderes. Warum dann alle diese Worte? Herr C. hat so oft Cromwell beschimpft und geschmäht, dass er's auch hier durfte — es kommt auf einmal mehr oder weniger wahrhaftig nicht an! Aber diese Redeweise des Herrn C. ist bezeichnend genug —

„Aber vergessen dürfen wir nicht.“ Wir dürfen wirklich nicht

Digitized by Google

vergessen, dass Herr C. nur Unedles in seinem Cromwell sucht, nur Unedles in ihn hineinlegt — das soll uns eine Mahnung und Warnung sein im Weiterlesen. Wir wollen es nicht wieder vergessen, wenn wir es einmal vergassen. Herr C. möge „entschuldigen", dass wir einmal zu gut von ihm, vielmehr von seinem Cromwell dachten: es giebt ja gewiss dafür „Milderungsgründe".

Und fernerhin: selbst wenn wir die praktischen Hindernisse vergassen — so liegt doch in dem jetzt sehr deutlichen, vorher versteckten Hinweis auf sie nur ein Teil, nur die neunte der Beleidigungen, die Herr C. in wenigen Zeilen gegen Cr. vorbringt. „Beschuldigungen" kann man kaum sagen — im Tone des Herrn C. wird alles zur Beleidigung.

Wie soll doch immer wieder: dafür sind diese Sätze Herrn C.'s so recht typisch — Cromwell, sein Cromwell herabgesetzt werden in den Augen des Lesers. Wie wird doch dadurch thatsächlich Herrn C.'s Cromwell und seinem Schöpfer in ihm der gebührende Platz angewiesen. Ein viel höherer Platz doch wohl noch seinem Schöpfer. Was nur an Niedrigkeiten denkbar war, hat der gewandte (?) Erfinder in diese seine Gestalt gelegt — ob er Schöpferfreude daran empfunden hat? Wir können es nicht glauben. Wir möchten Herrn C. den guten Glauben, dass er in der Sache recht habe und recht handle, nicht bestreiten — aber cui bono, wem zum Besten dieser Cromwell-Jubiläumsaufsatz in dieser Form? Es ist in unseren Augen undenkbar, dass ein Mensch so viele niedere Eigenschaften vereine, wie Herrn C.'s Cromwell es thut: und es ist wohl kaum denkbar, dass Herr C. sich klar darüber ist, was es heisst: einen Mann — und einen Toten also zu beschuldigen. Vor allem: in solchem Tone zu beleidigen! Herr C. wird gewiss keine schlechte Absicht gehabt haben, da er in solchem Tone solches Thema behandelt hat: aber was er schuf, das kann ihm nicht zur Ehre gereichen. Seine Schöpfung ist unedel und unwürdig, sein Held wäre der Schlechteste der Schlechten, wenn er so war, wie Herr C. ihn zeichnet: und sein Cromwell, den er uns zeichnet, ist eine einzige grosse Unwahrheit, weil der historische Cromwell nicht so gewesen ist.

Es wäre Cromwell, dem wirklichen, historischen Cromwell, ganz gewiss nicht als eine Schmach erschienen: wenn er die Krone nahm. Jedenfalls hegte er nicht unedle Beweggründe, wenn er sie nicht nahm. Er verglich wohl sein Gottesgnadentum mit dem des Königs

Digitized by Google

Karl I. — und durfte zu seinen eigenen Gunsten richten. Es gab gewiss viel schlechtere Monarchen, als Karl I. war; und gewiss hat mancher viel mehr einen solchen Tod verdient als er: aber von den Pflichten seines Königtums, von den Pflichten, die ein Beruf von Gottes Gnaden, eine Prädestination mit sich bringt, hat Karl zu wenig gewusst: nur von seinen Rechten, die er eben deshalb missbrauchte. Über diese Pflichten war sich indessen Cromwell klar: und er wusste sich recht prädestiniert, er wusste sich den rechten Herrn von Gottes Gnaden. In Karl I., wie in allen Stuarts mit Ausnahmes Annas sind sind viele sympathische Züge unverkennbar — und gewiss war Cromwell äusserlich für Äusserliche unsympathischer: aber er war zu Grösserem berufen als Karl, und er wusste das. Das Leben Karls I. war für England nichts nütz — es konnte sogar schädlich werden: das Leben Cromwells ist für England nnd Europa notwendig gewesen. Karl fand bei seiner Geburt viel Rechte vor, davon er nur allzu vielen Gebrauch machte: Cromwell musste sich seine Rechte erst erringen, und er ward hart im Kampf, und es mochte ihm wohl auch als Pflicht erscheinen, hart zu sein. Ein warnendes Beispiel, mahnend und abschreckend war des Königs furchtbarer Tod: und doch hat er nicht genug gemahnt und abgeschreckt. An Cromwell lag das nicht: aber an denen, die nach ihm kamen. Karl ward ein Opfer des missbrauchten Gottesgnadentums — und nur zum Teil durch eigene Schuld: aber ein solcher Missbrauch heischte Opfer — und er traf diesen Einen, weil ihm Einer gegenüberstand, der wusste: was Gottesgnadentum bedeutet, und dass man dieses Gottesgnadentum nicht missbrauchen dürfe: der diesen Missbrauch sah, und selbst in sich die Stärke wusste und die Kraft, solchem Missbrauch vorzubeugen, der die Macht dazu erringen musste, und sie errang. Er traf in diesem Opfer alle, die schuldig waren, abschreckend und mahnend: und dieses Einen Leben musste darum zum Opfer fallen. Cromwells Leben aber war zu Anderem, Grösserem bestimmt.

Es wäre Cromwell nicht als Schmach erschienen, wenn er König ward. Aber er war ja König, und wusste das: wenn auch ein ungekrönter König: mehr als die äussere Form war ihm der Inhalt, und auf äussere Form hat er sein Leben lang wenig oder nichts gegeben. Er hatte die Macht zu wirken in seinem Sinne, im Sinne seiner Prädestination: und das war ihm genug. Der Inhalt seines Lebens war darin reich genug, und seine Innerlichkeit dadurch begnadet,

Digitized by Google

dass sie nach aussen wirkend und schaffend hervortreten durfte — was wollte er mehr? Die ungekrönten Könige der Welt sind doch die grössten gewesen — die nichts von Menschenhand empfingen, alles nur durch Prädestination. Darin liegt ihre Grösse — und sie ist der Grössen grösste.

Nicht immer wird in eine königliche Wiege das Geschenk des Königtums von Gottes Gnaden gelegt. —

Aber von diesen Dingen weiss wohl Herr C. anscheinend nichts. Sonst würde er nicht solch' unbedachtes und unbesonnenes Wort von einer „Schmach" gebrauchen, das wir zurückweisen und entkräften mussten. Nein: Cromwell wird durch solchen Vorwurf gewiss nicht getroffen, gewiss nicht entehrt. Aber um seines Andenkens willen muss man auch den Versuch der Entehrung zurückweisen.

Cromwell nahm die Krone nicht und befleckte sich nicht mit der von Herrn C. ihm in diesem Falle oktroyierten Schmach.

Die anderen Beleidigungen in solch' wenigen Zeilen Herrn C.'s — selbst neben diesen neun von uns hervorgehobenen sind andere noch vorhanden — erscheinen diesen gegenüber doch nebensächlich. „Viele Staatsstreiche und Gewaltthaten", „durch nichts zu bemänteln", „scheinbar aus eiserner Principientreue" — das sind so Ausdrücke, wie Herr C. sie liebt. Gehen wir darüber hinweg!

Herrn C.'s End„resultat" bleibt hier: Cromwell wollte die Krone, er „entschuldigte" sich: aber er konnte sie nicht nehmen — weil er feig war. Es waren nicht nur „auch" praktische Hindernisse — sondern sie entschieden. Es ist wieder Herrn C.'s gewohnte Reihenfolge: 1) Cromwell hat vielleicht einmal aus edlen Gründen gehandelt — 2) es ist nicht wahrscheinlich, dass er es that — 3) es ist kaum glaublich, dass er es that, und wenn er es that, so hat es keinen Wert, keinen „sittlichen Wert" — denn die praktischen Hindernisse „dürfen wir nicht vergessen". Wie fein ist doch dieser Gedankengang! Mit seinen Worten von „Entschuldigungen und „Milderungsgründen" hat er auch nur wieder Cromwell erniedern wollen. — Es bleibt also das „Resultat", dass wir Cromwell, obwohl er die Krone abgelehnt hat, doch nicht „entschuldigen" und nicht „Milderungsgründe" finden dürfen — nahm er sie an, dann natürlich erst recht nicht! Herrn C.'s Cromwell selbst „entschuldigt" sich vielleicht zunächst — „täuscht" aber sich und uns: das dürfen wir nicht „entschuldigen"; und es müsste auf Herrn C.'s Cromwell doch tiefen Eindruck machen, wenn er sähe, wie Herr C.

Digitized by Google

und seinesgleichen ihn nicht „entschuldigen“, und keine „Milderungsgründe“ finden. Will er denn nun aber die Krone, nachdem er sich selbst „entschuldigt“ hat? Herr C. sagt nicht: weshalb — zu welchem Zweck — er sich „entschuldigen mochte“. Dann aber denkt Herrn C.'s Cromwell: es ist doch eine Schmach, in meinen eigenen Augen: er „entschuldigt“ sich also nicht, wenn er die Krone annimmt — er „schreckt zurück“? Wirklich? Kaum glaublich, dass er zurückschreckt! Denn: die praktischen Hindernisse —

Also: Mephistopheles ad spectatores —

Vielmehr: Herr C. an seine Leser —

Noch eine lustige Anmerkung hierzu:

Es heisst gleich darauf folgendermassen (S. 237): „Die Annahme des Königstitels wäre also nicht bloss eine Schmach, sondern auch ein verhängnisvoller politischer Fehler gewesen“.

Was hat denn Herrn C. vorher Macaulay vorgeworfen? Dass er „jesuitisch“ schrieb. Und warum? (S. 233.)

„Macaulay nennt mit seiner Neigung zu paradoxen Pointen die Hinrichtung des Königs „nicht bloss ein Verbrechen, sondern einen Fehler“. Wir wollen das hierin liegende jesuitische Sophisma, dass es Verbrechen geben könnte, die nicht Fehler wären, richtigstellen, indem wir sagen: die Hinrichtung des Königs war ein entsetzliches Verbrechen und als solches, wie immer, auch ein ungeheurer Fehler.“ So sagt Herr C.

„Wir wollen richtig stellen, indem wir sagen“: o wie schön schulmeisterlich pharisäerhaft ausgedrückt. Solch' einen Stil zu lesen, ist wirklich eine Freude. Aber Herr C. selbst sagt: Wenn Cromwell die Krone genommen hätte, so wäre dies „nicht bloss eine Schmach, sondern ein Fehler“ gewesen. Wir wollen — um mit Herrn C.'s eigenen Worten, wiewohl ungern, in seinem eigenen prächtigen Stil zu reden — das in Herrn C.'s Worten liegende jesuitische Sophisma, dass es schmachvolle Handlungen geben könnte, die nicht Fehler wären, richtig stellen, indem wir sagen: diese Handlung wäre nach Herrn C. eine Schmach und ein Fehler gewesen. In Wirklichkeit keines von beiden. Sie ward ja aber gar nicht begangen, und Herr C. hätte sich also recht gut diese komische Entgleisung sparen können.

Die Feinheit von Macaulays Redeweise versteht er nicht, stellt aber wieder sich selbst und sein Urteil, wie aus seinen Worten klar hervorgeht, hoch über Macaulay und seinesgleichen: mit billigen Ge-

Digitized by Google

meinplätzen, banalen Phrasen. — Er selbst darf sich aber wohl, unbewusst vielleicht eben von dem geschmähten Macaulay beeinflusst, gleicher „jesuitischer" Redeweise wie dieser bedienen, und das scheint ihm dann, wenn er es thut, ganz in der Ordnung zu sein. —

Wenn Herr C. auf Cromwells Kämpfe mit dem Parlament zu sprechen kommt, dann hat für ihn anscheinend eo ipso das Parlament recht, Cromwell unrecht. In Cromwell liegen ja eben — nach Herrn C. — alle Widersprüche. Thatsächlich liegt in Cromwell, dem historischen Cromwell, nirgends ein Widerspruch: so auch hier nicht. Er blieb sich gleich, und er schritt fort mit seiner Zeit und ihr voraus: das ist sehr leicht erklärlich und begreiflich, wenn wir uns nur ein wenig in den wirklichen Cromwell hineindenken können und mit ihm denken wollen. Die hinter ihm zurückblieben, die nicht gleich ihm den freien, weiten Blick hatten — die sind ja auch zu begreifen, als kleine, gewöhnliche Menschen. — Er aber war nicht ihresgleichen.

Herr C. urteilt natürlich ganz anders, und urteilt wieder von vornherein vorurteilsvoll. Das sieht man wieder gleich aus seinem Stil. Cromwell „frevelt" nach ihm gegen das Parlament, als dieses „die vermessene Absicht hat, seines Amtes walten und womöglich einen eigenen Willen haben zu wollen" (S. 235). Über dies Parlament und seine Mitglieder spricht Herr C. verächtlich genug — da es aber mit Cromwell in Streit geriet, so musste es im Rechte sein, Cromwell im Unrecht, nach Herrn C.

Im engsten Zusammenhange steht mit diesen Betrachtungen Herrn C.'s sein Urteil über Cromwell und der Seinen Religion, über den Prädestinationsglauben u. s. w. Er hatte ja ohnehin versprochen, Cromwells „Aberglauben" und „religiösen Hochmut" später schärfer ins Auge zu fassen. Er thut es auch, nach seiner Art — und wir folgen ihm auch hier, wie wir ebenfalls versprachen. Nur kommen wir wieder natürlich zu entgegengesetzten Ergebnissen, eben weil wir ihm folgen. Denn keiner widerlegt Herrn C. besser als Herr C. selbst. —

Cromwell hegte — so sagte uns Herr C. — „Aberglauben" und „religiösen Hochmut". Mit vielen Worten will er dann später dies harte Urteil einschränken. Cromwells „Aberglaube" ist für Herrn C. sein Glaube an Prädestination. Cromwell glaubt sich von Gott berufen, und glaubt die leitende Hand Gottes in allem zu sehen, was sichtbar geschieht. Ein eigentümlicher „Aberglaube" das —

Digitized by Google

„Der Vermessenheit der puritanischen Glaubensrichtung lag es nahe, in der eigenen Person ein auserwähltes Werkzeug zu sehen. So betrachtete sich Cromwell schon seit Jahren als Gottes Kämpen“ (S. 235).

Die „Richtung“ Cromwells ist allerdings nicht die Herrn C.'s. Das haben wir längst eingesehen. Aber braucht sie deshalb gleich so falsch zu sein — wie Herr C. uns lehren will?

„Jeder Sieg war ihm eine Entscheidung Gottes zu seinen Gunsten“ (S. 235).

Das ist also nach Herrn C. der Beweis für Cromwells „Aberglauben“ —

Aber hoch über Cromwell stellt sich hier Herr C. selbst. Wir wissen ja schon, dass er Cromwells Glauben nicht teilt, dass er nicht an Prädestination glaubt, diesen Glauben als „Aberglauben“ bezeichnet — wenn Cromwell ihn gewann, an ihm festhält, ihn ausspricht und in ihm handelt. Er selbst natürlich beansprucht auf derselben Seite, wenige Zeilen später, für sich einen ganz anderen Massstab. Cromwell darf nicht an ein Gottesgericht glauben — er selbst aber darf es: er ist der unparteiische Beobachter, dem sich hier ein „Gottesgericht zu vollziehen“ scheint „in ganz anderem Sinne, als es der demutlosen Selbstgewissheit und dem geistlichen Hochmut des Diktators sich offenbart“ (S. 235).

Vorher schon behauptete Herr C., Cromwell habe den Willen des Schicksals nicht gekannt, liess aber durchblicken, dass er selbst ihn kenne. Dem stellt sich dieser neue Ausspruch und Anspruch würdig zur Seite.

„Betrachten wir Cromwells Leben seinem äusseren Verlaufe nach, so zeigt es genau das Gepräge jenes historischen Übermenschentums, das durch die Mittel einer überlegenen Verstandes- und Willenskraft sich zu einer gebietenden Machthöhe emporarbeitet, dem ihm allein erstrebenswerten Ziele des Lebens. Zarte Regungen der Seele, vornehme sittliche Eigenschaften, wie Treue und Ergebenheit, Ehr- und Pflichtgefühl, Milde und Grossmut, Bescheidenheit und rechtlichen Sinn darf man von solchen Menschen nicht erwarten. Ihre sittliche Empfindung ist, wie ihr ganzes Gefühlsinstrument, stumpf. Zeigen sie Tugenden der genannten Art, so üben sie diese nicht aus innerlichem Drange, sondern als Mittel zum Zwecke des Machterwerbes, der mit Verschlagenheit und Heuchelei, mit rücksichtsloser Härte und

Digitized by Google

Grausamkeit, d. h. mit den rohen Kräften der Selbstsucht am besten zu erreichen ist, während alle zarteren Empfindungen, alle sittlichen Bedenken ihm hinderlich sind. Wenn der erste Teil von Cromwells Laufbahn durch einen Schimmer der Tugend, der Vaterlands- und Freiheitsliebe, wie das Leben des Schwärmers Brutus, verklärt erscheint, so zerfliesst nach der Hinrichtung des Königs dieser Schein in nichts. Handgreiflicher war der Beweis dafür, wie wenig ihm an der politischen und religiösen Freiheit des Volkes lag, nicht zu liefern als durch den zweiten Teil seines Lebens, wo sein persönlicher Machthunger mit dem Freiheitsbedürfnis des Volkes in unversöhnlichen Gegensatz tritt und befriedigt wird durch Niedertretung der verfassungsmässigen Volksrechte mit genau den nämlichen, nur viel nachdrücklicher, viel verheerender gebrauchten Gewaltmitteln, als sie Karl angewandt hatte (S. 238)."

Komisch ist das Zugeständnis: „zeigen sie Tugenden der genannten Art" u. s. w. Sie zeigen sie also doch — aha? Aber — sie „zeigen" sie ja nur. Das Zugeständnis ist sofort wieder zurückgenommen: und wieder ist die Heuchelei Cromwells gegeisselt — wie Herr C. meint.

Ein „Schimmer von Vaterlands- und Freiheitsliebe" „erhellt" also wenigstens den „ersten Teil von Cromwells Laufbahn". Aber auch „dieser Schein zerfliesst in nichts". Es war also doch nur ein Schein gewesen? Und selbst dieser Schein ist trügerisch, nach Herrn C. Schimmer und Schein ist eigentlich nicht ganz dasselbe. Herr C. indes macht sich seine Worte allzeit in eigenem Sinne zurecht, wie er eben Lust hat. — Hat aber Herr C. wirklich keine Ahnung davon: wie gewaltig die Vaterlands- und Freiheitliebe dieses Mannes gewesen ist? Wenig lag nach ihm Cromwell „an der politischen und religiösen Freiheit des Volkes". — Wir müssen Herrn C.'s eigenen Worten glauben, dass er keine Ahnung davon hat: dass ihm also jedes Verständnis abgeht für Cromwell und seine Zeit. Aber umsomehr fühlt er sich als Richter: und er sagt gleich darauf (S. 238):

„Wir sind so weit gegangen, für das entsetzliche Verbrechen (sic!) Cromwells, die Ermordung (sic!) des Königs, mildernde Umstände zu finden." Uns ekelt geradezu vor solchen Worten — wir können keinen anderen Ausdruck für unser Empfinden dem gegenüber gebrauchen. Herr C. hat erstens überhaupt keinen einzigen wirklichen „mildernden Umstand" genannt, er ist garnicht „so weit gegangen"

Digitized by Google

— und zweitens hat er gar kein Recht: „so weit“ zu gehen und „mildernde Umstände“ zu suchen. Er sagt ja auch nur: er habe es gethan — es wollte es wohl nicht thun, und that es nicht.

Und gleich darauf heisst es auch wieder viel ehrlicher: „da gab es keine Entschuldigung“ (S. 238). Daran erkennen wir Herrn C. — an seinen „Entschuldigungen“, die es — nicht giebt. „Die Fähigkeit, seine Grundsätze unbedenklich durch die That zu verleugnen, scheint ihm keine höhere sittliche Stufe anzuweisen, als die eines Übermenschen“. „Dieses scheinbar so leicht sich ergebende Resultat seiner Lebensberechnung, das nicht zum erstenmal herausgefunden ist, ist indessen nicht ganz richtig.“

Allerdings „nicht ganz richtig“. Das wenigstens ist wahr.

„Nicht zum erstenmal herausgefunden.“ Das klingt so bescheiden — aber es soll wohl nur ein Versuch der Deckung sein hinter anderen, wenn Herr C. hier unbedenklich zugiebt, dass er nicht der Erste ist, der dies „herausfand“. Aber — das „Resultat“ ist ja „nicht ganz richtig“. Herr C. bestreitet, dass es ganz richtig sei. Das wird er wohl als Erster thun — er sagt nicht, dass auch schon andere dies „Resultat“ als „nicht ganz richtig“ bezeichneten. Sich selbst bestreitet er gewiss die Richtigkeit seines Urteils nicht — nur eben den anderen. „Nicht ganz richtig“ ist wieder ein echter C.'scher Ausdruck. Das sollte ja wohl in Wahrheit heissen: wenn es den historischen Cromwell betraf: völlig unrichtig — für Herrn C. aber heisst es: eigentlich richtig — bis auf eine Kleinigkeit. Diese Kleinigkeit ist freilich doch recht schwerwiegend. Aber selbst sie sie wird zurückgenommen — und Herr C. erklärt das „Resultat“ für ganz richtig, das er vorher für „nicht ganz richtig“ ausgab. Herr C. schrieb ja auch seinen ganzen Aufsatz nur, um die vollkommene Richtigkeit seines „Resultates“ zu zeigen. Damit ist — Cromwell für ihn völlig gerichtet. Wirklich?

„Wir haben das religiöse Element in seinem Wesen bisher nicht in Rechnung gezogen (S. 239), obgleich gerade dieses nach dem, was er von sich selbst und andere von ihm sagen, die Grundlage seiner Natur zu sein scheint.“

Herr C. thut sich hier anscheinend zu viel Zwang an. Er wird ja doch wohl beweisen wollen — wie es thatsächlich geschieht — dass seines Cromwells „religiöses Element“ eben so verkehrt und schlecht war wie alles an ihm — und hier giebt er sich den Anschein, als glaube er auch nur einen Augenblick, dass das „religiöse Element“ in Cromwells

Digitized by Google

Wesen thatsächlich die „Grundlage seiner Natur“ sei. Wie gesagt: wir glauben ja eben gerne an Herrn C.'s ehrlichen Glauben an das, was er sagt — aber er sollte auch so ehrlich sein, und hier offen sagen, wie er doch sicherlich denkt: Cromwell sagt von sich selbst, dass das religiöse Element in seinem Wesen die Grundlage seiner Natur sei — und also ist es nicht wahr! Das muss doch Herrn C. ganz klar sein — Cromwell ist ja doch ein Lügner und Heuchler: er lügt also auch hier: und Herr C. hat ja schon genügend erklärt, dass Cromwell „Aberglauben“ hegte. Wozu dann noch jetzt diese Worte? Aber Herr C. scheint wunderbarerweise seine eigenen Worte zurücknehmen zu wollen — denn er fängt jetzt an, Cromwells Glauben zu rühmen. Aber nein! Wir irrten — er rühmt ihn nicht. Folgen wir ihm auch hier!

Über den „abergläubischen“ Cromwell wird folgendes gesagt:

„Er lebt wirklich in dem Herrn“. „Er verachtet die Freuden und Genüsse der Welt“. „Er hofft sich durch ein gottseliges Leben hienieden die himmlische Wonne zu erringen“. Sein Leben soll ihn „seinem Gotte näher bringen und der göttlichen Gnade teilhaftig machen“. „Er ringt um den Beistand des Höchsten“. Er giebt „Gott die Ehre“. Gott gewinnt alle seine Siege, nicht er selbst; alle Ehren verdankt er nicht sich noch anderen Menschen, sondern Gottes Gnade. Er ruft: „Gott möge richten zwischen Euch und mir“.

All' das sind Worte des Herrn C. über Cromwell.

Aber Herr C. giebt und nimmt zugleich. Denn kaum hat er all' dies vom „abergläubischen“ Cromwell zugegeben: da heisst es:

„Die wahre Religiosität besass er sicher nicht, sondern eine falsche“ (S. 239).

Wir sind allerdings überzeugt, dass Cromwell thatsächlich nicht das besass, was Herr C. unter „wahrer Religiosität“ versteht: denn mit Herrn C. hat Cromwell schlechterdings nichts gemeinsam. „Sicher“ ist übrigens gut. Was soll das „sicher“ heissen? Was ist Wahrheit?

Cromwell „verübte“ nach Herrn C. „so viele Thaten“, „welche der wahren christlichen Religiosität unmöglich gewesen wären“. Hier heisst es: Cromwell hegte nicht den rechten Glauben, nicht wahre Religion — oder vielmehr, wie Herr C. immer sagt: „Religiosität“ — vorher schalt Herr C. über Cromwells „Aberglauben“. Jeder für Herrn C. nicht rechte Glaube ist ihm eben gleich „Aberglaube“. Wie trostlos beschränkt muss der „rechte“ Glaube des Herrn C. doch sein!

Digitized by Google

Dieser Abschnitt des Artikels von Herrn C., der vom „wahren“ und „falschen“ Glauben u. s. w. handelt, ist nicht nur der innerlich widerspruchsvollste, sondern auch der uns widerwärtigste. Hier wird das Innerste des Menschen, das religiöse Geheimnis gerade in seinen grössten und tiefsten Seiten auf die Strasse hinausgezerrt. Das wäre Cromwell, dem „Frevler“, nicht möglich gewesen. Herr C. schilt über Cromwells „philosophisch-unkultiviertes“ Denken. Wenn auch dasjenige des Herrn C. philosophisch kultiviert ist — so danken wir doch dafür. Da ist uns der unkultivierte Cromwell lieber. Cromwell, der unkultivierte, ergeht sich in Phrasen — nach Herrn C. Thut er das wirklich? Und was thut Herr C.?

Herr C. sieht den unlösbaren Widerspruch seiner Behauptungen nicht ein, sondern — sucht ihn natürlich in Cromwell, der sich immer dessen schuldig machen soll.

„Eine naheliegende Auskunft, um den Widerspruch zwischen seinem Übermenschentum und seiner frommen Lebensführung aus dem Wege zu räumen, ist die Annahme, dass das Übermenschentum seine wahre Natur, die Frömmigkeit nur ein Mittel zur Erreichung seiner egoistischen Ziele, nur Heuchelei gewesen sei. Aber diese Auskunft ist ein Irrweg.“

Für Herrn C. liegt solche „Auskunft“ selbstverständlich am nächsten. Er bestreitet zwar gleich darauf ihre Richtigkeit — aber sein Gedankengang bleibt klar: darauf verfiel er zuerst, das schreibt er nieder und lässt es drucken, darauf möchte er wohl auch zuerst seine Leser hinweisen, die er schon genügend bearbeitet hat. Es operiert sich ja so leicht mit „es ist möglich“, „es ist nicht undenkbar“, „vielleicht“ u. s. w.

Herr C. quält sich selbst und seine Leser mit dem Widerspruch, den er in Cromwell entdecken möchte, der aber nur in ihm selber liegt, den er in Cromwells Wesen hineintragen möchte, der aber dem Wesen Cromwells vollkommen fremd ist. Er findet viele „objektiv sinnesleere Phrasen“ unter Cromwells Aussprüchen: und findet natürlich sogleich die „Auskunft“ „naheliegend“: man könnte „auf solche Stellen den Vorwurf der Heuchelei gründen“. Aber — wer dies thut, „der müsste seine Augen schliessen vor ebenso vielen Stellen, erfüllt von tiefem religiösem Ernst und Enthusiasmus, vor jenen finster leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner cholerischen Gottesanschauung“.

Wie viel giebt doch Herr C. hier anscheinend zu — sich selbst

Digitized by Google

gegenüber: aber er scheint es gleich darauf auch schon zu bereuen, und muss im letzten Worte wenigstens Cromwell noch einer „cholerischen“ Gottesanschauung zeihen.

Herr C. sucht immer nach einer „Erklärung“. „Es bleibt daher nichts übrig“ — ist eben sein Endresultat — „als seine Fähigkeit zu frevelhaften Thaten bei seiner ungeheuchelten Frömmigkeit aus der Macht gewisser starker Triebe seiner Natur herzuleiten, denen die bestimmte Art seiner Religiosität Vorschub leistete“.

Das ist allerdings ein merkwürdiges „Resultat seiner Lebensberechnung“. Und dies soll also ganz richtig sein, die einzige „Erklärung“ sein: diese „rhetorisch-sophistischen“ Phrasen? „Es bleibt also nichts übrig“ — hiesse es richtiger — als in Cromwell den Widerspruch zu suchen, der vielmehr in seinem ungerechten Kritiker liegt. Cromwells „bestimmte Art der Religiosität“ ist eben nicht die Herrn C.'s, und demnach weiss Herr C. mit ihr nichts Rechtes anzufangen — als über sie zu schimpfen. Das besorgt er dann aber um so gründlicher.

„Es bleibt daher nichts übrig“. Wir sind befriedigt, dass Herr C. selbst diese Worte gebrauchte. Er wird doch wohl selbst etwas in Verlegenheit geraten sein über seine Logik. Er merkt nicht, dass er in eine Sackgasse geraten ist — aber er fühlt sich doch wohl unsicher. Sonst würde er doch ein anderes „Resultat“ uns vorlegen können als das oben citierte.

Das Leben des wirklichen Cromwell liefert ein ganz anderes „Resultat“: da ist kein Widerspruch drin — da brauchen wir nicht nach „Erklärungen“ zu suchen: da ist alles klar und wahr. Mehr oder weniger „tiefliegende“ „Auskünfte“, mehr oder weniger weit „hergeholte“ „Annahmen“ brauchen wir da nicht — und geraten nicht auf „Irrwege“ bei „nicht ganz richtigen“ „Resultaten“ der „Lebensberechnung“. „Es bleibt uns daher nichts übrig“ — brauchen wir nicht schier wehmütig oder ärgerlich zu denken und zu sagen, wenn wir des wirklichen Cromwells Leben und Wesen studieren. Da geraten wir nicht in solche Verlegenheit, fühlen uns aber vollkommen sicher.

Herr C. hat seine Augen thatsächlich geschlossen. Aber wohl kaum aus Ehrfurcht vor jenen Worten, darin sich Cromwells edle tiefreligiöse Gesinnung offenbart. Wie gut weiss Herr C. doch, wie ein Heuchler handelt: „Es ist für einen zum Truge disponierten Menschen nicht schwer, eine für die Öffentlichkeit bestimmte Formenfrömmigkeit, von der sein Herz nichts weiss, zur Schau zu tragen, wenn

Digitized by Google

sein materielles Interesse es so verlangt. Im Familien- und intimen Freundeskreise oder in der Fremde wird er die Last dieser Verpflichtung abwerfen und sich möglicherweise an recht unfrommen Beschäftigungen erholen. Diese Heuchelei fortzusetzen, wenn man von der Welt nicht beachtet wird, wäre sinnlos.“ So that also Cromwell — nicht. Ach so! „Zum Truge disponiert“ war er ja nach Herrn C., und er hätte demnach so handeln gekonnt — merkwürdig nur, dass er's nicht that. Denn seine „Religiosität“ war ja doch nicht „die wahre, sondern eine falsche“; er war ein Abergläubischer — nach Herrn C.

Entweder ist nun Herr C. überzeugt, dass Cromwell „abergläubisch“ war — das sagt er zuerst — und nicht „recht“ religiös — das sagt er zuletzt — oder dass er doch echt und recht christlich fromm war: das steht dazwischen. Alle drei Thatsachen zusammen kann Herr C. nicht aufrecht erhalten. Aber die Behauptung der rechten Frömmigkeit Cromwells betont er mit so wenig Überzeugung, sie steht zudem mit allem, was er sagt, vorher und nachher sagt, so sehr im Widerspruch, dass wir am ersten und letzten als seiner Überzeugung wohl festhalten müssen: also: dass Cromwell nach ihm irreligiös und abergläubisch war. Das sagt er uns ja oft genug, an den verschiedensten Stellen: und jenes andere nur einmal hier. Wir können ihm nur einen Teil seiner Behauptungen glauben: und glauben ihm das meiste, den weitaus grössten Teil: als seine Überzeugung, nicht die unsre. Denn die steht ja der seinen gegenüber in vollkommenstem Gegensatz, wenn sie auch nicht so widerspruchsvoll ist, dafür aber durch die weltgeschichtlichen Thatsachen erhärtet. Was für ihn somit das „Resultat der Lebensberechnung“ Cromwells ist, scheint uns nicht nur „nicht ganz richtig“, sondern vollkommen falsch. Herr C. hält es aber nicht für „nicht ganz richtig“, sondern eben für „ganz richtig“. Wir haben zwar nicht „gerechnet“: und sind doch zu einem feststehenden „Resultat“ gekommen.

Wie sagt doch Cromwell: „Gott mag richten zwischen Euch und mir“! Der so glaubte, würde solche Feinde, die also völlig unfähig sind, ihm gerecht zu werden, gewiss nicht beachten und achten — und auf eines anderen Urteil vertrauen dürfen. Die Weltgeschichte hat geurteilt zwischen Cromwell und seinen Feinden: und sie sprach ihn nicht nur frei, sondern sie erhob ihn hoch. Ganz anders steht sie seinen Feinden gegenüber. —

„Wenn wir die falsche Richtung der Religionsanschauung der independentischen Puritaner mit einem Worte bezeichnen wollen“ — so

Digitized by Google

fährt Herr C. fort (S. 240). Er bezeichnet sie zwar nicht mit einem Worte — sondern mit sehr vielen — und beweist es nicht, dass sie falsch sei. Im Gegenteil: anscheinend dennoch widerwillig, muss er sehr viel daran loben. Schimpfen thut er natürlich trotzdem — denn das Schimpfen versteht er ja aus dem ff.

Die Puritaner wollten Gottes Gebot durchführen — sagt Herr C. — indem sie es selbst befolgten und auch von andern dies forderten. Und nun fügt er hinzu: Dadurch „wurde zwar nicht die Nächstenliebe begünstigt", aber das „verächtliche Pharisäertum" grossgezogen u. s. w.

Wir müssen wiederum gestehen: wenn uns jemals irgend eine Schrift im Ganzen wie im Einzelnen so recht pharisäerhaft anmutete — so ist es die vorliegende des Herrn C. Wir haben bei ihrem Verfasser noch nichts von christlicher Nächstenliebe bemerkt — wohl aber das Gegenteil — und nun wirft er den Mangel dessen, was ihm abgeht, den — Puritanern vor. Beileibe nicht sich selbst. An Selbsterkenntnis scheint es ihm zu fehlen — aber die ist ja wohl auch kein Vorzug in seinen Augen. Wir hatten den Ausdruck „pharisäerhaft" schon mehrfach im Stillen auf das Vorgehen des Herrn C. zumal eben in diesem Abschnitt, der das religiöse Gebiet behandelt, angewandt — und nun wendet er selbst eben diesen Ausdruck öffentlich an auf die Puritaner, auf seine Gegner, er spricht von „verächtlichem Pharisäertum" — gleich darauf von „pharisäisch unchristlicher Religionsanschauung". Um so schlimmer für ihn — denn dieser Vorwurf trifft, offen herausgesagt, nachdem er es gewagt hat ihn wider andere zu erheben: ihn selbst!

Herr C. spricht von den „christlichen Hauptgeboten der Demut und der Nächstenliebe", die nach ihm bei — den Puritanern „nur ungenügend zur Geltung kamen". Er tadelt „Neid" und „Übelwollen", den „sittlichen Hochmut", „das Bewusstsein einer fragwürdigen Überlegenheit", „gewisse hässliche Äusserungen", die „lieblose Kritik", die „Unduldsamkeit", die „enge Umpfählung der Lebensanschauung", den Mangel an „Liebenswürdigkeit", die Angriffe „auf jedes andere Bekenntnis" u. s. w. Mit all' diesen Vorwürfen glaubt er andere zu treffen: aber weitaus die meisten scheinen wie auf seinen eigenen Aufsatz eigens gemünzt zu sein. Daneben schimpft er natürlich über „unsinnige Lehren", „widersinnige Religionsanschauung" — die beruhte nämlich darauf, wie er selber sagt: dass die Puritaner sich verpflichteten, „Gottes Willen zu thun und nichts zu thun wider Gottes Willen".

Digitized by Google

Wie „unsinnig“ und „widersinnig“ sind doch — für Herrn C. — diese Anschauung und Lehre.

All' dies Geschimpfe zielt natürlich weniger auf die Puritaner: als auf — Cromwell selbst. Und da sagt Herr C. wunderschön: „Man denke sich nun eine Natur wie die Cromwells, bäuerisch derb, von der höheren, wissenschaftlichen oder künstlerischen, Kultur unbeleckt, frei von weichen Empfindungen und zarten Gewissensskrupeln, ungerührt von fremden Leiden, dabei praktisch klug und verschlagen, selbstbewusst und cholerisch“ u. s. w. „Und frage sich nach dem Produkt, das die Faktoren einer solchen Natur und jener oben geschilderten zugleich vermessenen und widersinnigen, vor allem aber pharisäisch unchristlichen Religionsanschauung erzeugen müssen.“

In diesen Sätzen ist eigentlich wieder jedes Wort kostbar. „Man denke sich nun“ — „Und frage sich“: O wie herrlich schulmeisterlich ausgedrückt! „Man frage sich nach“ dem „Produkt“ der „Faktoren“ — wie wundervoll stimmt das zum „sich ergebenden Resultat der Lebensberechnung“. „Bäuerisch“ wird ja Cromwell mehrfach genannt — das ist nur so ein nebensächlicher Vorwurf, obwohl er sich auch wiederholt — aber auch dieser trifft den historischen Cromwell nicht. „Unbeleckt“: wie reizend! Passen denn eigentlich solche Ausdrücke hierher? Herr C. ist jedenfalls nicht wählerisch in seinen Ausdrücken. Über das „ungerührt von fremden Leiden“, die Freiheit von „zarten Gewissenskrupeln“ u. s. w. werden wir noch zu reden haben. Ausdrücke wie „vermessen“, sind wir ja leider auch bei Herrn C. gewohnt.

„Dadurch, dass die Puritaner jedes Gesetz, jeden Brauch“ u. s. w. prüfen mussten, ob sie gerecht, ob ihr Gewissen Gehorsam erlaube, oder zum Protest und Widerstand sie zwinge: war nach Herrn C. die „Autorität der Behörden, der höchsten wie der niedersten, für null und nichtig, die Revolution aber in Permanenz erklärt“.

Das sind wieder so recht lächerliche Worte! Es genügt eigentlich, sie zu citieren, um sie zu beurteilen. Wer steht denn höher, das Volk oder die von ihm bestellten Beamten? Ist der Autoritätsglaube oder vielmehr -Aberglaube — denn dies Wort trifft hier zu — bei Herrn C. so weit vorgeschritten, dass er glaubt: jede Behörde, vor allen aber wohl die höchste, müsse eo ipso alles besser wissen als die „Untergebenen,“ die „Unterthanen“? Von rechtem republikanischem Wesen hat Herr C. keine Ahnung — und umsomehr schreibt er darüber. Dadurch, dass einer Minister ist, wird er trotz dem

Digitized by Google

Spruche „Amt giebt Verstand“ noch lange nicht geistig hervorragender als sein letzter Schreiber — dieser kann vielmehr in jeder Beziehung höher stehen. Das entscheidet wahrhaftig nicht die Bedeutung eines Menschen, wie hoch er von anderen Menschen gestellt wurde — so lehrt uns auch die Weltgeschichte selbst. Über „Behörden“ und ihre „Autorität“ ist sie oft genug stolzen Schrittes hinweggegangen. Wie schlimm ist das wohl in den Augen des Herrn C.! Nur lässt sich leider nichts dagegen machen. Denn die Weltgeschichte lässt sich eben nicht gebieten, am allerwenigsten von Männern vom Schlage des Herrn C. Sein Aberglaube wirkt um so mehr beängstigend —

Diese „Revolution“, das Recht des Volkes auf Kontrollierung seiner „Behörden“ und ihrer „Autorität“ muss allerdings „in Permanenz erklärt“ sein. Denn die Beamten, höchste wie niederste, sind um des Volkes willen da: und das Volk ist ihr Herr. Kann Herr C. das bestreiten? Ableugnen, was ewige Wahrheit ist? Die stolzesten, von ihrem eigenen Werte überzeugtesten Menschen, die vornehm in allem, edel geboren waren und allzeit sich edel bewährten, haben diese Wahrheit erkannt und sind als Bekenner für sie eingetreten, frei von niedrigem Egoismns, von kleinlicher Beschränktheit der Seele. Die rechten Aristokraten selbst sahen, eben weil sie dies waren, hierin am klarsten nnd wahrsten. Es giebt allerdings einseitige Fanatiker dort, wo man diese Wahrheit nicht verstehen will, und sie deshalb bekämpft — und wiederum dort, wo man sie nicht recht versteht und dennoch für sie eintreten will. Eine Partei hat niemals allein Recht: und so auch keines dieser Extreme rechts und links. Immer wird es Kleingläubige und Blinde, und immer unklare und unkluge, und auch unehrliche, kurzsichtige Menschen geben. Ein Volk ist reifer, eines weniger reif, sich selbst zu regieren — regieren wird nicht von heute auf morgen gelernt und die Nacht nur allmählich vom Licht überwunden; so muss ein Volk, ehe es regieren kann, regiert werden von Berufenen. Aber nur von solchen. Das war nicht immer der Fall — viel zu selten der Fall. Es ist sehr schwer für ein Volk: eine rechte Republik zu werden. Dazu braucht es Jahrhunderte selbst für die grössten Völker und Staaten: Jahrhunderte stetiger, glücklicher und weiser Entwicklung.

Der Grundsatz: Alles um das Volk, und nur nm des Volkes willen — sollte auch nicht nur in der Republik herrschen. Aber die Puritaner waren Republikaner, und umsomehr durften sie, die die

Digitized by Google

Republik schufen, nach ihren Grundsätzen leben, die nur gerecht und billig waren. Diese ihre Republik konnte zwar noch nicht bleiben: sie erstand zu schnell und nicht weise genug, soweit nicht Cromwell sie schaffen konnte: und sie musste erliegen, als dieser Vorläufer der rechten Repnblik gestorben war in einer Zeit, in einem Volke, die noch nicht reif waren zur Republik. Er selbst war reif zum Führer der Republik gewesen.

Aber das Schlimmste an den puritanischen Lehren und am puritanischen Leben, dem ihre Überzeugung, ihr Glaube, zu Grunde lag — ist eben für Herrn C. der Glaube an „göttliche Erleuchtung" einerseits und andererseits — „kaum weniger verhängnisvoll" — der „calvinistische Glaube an die Gnadenwahl".

Eigentlich ist das ja so ziemlich dasselbe — aber Herr C. hat das nicht gemerkt. Hiervon versteht er ja gar nichts — und wirft es aus einander. Wenn er auf die „göttliche Erleuchtung" zu sprechen kommt, so „berührt" er die „gefährlichste wie die logisch schwächste Seite des puritanischen Denkens". Will Herr C. wirklich von Logik, und von schwächster Logik, reden? Und eben auf diesem, ihm fremdesten, Gebiete, darauf er die schwächste Seite seines eigenen Denkens berührt? Mag er ruhig diesen Glauben, den er nicht versteht, für so „gefährlich" halten — bessere Leute als er sind noch immer anderer Ansicht gewesen, und sie hatten wenigstens ein Rceht zu einer Ansicht, da sie etwas von dem verstanden, worum es sich handelte. Wenn dieser hehre Glaube allgemein herrschen würde — dann würde er dennoch Herrn C. wohl nicht so sehr „gefährlich" werden — denn die ihn hegen, würden Hern C. auslachen —

Wir können den Glauben an „göttliche Erleuchtung" etwa als Prädestinationsglauben bezeichnen — das, was Herr C. den „calvinistischen Gnadenwahlglauben" nennt — ebenso.

„Die Toleranz der Independenten" hatte Herr C. schon vorher gegeisselt, wie er glaubt: „sie ist auch nur eine von ihren hohlen Phrasen gewesen", sagt er (S. 237). Nun wird ihr Glaube vollends gerichtet, vernichtet, wie Herr C. meint: ein „verderblicher Fatalismus" liegt für ihn im Prädestinationsglauben (S. 241), dem „verhängnisvollen".

Herr C. hat sich gewiss nicht klar gemacht, wovon er hier eigentlich redet. Aber für ihn hat — Cromwell sich „sicher nicht klar gemacht", dass er in „Wahrheit allein einem egoistischen Triebe folgte", als er den König „mordete". So sagt Herr C. Er wieder-

Digitized by Google

holt hier seine unaufhörliche Beschuldigung der Feigheit: entweder musste Cromwell sich fürchten oder den König „morden" — er wählt das Letztere, „macht es sich" aber „nicht klar", dass er es nur aus Furcht thut — Gewiss kann er sich das nicht „klar machen": denn Herr C. hat eben bewiesen, wie wir sahen, dass er sich auch fürchten musste, wenn er den König „mordete". O diese „Klarheit" des Herrn C.! Cromwell konnte ausserdem sich aber auch nicht „klar machen", dass er etwas that — wenn er es gar nicht that. Solche kleinen Widersprüche kümmern Herrn C. nicht. —

„Der scheinbare Widerspruch löst sich", sagt er selbst. Die Widersprüche, die er in Cromwell legt, lösen sich allerdings, weil in Cromwell gar keine Widersprüche vorhanden waren. Die Widersprüche in Herrn C.'s Aufsatz lösen sich ganz im Gegensatz nicht. Er beschuldigt aber eben hier wieder Cromwell eines „sophistischen" „Denkverfahrens", dass, was für Andere Unrecht sei, er für sich zum Recht macht. „Denkverfahren" ist auch solch' ein schönes Wort — hätte Herr C. es nur befolgt! Und „sophistisch" ist einer seiner Lieblingsausdrücke; der kam schon vorher und kommt allein auf S. 242 3 mal vor: „sophistische Gründe", „klägliches Rüstzeug solcher Sophismen", „Sophistik ein Mittel für ihn um aus dem Unrecht Recht zu machen". Diese letzte Beschuldigung selbst, hier also fast wörtlich wiederholt, ist ebenso ungerecht wie Herrn C.'s ganze Beurteilung Cromwells — für seinen Aufsatz selbst aber trifft sie zu in dem Sinne, dass mit dem „kläglichen Rüstzeug" von „Sophismen" er die Thatsachen entstellt.

Wie sich Cromwell „mit dem grossen Verbrechen seines Lebens" in „sophistischen Gründen" auseinandersetzt — das will Herr C. uns auseinandersetzen: aber wie thut er das!

Cromwell spricht, so sagt Herr C., „von der hohen Position einer befestigten Überzeugung herab, befestigt mit vielen Gründen, die alle keine sind" (S. 242).

Natürlich: eine wirkliche Überzeugung hatte ja Cromwell nicht — nach Herrn C. Wie der „Heuchler" es aber macht — sieht man auch hier.

Hören wir denn diese „vielen Gründe, die alle keine sind".

Gottes Wille sei überall sichtbar. Gott weiss, wem er den Sieg giebt, und weshalb.

Das ist also ein Grund, „der keiner ist" — nach Herrn C.

Digitized by Google

Nach den religiösen Gründen die politischen:

„Das Staatswohl muss für den Politiker massgebend sein.“ Das ist also auch ein Grund, „der keiner ist“, nach Herr C. Herr C. scheint also nicht der Ansicht zu sein, dass das Staatswohl für den Politiker massgebend sein müsse. Gut, dass Herr C. kein Politiker ist — denn als solcher müsste er ein Volks- und Hochverräter sein. —

„Es ist gesetzlich für eine kleinere Partei, wenn sie im Recht ist (!!), eine numerische Mehrheit zu zwingen“ (!).

Wir bemerken, dass Herr C. die !! in ( ) ( ) geschrieben hat — nicht wir, und dass er die betr. Worte unterstrichen hat. Wir könnten hier noch mehr, und ganz anderes unterstreichen, und aus anderen Gründen !! anbringen.

Diese Ansicht Cromwells selbst ist selbstverständlich ebenso unbestreitbar richtig und gerecht, wie die vorige. Wie oft heisst es leider: major pars meliorem vicit. So schrieb schon der Römer Livius. Die Wenigen sind zumeist weiser als die Vielen. Aber zu selten siegt die Weisheit der Wenigen.

Den „mächtigsten Einwand“, dass man der von Gott gesetzten Obrigkeit Gehorsam schuldig sei, wird von Cromwell nach Herrn C. gleichfalls „aus dem Wege geräumt“: Die Art der Obrigkeit ist für ihn eine menschliche Einrichtung. Die Menschen haben verschiedene Arten Obrigkeit geschaffen — mit verschieden begrenzter Macht. Die Obrigkeit darf demnach nicht alles thun und nicht für alles Gehorsam fordern. Es kann geschehen, dass man Widerstand leisten muss.

So sprach Cromwell, und er hatte wieder vollkommen recht. Gegenüber dem „legitimen“ König, der Unrecht that wider sein von ihm nicht recht erkanntes Gottesgnadentum, war der Mann, der ein Gottesgnadentum in sich sah, und demnach handeln wollte, vollkommen im Recht. Aber alle diese Aussprüche macht Herr C. ihm zum Vorwurf — alles das sind für Herrn C. Gründe, die „keine sind“. Cromwells Worte sind für ihn nur eine „phrasenhafte Auslassung!“ Wenn das Phrasen sind — was ist dann für Herrn C. nicht Phrase? Seine eigenen Worte vielleicht — aber die sind für uns Phrasen.

Noch mehr: „Dem naivsten Denken leuchtet es ein, dass, wenn solche Argumente als berechtigt gelten sollten, keine Staatsordnung bestehen könnte und die Anarchie der allein mögliche Zustand der menschlichen Gesellschaft sein würde. Aber der Virtuos des Willens und des praktischen Verstandes stand auf einer so niederen Stufe der

Digitized by Google

geistigen Bildung, dass er im stande war, mit dem kläglichen Rüstzeug solcher Sophismen seine — allerdings wenig lebhaften — sittlichen Bedenken niederzuschlagen."

Herr C. hat sich anscheinend hier wieder so recht Mühe gegeben, in zwei Sätzen, in ca. 11 Zeilen möglichst viel unsinniges Zeug vorzubringen — und ausserdem wieder ein recht deutliches Beispiel zu geben: in welch' unangenehmem Tone er seine Polemik durchweg führt.

„Dem naivsten Denken leuchtet es ein", — das stimmt vortrefflich zu der oben citierten „Naivität", die selbst die „unbedingtesten Cromwellverehrer" nicht begehen würden. Wir müssen demnach wohl gar nicht „naiv" sein oder schon über alle „Naivität" hinaus „naiv"; denn uns „leuchtet" das gar nicht ein, was Herr C. sagt. Es ist einfach Unsinn, was er hier vorbringt. Cromwells „Argumente" müssen thatsächlich nicht nur als „berechtigt" gelten, sondern als wahr anerkannt sein: dann kann keine rechte „Staatsordnung" bestehen, wenn man sie nicht anerkennt oder sogar verwirft. Was Herr C. unter „Anarchie" versteht, weiss er wohl selbst nicht recht. Wenn die rechten politischen und religiösen Grnndsätze, wie er sagt, „Anarchie" schaffen müssen: was ist dann „Anarchie" — und was ist nicht „Anarchie"?

Seine ganze Kraft im Schimpfen zeigt Herr C. hier daneben wieder glänzend: „niedere Stufe der geistigen Bildung", „klägliches Rüstzeug solcher Sophismen", „im Stande", „seine sittlichen Bedenken niederzuschlagen", diese „allerdings wenig lebhaft". Das sind wieder so einige Beispiele.

Glaubt denn Herr C. im Ernst, dass der Verfasser eines solchen Aufsatzes, wie der seine, auf einer höheren „Stufe der geistigen Bildung" steht als der historische Cromwell? Seine „sittlichen Bedenken" hätten ihn abhalten müssen, solchen Unsinn, noch dazu mit solch' „klägliche m Rüstzeug" von „Sophismen" vorzubringen — dazu scheinen sie aber eben nicht „lebhaft" genug zu sein.

Wenn Cromwell an ein Gottesgericht glaubt — dürfen wir nicht Heuchelei darin sehen. „Würden wir" das — so „würden wir bei Cromwell eine Verruchtheit voraussetzen, deren er doch (sic!) nicht fähig war". Wir glauben allerdings: dass es Herrn C. lieb wäre — und sein ganzer Aufsatz ist wiederum Beweis dafür — wenn seine Leser, nach seinen Behauptungen, an eine grösstmögliche „Verruchtheit" Cromwells glauben würden und an seine „Fähigkeit" dazu. Er weist

Digitized by Google

ja doch wieder auf die „Möglichkeit“ der „Fähigkeit“ zu solcher „Verruchtheit“ zu allererst hin — erst dann will er diese „Möglichkeit“ anscheinend entkräften. Aber mit welchen Worten: „Nicht Gott“ zeigte ihm seinen Weg — sondern „sein Gott“. Aha! „Sein Gott hatte nichts mit unserem Gotte zu thun —“

Wie waren doch die Worte vom Pharisäertum, die Herr C. auf — andere anwandte? Herr C. behauptete ja auch das wahre „Gottesgericht“ zu sehen — im Gegensatz zu Cromwell.

Aber er hat dennoch in einem Recht: Der Gott Cromwells konnte allerdings mit dem Gotte des Herrn C. eben so wenig etwas gemeinsam haben wie Cromwell selbst mit Herrn C., und noch weniger. Wir geben auch das unbedenklich zu. Herr C. spricht zwar von „unserem Christengotte“: aber der, den er sich zurechtgemacht hat als solchen, ist mit dem Cromwells schlechterdings nicht zu vergleichen. Der Gott Cromwells hätte es ihm unmöglich gemacht — einen solchen Aufsatz zu schreiben wie den des Herrn C.

Gleich darauf wird Cromwell, und zwar, um ihn zu „entschuldigen“ — aber in den „Entschuldigungen“ des Herrn C.'s liegen immer neue Beleidigungen, und die „Entschuldigungen“ sind nie ernst gemeint — der Vorwurf des „religiösen Grössenwahnsinns“ gemacht. Den „haben wir“ in ihm „zu sehen“.

„Haben wir“ das wirklich?

Bewusstsein der Grösse ist nie Grössenwahn. Aber die kleinsten der kleinen Menschen und die kleingläubigsten unter ihnen brauchen nur von einem Menschen zu wissen: dass er seine Grösse kennt — so sprechen und schelten sie über Grössenwahn. Sie kennen diesen Menschen und sein Innenleben gewiss nicht — aber sie schelten, ohne ihn zu kennen. Das sind die Kleingläubigen, die nicht sehen und nicht glauben: die über alles urteilen, und zugleich absprechen, das ihnen das Fremdeste des Fremden ist, und je fremder es ihnen ist, um so lieber. Der das Bewusstsein der Grösse in sich trägt, der kennt sich und sein Innenleben. Er hegt nicht Grössenwahn — aber jene blinden Verleumder sind im Wahn begriffen und wissen nicht, was sie thun. Sie vielmehr massen sich das Recht zum Richten an, ein Recht, das ihnen nicht gebührt, und eine Grösse, die sie nie kennen. Bewusstsein der Grösse ist für die grossen Menschen so notwendig, wie Selbsterkenntnis für jedermann notwendig ist.

Herr C. sagt ausserdem statt Grössenwahn — selbst das ist ihm

Digitized by Google

nicht schlimm genug — noch viel geschmackvoller: „Grössenwahnsinn“. Er hat also bereits herausgefunden, dass Cromwell ein Verrückter war, der eigentlich wohl ins Irrenhaus gehört hätte, nicht aber an die erste Stelle in England, und an die in vieler Beziehung erste in Europa. Für Herrn C. scheinen wohl alle grossen Männer und alle Verbrecher verrückt zu sein. Sein Cromwell ist ein Verbrecher — und er ist verrückt. Der historische Cromwell war ein grosser Mann — und Herr C. wollte beweisen, dass er verrückt war.

Dann folgen noch einige andere Hiebe auf Cromwell. Sein „unentwickeltes Denkvermögen“ wird an den Pranger gestellt. Cromwell war ja eben „philosophisch unkultiviert“ nach Herrn C. Seine „Denkkraft“ war „nicht ausgebildet genug“ (S. 241) — das passt also dazu. Das „Denkvermögen“ seines Gegners scheint aber — merkwürdig „entwickelt“ zu sein, und seine „Denkkraft“ eigentümlich „ausgebildet“.

Cromwell ist „demutlos“ nach Herrn C. Ist das denn nicht Demut, wenn er, wie Herr C. selbst sagt, Gott in Allem die Ehre gab? Welch' ein Widerspruch wieder — in Herrn C.'s Worten!

Das schönste von allem steht aber auf der gleichen S. 243: „Wäre Cromwell geistig normal entwickelt gewesen“ u. s. w. Wir wollen hier nur konstatieren, dass wir bei der Lektüre dieser Stelle herzlich gelacht haben — wir kommen später wieder auf sie zurück.

Cromwells „übermenschliche, zum Verbrechen geneigte Natur“ wird auch noch einmal gescholten.

Und wie wird sein Tod geschildert: „Und noch auf dem Sterbebette, als ihn zeitweise die Furcht vor dem höchsten Richter schüttelte, richtete er sich auf an der laut geäusserten Selbstsuggestion, dass Gott ihm den Beweis seiner Gnade auf Erden gegeben habe.“

„Selbstsuggestion“ ist gut. Innerlich überzeugt durfte Cromwell, der Cromwell Herrn C.'s, ja allerdings nicht sein. Aber wie fein ist nebenbei bemerkt: wie ihn zeitweise die „Furcht“ „schüttelt“ — die „Furcht“, die der Feigling immer hegt — man sieht ihn ordentlich sich „schütteln“, und Herr C. sieht es gewiss mit Befriedigung — die „Furcht“ vor dem „höchsten Richter“. Herrn C.'s Cromwell müsste allerdings „Furcht“ hegen vor dem „höchsten Richter“ — und ausserdem „Furcht“ vor einem solch' niederen „Richter“ wie Herr C., der ihn erbarmungslos brandmarkt. Der historische Cromwell brauchte vor dem höchsten Richter, an den er glaubte, nicht „Furcht“ zu hegen — und vor Herrn C. ganz gewiss nicht. — — —

Digitized by Google

Der Prädestinationsglaube spricht nach Herrn C. (S. 243) „dem Menschen die Kraft der Selbsterlösung wie die Willensfreiheit“ ab. Herr C. weiss eben nicht, was Prädestinationsglaube ist. Wir haben dies Thema schon oft genug an anderer Stelle erörtert und können hier kurz darüber hinweggehen. Gerade solche Menschen, die an Prädestination glauben, werden gewaltige Thaten thun können in ihrer Willensstärke — werden das Bewusstsein der menschlichen Kraft, die sie in sich wissen, mit Freuden geniessen und ihr Geltung verschaffen in unermüdlicher Arbeit im Sinne ihrer Prädestination. Wenn sie ihrer Prädestination genug gethan zu haben glauben dürfen, ist das für sie die höchste Selbsterlösung, und der Weg zu dieser Erlösung war ihrem Willen und ihrer Kraft vollkommen frei. Die „Übermenschen“, von denen Herr C. spricht, glauben ja aber doch wohl nicht an Prädestination — „Übermenschen“ des Herrn C. glauben nur an die Allgewalt der Menschen, und an nichts Höheres: wie war denn dann aber Cromwell gerade so „genau“ ein C.'scher „Übermensch“? Und wenn Karl I. sich den „legitimen“ König glaubt, und Herr C. ihn so nennt — ist denn das nicht bei Karl I. Prädestinationsglaube, den er nur eben, wie schon gesagt, nicht recht verstand und nicht recht zur Geltung kommen liess — und scheint denn das nicht bei Herrn C. selbst ein Anschluss an die „verderbliche“, „gefährliche“, „verhängnisvolle“ Lehre zu sein vom Gottesgnadentum, von der Prädestination? Wer sich prädestiniert glaubt, der giebt auf das, was er von Gott, vom Schicksal — oder wie er die Macht, die ausserhalb des rein-Menschlichen steht, nun nennen mag: auf das Wort kommt es nicht an — erhalten zu haben glaubt und weiss, mehr als auf alles, was er von Menschen erhielt. Er betrachtet eben das Menschliche als niedere Macht, jenem höheren gegenüber: und ist stolzer auf jene höheren Gaben. Ihm ist derjenige gross, der von der höheren Macht vieles empfangen hat — auch wenn er von den Menschen, der niederen Macht, wenig empfangen hat. Die niederen Menschen, die vielen, die grosse Mehrheit, die nichts von Prädestination wissen, nichts als das niedere Menschliche, sich selber, sehen, nichts Höheres darüber: die schätzen solch' niedrige menschliche Gaben hoch und verachten die anderen, höheren, weil sie von ihnen nichts wissen. In diesem Sinne glaubt sich wohl ein rechter König prädestiniert: er glaubt, dass er Recht und Pflicht durch eine höhere Macht, die in ihm waltet, empfangen habe: er glaubt

Digitized by Google

sich edel, adlig geboren und will sich edel und adlig bewähren. — Er kennt sein Recht: dass er an seine Herrscherfähigkeit glaubt — und er kennt seine Pflicht: dass im Auge der höheren Macht, die ihn prädestiniert hat, sein Volk, sein Staat mehr wert sein muss als seine eigene, einzige Person — dass er um des Volkes willen zu seinem Werke bestimmt, an seinen Platz gestellt ist durch den Willen der Prädestination, die sich im Willen des Volkes ausspricht, das ihn als König anerkennt. So hat das englische Volk Cromwell als König anerkannt, in dem es das Walten der Prädestination mächtig zu sehen glaubt — so hat es Karl gerichtet, den es wider die Prädestination fehlend zu sehen glaubte. Cromwell war für das Volk der rechte König — und im Sinne der Prädestination war er der rechte König: das Volk war weise, das dies erkannte.

Aber selbst des Königs Gottesgnadentum ist nicht ein so hoch entwickeltes wie etwa das grosser prädestinierter Menschen, die nicht Könige eines Staates sind, aber Fürsten der Menschheit. So steht ein grosser Künstler, der rein äusserlich einen viel weniger hohen Rang bekleidet, im Sinne der Prädestination, wenn er sich prädestiniert glaubt und weiss, höher als selbst der König, der auch solches glaubt. Denn er hat wirklich nichts von den Menschen empfangen: sein Bestes, sein Künstlertum ist ihm als Eigentum nicht von den Menschen anvertraut. Sie können ihm nicht geben und nicht nehmen. Ihre kleinen menschlichen Gaben, die sie geben können: Erfolg und Ruhm, Reichtum und Ehren — was gelten sie ihm gegenüber seinem eigensten Eigentum, seinem innerlichsten Heiligtum — wenn anders er ein wahrer Künstler ist, einer, der wahrhaft an Prädestination und sich prädestiniert glaubt.

Anders der König. Der ist doch schliesslich von Volkes Gnaden Herr. Die Prädestination, die sich ihm zugewandt, hat gewissermassen einen Umweg zu ihm gemacht, auf dem Wege durch sein Volk. Das Volk muss ihn anerkennen als König. Den Künstler braucht sein Volk als solchen nicht anzuerkennen, und darf kein Volk als solchen anerkennen wollen: das wäre Anmassung — von seiten des Volkes. Das tief Innerliche steht immer über dem zumeist Äusseren. So auch hier. Zumal hier. Das Königtum ist mehr rein äusserlich, in der Prädestination zum Königtum liegt viel mehr Äusserlichkeit: und diese Äusserlichkeit nähert, verbindet sich dem Menschlichen; entfernt, scheidet sich von der höheren Macht. Das Volk hat Könige erhoben, die nicht äusserlich zu solchen geboren wurden: und sie waren rechte

Digitized by Google

Könige von Volkes Gnaden — und darin auch „von Gottes Gnaden". Das Volk hat Könige entthront, die äusserlich als solche geboren waren, und sie waren dann wohl nicht rechte Könige von „Gottes Gnaden" gewesen, wenn sie sich als solche „von Volkes Gnaden" nicht bewährten. Die Prädestination des Königtums kann auch nur eine zeitweilige, sie braucht keine dauernde zu sein — sie besteht eben auch aus Recht und Pflicht, und das Recht ist nur dann vorhanden, wenn die Pflicht erkannt und erfüllt wird. Wird wider die Pflicht gefrevelt, oder wird sie gar nicht erkannt, so fällt das Recht dahin. So durften auch solche, die erst zu Königen erhoben waren, emporstiegen zum Throne von unten auf, scheinbar von unten: wieder erniedrigt werden — so durften aber auch solche, die nicht von unten emporstiegen, sondern zum Königtum äusserlich schon bestimmt waren, erniedrigt und gerichtet werden. Dann, wenn sie nur äusserlich dazu bestimmt waren, nicht innerlich prädestiniert —

Könige selbst, die sich von Gottes Gnaden nannten, haben andere, die sich von Gottes Gnaden nannten, abgesetzt. So that Preussen an Hannover — um nur ein Beispiel zu nennen. Es wäre verfehlt, den Schluss zu ziehen, dass der König von Preussen, der den König von Hannover abgesetzt, deshalb überhaupt nicht an das Gottesgnadentum der Könige geglaubt hätte. Aber jedenfalls hat er nicht an das Gottesgnadentum aller Könige geglaubt — sonst durfte er ja jenen nicht absetzen.

Könige, die Könige wurden von Volkes Gnaden, scheinbar allein von Volkes Gnaden, machten andere zu Fürsten, die sich dann von Gottes Gnaden nannten, nachdem sie die Krone von den „Emporkömmlingen" erhalten. So hat Napoleon I. die Könige von Sachsen, Bayern, Württemberg zu Königen gemacht, den Herzog von Sachsen-Weimar zum Grossherzog — und diese nannten sich nun König und Grossherzog „von Gottes Gnaden". Wenn sie an Napoleons Gottesgnadentum nicht glaubten, wenn sie nicht glaubten, dass in der Macht des Volkes, die ihn erhob und dadurch ihnen ihren Titel verschaffte, eine höhere Macht lag, dann durften sie ja wohl ihren Titel gar nicht führen.

Das Haus der Stuarts ward gerichtet, weil es allein ein äusseres Gottesgnadentum kannte, und nicht die rechte Prädestination. Maria Stuart, Königin von Schottland, und ihr Enkel, König von England, starben auf dem Schafott — und die letzten Stuarts waren endgültig entthront. Die Königin Maria Stuart ward von einer anderen Königin gerichtet, Karl I. von seinem Volke. Jene andere Königin und das

Digitized by Google

Volk traten somit als Richter auf. Jedenfalls ist das Volk zum Richteramt berechtigt.

Das war Cromwells Überzeugung, dass das Volk Richter sein müsse — und damit es gerecht richte, wollte er, der sich um des Volkes willen prädestinirt glaubte und zu solchem Thun berechtigt, die Hand des Volkes führen und das Richteramt in des Volkes Namen. Also hat er gethan —

Er war ein strenger Richter, und das Volk war streng. Aber nicht ungerecht — nicht er, nicht das Volk. Beide sind eins — Cromwell und sein Volk — und nicht von einander zu trennen. Karl I. stand, als er regierte, abseits von seinem Volk: er wusste nichts von seinem Volk, und nicht, dass er hätte eins sein sollen mit seinem Volk. Das wissen viele Könige nicht — und diesen einen traf das Schicksal durch sein Volk und durch Cromwell. —

Herrn C. ist selbstverständlich der Prädestinationsglaube selbst eine „Vermessenheit". Das sagt er ja — nur zu oft. Aber diese „Vermessenheit" teilten u. a. mit Cromwell Luther und Wilhelm III. Wilhelm kannte in seinem ganzen Leben nur die höchsten Ziele, jeder Egoismus war ihm fern, weil er am Prädestinationsglauben allzeit festhielt: er ist ein leuchtendes Zeugnis für diesen Glauben. Das lehrt sein ganzes Leben, und dessen gewaltige Folgen: dieses Leben für andere, und dieser Gewinn daraus für die gesamte Menschheit — Er ist der reinste Gegensatz zn dem, was Herr C. „Übermensch" nennt. Aber Cromwell, der nicht minder prädestinationsgläubige, soll „genau" das Bild des „Übermenschen" des Herrn C. gezeigt haben?

Die Weltgeschichte kennt wenig Gestalten, die so wenig mit dem, was Herr C. als „Übermensch" bezeichnet, gemeinsam haben wie Cromwell. Innerlich und äusserlich. Wir kommen auch auf dieses letztere noch zurück.

Wenn Herr C. ausserdem die „Selbsterlösung" als so wichtig ansieht, dass ein Glaube, der sie zu schädigen scheint, „verderblich" ist für ihn: dann würde man Ursache haben, ihn für einen „Übermenschen" nach seiner Theorie zu halten — wenn er sich nicht eben so ganz als „normalen" Menschen erwiese in seinem Aufsatz selbst.

Und wenn Herr C. die „Willensfreiheit" ebenso als so wichtig ansieht, dass „verhängnisvoll" und „gefährlich" ein Glaube für ihn sein muss, der gegen diese „Willensfreiheit" auftritt, dann schiene er wieder „übermenschliches" Gepräge zu haben — wenn er nur eben nicht der

Digitized by Google

„normale“ Mensch wäre, als den er sich hier erweist. Die da einen rechten Prädestinationsglauben hatten, wussten, was rechte „Selbsterlösung“ und rechte „Willensfreiheit“ ist — was Herr C. darunter verstehen muss, trägt „übermenschliches“ Gepräge in seinem Sinn — da er ja den Prädestinationsglauben verwirft. Die vom Prädestinationsglauben losgelöste „Selbsterlösung“ und „Willensfreiheit“ kann nur ein „Übermensch“ im Sinne des Herrn C. fordern — also etwa sein Cromwell. Aber er will ja gerade beweisen, dass seines Cromwells Lehre leider gegen diese „Willensfreiheit“ und „Selbsterlösung“ vorgeht —

Herr C. hat sich hier auf ein Gebiet gewagt, das er am wenigsten betreten durfte.

Herrn C.'s Endurteil über Cromwell kann nur ein ebenso einseitig tadelndes wie einseitig ungerechtes sein.

Wir sahen gleich im Anfang seines Artikels: welche Eigenschaften er Cromwell zunächst zuschreibt und welche Cromwell nach ihm nicht besass.

Cromwell hat „die Selbstsucht zu der einzigen Triebfeder“ seines Handelns gemacht — nach Herrn C.

Er bleibt im „engen flachen Kreis des Egoismus“ — nach Herrn C.

Ihn „kennzeichnet“ „eine geistige Stumpfheit“. Sie macht „ihn unfähig“, eine „höhere Lebensaufgabe als Egoismus sich vorzustellen“. Er ist „in den Wahn versenkt“, dass er das Recht unterdrücken dürfe. Er „jagt“ einem „unerreichbaren Schatten nach“. Er fügt „unzähligen Menschen Schaden und Unrecht zu“. Die „Summe“ seiner „bösen Thaten“ ist übergross. Er ist „ein Held des vergänglichen Thuns“, ein „Materialist“ seiner „Gesinnung nach“ — alles nach Herrn C.

Eben so viele Worte wie Anschuldigungen, von denen keine einzige gerecht, und keine einzige erwiesen ist. Diese Schmäh- und Schimpfworte zeichnen das Bild des Cromwell Herrn C.'s, nicht jenes des historischen Cromwell. Der letztere kannte überhaupt keinen Egoismus; geschweige denn war dieser ihm „die einzige Triebfeder“ seines Handelns. Sein Gesichtskreis ist nichts weniger als „eng“ und „flach“: vielmehr weit und erhaben. Er hat nicht „unerreichbaren Schatten“ „nachgejagt,“ vielmehr praktische grosse Ziele erreicht. Er ist das charakteristische Bild des Idealisten — nicht des Materialisten. Wir kennen wenige historische Charaktere, die man mit so vollem

Digitized by Google

Recht als Idealisten bezeichnen muss: wie Cromwell; aber solche Idealisten wie er sind nicht unpraktische Schwärmer: sie sehen wirklich grosse Ziele vor sich, sehen sie greifbar nahe, wenn sie auch anderen weit entfernt scheinen, nnd wissen sie zu gewinnen.

Herr C. bezeichnet zwar selbst dreimal Cromwell als einen „Schwärmer" (vgl. „Schwarmideen" (S. 236), „Schwärmereien" (S. 236), „Schwärmer" (S. 243).) — und doch soll er ein „Materialist" gewesen sein? — Wie ist denn das wieder vereinbar? Die Charaktere des Herrn C. müssen sich aus den merkwürdigsten Elementen zusammen setzen, aus solchen, die sich thatsächlich ausschliessen. Zu dem „Schwärmer" Cromwell passte die „geistige Stumpfheit", die Herr C. ihm vorwirft, und die „stumpfe Gleichgültigkeit" (S. 243) ebenfalls nicht, und wenn Herr C. es fertig bringt, Cromwell wirklich, und trotz all' seiner eigenen Widersprüche, als „Materialisten" anzusehen und öffentlich als solchen auszugeben: dann glauben wir, dass die „geistige Stumpfheit" auf einer ganz anderen Seite liegt als auf der — Cromwells. Jene „geistige Stumpfheit", die einen kleindenkenden, kleingesinnten Menschen „unfähig" macht: sich das wahre Bild eines wahrhaft grossen Mannes „vorzustellen" und daran Freude zu haben.

Solchen ausschliesslich schlechten Menschen wie sein Cromwell stellt Herr C. sein Musterbild eines guten, tugendhaften Menschen entgegen (S. 228): „Die anderen mögen ihr hohes Ziel nicht erreichen, aber ihre Arbeit ist niemals verloren, auch wenn ein grosser Tod ihr vornehmes Dasein abschliesst. Erreichen sie es, so wird ihnen das Höchste von dem unvollkommenen, relativen Glücke zu teil, das die Erde zu vergeben hat: die freie Verehrung und Liebe von Millionen ihrer Mitmenschen, die ihren Tod überdauert und sie unsterblich macht. Jene ersteren Helden des vergänglichen Thuns, Materialisten ihrer Gesinnung nach, bezeichnet man mit modernem Wort als Übermenschen; die letzteren, die Idealisten, sind die wahren Heroen, der Stolz und die Freude, der Hoffnungsquell der Menschheit."

Der Stil ist auch hier wieder so recht der des Herrn C. Sie „mögen ihr hohes Ziel nicht erreichen" — so heisst es — und gleich darauf: „Erreichen sie es, so" — — — Das wäre nebensächlich: klar genug geht aber auch aus diesen Sätzen hervor, dass Cromwell kein „hohes Ziel" kannte nach Herrn C.; und dass seine Arbeit „verloren" ist nach Herrn C.; und dass er „mit modernem Wort" als „Übermensch" bezeichnet werden muss nach Herrn C. Der wirk-

Digitized by Google

liche, historische Cromwell hat Anerkennung genug gefunden, bei denen, die zum Urteil berechtigt waren — er braucht die Anerkennung des Herrn C. nicht — aber gegen derartige Verunglimpfungen seines edlen Namens sollte er doch wohl geschützt sein —

Herr C. macht es denen, die leider Kritiker seines Artikels sein müssen, nur immer viel zu leicht. Dafür ist auch ein Beispiel diese seine Unterscheidung zwischen „Übermenschen" und „wahren Heroen". Nur die letzteren kennen einen „grossen Tod", „ein vornehmes Dasein" — nach ihm. Cromwell ist tot, er kann sich nicht mehr verteidigen, er würde auch wohl darauf verzichten, gegen solche Angreifer sich zu verteidigen — um seines Werkes aber, seines unvergänglichen Werkes willen, müssen ihn die Lebenden verteidigen. — Es sollte selbst für seine Feinde eine Pflicht sein, wenigstens den Versuch zu machen: bevor sie einen Gegner derartig angreifen, zu versuchen, in ihn sich hineinzudenken, in ihn einzudringen, sein Wesen kennen zu lernen. Das sollte jeder Kritiker thun — ob er nun den von ihm zu Beurteilungen zuletzt lobt oder tadelt, je nach dem Ergebnis seiner Untersuchung — das muss ein jeder Kritiker versuchen, und das zu versuchen ist seine Pflicht. Das müsste auch jeder Gegner thun, der von vornherein Gegner sein will. Aber ein Gegner wie Herr C. giebt sich nicht die geringste Mühe, zu versuchen, dem von ihm Angegriffenen gerecht zu werden — das „Resultat" seiner Kritik, vielmehr seines Angriffes, richtet sich demnach selbt. Er hat das Hauptsächlichste vergessen: da er immer schlechte Motive für Cromwells Handeln suchte: da er die eherne Konsequenz Cromwells verkannte und ihn der Inkonsequenz beschuldigt, deren er selbst allein sich immer schuldig macht: er versteht Cromwell nicht, also sind für ihn in Cromwell alle Widersprüche, die er herauszufinden sucht. Der historische Cromwell musste so handeln, wie er gehandelt hat.

Es giebt kein Mittelding — für Herrn C. — unter seinen „Helden der That": zwischen Engeln und Teufeln. Ein Glück, dass Herr C. nicht Dichter und nicht Dramatiker ist — er würde ein nichtsnutziger Künstler sein, wenn er nur Bösewichter und ideale Menschen kennt. Kein Mensch ist nur ein Bösewicht — und keiner nur ein idealer Mensch. Die letzteren würden auch die unerträglich langweiligsten aller Menschen sein. Gerade in den „Helden der That" treten wie alle Eigenschaften, so auch die immer vereinten guten und schlechten stärker hervor — aber man hat ebensowenig wie bei einem „normalen"

Digitized by Google

Menschen jemals bei einem „Helden der That“ nur gute oder nur schlechte Eigenschaften entdecken können.

Ein solcher Teufel war also Cromwell nach Herrn C. — solch' schlechte Eigenschaften eigneten ihm, und solch' gute gingen ihm ab —

So war aber der historische Cromwell nicht. Der besass die von Herrn C. citierten guten Eigenschaften, und er besass die von Herrn C. citierten schlechten Eigenschaften nicht —

Wir sahen weiter (S. 238), dass — nach Herrn C. — Cromwell „genau“ „übermenschliches“ Gepräge hat — dass sein „allein erstrebenswertes Ziel“ Befriedigung seines Egoismus war, dass er nicht zarte Regungen der Seele“ kannte, nicht „vornehme sittliche Eigenschaften“, kein „Ehr- und Pflichtgefühl“, keine „Treue und Ergebenheit“ u. s. w. Das alles „darf man von solchen Menschen nicht erwarten“. Seine „sittliche Empfindung“ ist „stumpf“, wie sein „ganzes Gefühlsinstrument“. Wie schön gesagt! „Alle zarteren Empfindungen“, „alle sittlichen Bedenken“ sind ihm „hinderlich“ — alles nach Herrn C.

Mehr — schimpfen kann man ja wohl nicht gut.

Wir haben schon oben derartige Schimpfereien citiert, und müssen leider einige Einzelheiten auch später noch citieren. Wir verzichten um so lieber darauf, an dieser Stelle noch andere zu verzeichnen, die jener würdig sind —

In Cromwells „innerer Politik“ ist für Herrn C. „nichts Grosses zu finden“. Für Herrn C. natürlich nicht — Herr C. hat aber auch gar nicht gesucht. Seinen Lesern sollte er indes derartiges nicht vorschreiben. Noch zuletzt bewirft Herr C. Cromwell möglichst mit Schmutz. Cromwells „Selbstsucht“ war nach ihm „nicht im Stande“, zu einem Opfer, das er nach seiner Überzeugung hätte fordern müssen (S. 244); so „zog er es vor“, seine Grundsätze „Lügen zu strafen“ u. s. w. Seine „Selbstsucht“ arbeitet „auf den Untergang der eigenen Schöpfung“ hin. Er schuf nach Herrn C. erst die Republik und — vernichtete sie dann. Fein (?) sagt Herr C.: „nicht als ob in dieser Verfassung (der Republik) das alleinige Heil des Volkes gelegen hätte“. Für Herrn C. liegt das alleinige Heil des Volkes im Gegensatz zu dieser Verfassung. Das drückt er aber wieder auf Umwegen aus; folgt man diesen, durchschaut man ihn, dann sagt er es freilich offen genug.

„Neben dem praktischen Verstande“ giebt es keine grosse Seite in der geistigen Natur Cromwells. Seine Geistesbildung war gering und sein geistiger Horizont beschränkt. Seine verwirrte religiöse

Digitized by Google

Anschauung und besonders die sinnlose Auffassung seines Verhältnisses zu dem Höchsten sind unwiderlegliche Zeugnisse geistiger Kleinheit."

Herr C. scheint „den Höchsten" speziell für sich in Anspruch zu nehmen. Cromwells „Auffassung seines Verhältnisses" zu seinem Gotte ist nicht nur unendlich sinnreicher, sondern unbeschreiblich edler und reiner als die derartiger Gegner: und wenn Cromwell Gegner fand, die auch nur eine Ahnung und einen Schimmer von seiner „Geistesbildung" und seinem „geistigen Horizont" besassen, dann standen sie hoch über diesem Feind. Dem bleiben Cromwells grosse Seiten freilich verborgen. — Er bringt es fertig von einer „verwirrten religiösen Anschauung" — Cromwells zu sprechen. In unseren Augen richtet er damit seine Behauptungen selbst. „Sinnlos" und „verwirrt" war der Glaube Cromwells nicht. —

Der „Materialist" Cromwell wird hier auch wieder prächtig geschildert: „Seine Lebensauffassung war von trostloser Einseitigkeit" nach Herrn C. Über die Vielseitigkeit der „Lebensauffassung" Cromwells können vielmehr solche Gegner wie Herr C. sich und ihresgleichen nicht „trösten". Für Cromwell war die Hauptsache nach Herrn C.: „Essen und Trinken" (buchstäblich so S. 244!) — ausserdem seine Berufsgeschäfte und sein Gebet: das war sein „Ideal" — das „füllt" sein „Dasein" aus. Wie lächerlich, wie unvornehm zugleich und wie unklug sind doch solche Beschuldigungen. — „Ein trauriges Zeugnis für die starre Enge seiner Auffassungsgabe" sagt Herr C. Freilich — für die des Herrn C. allerdings ein sehr „trauriges Zeugnis" ist diese Art des Angriffs auf Cromwell. „Stumpfsinnig", „wie ein Tier" geht Cromwell vor — nach Herrn C. Was sagen unsere Leser dazu?

Und dieser Kritiker bestreitet zuletzt noch, dass Cromwell Republikaner war: „Wäre das, was man die Volksherrschaft nennt, — (davon versteht aber Herr C. absolut nichts und zeigt diese Unwissenheit nur um so öfter deutlich!) — sein Ideal gewesen, so könnten wir das Wesenlose eines solchen Ideals seiner Unerfahrenheit und geschichtlichen Unbildung zu gute halten und trotz der furchtbaren Thaten, über die sein Weg hinwegführte, ihm unbedenklich sittliche Grösse zugestehen".

Es ist wirklich eine Anmassung sondergleichen, dass Herr C. Cromwell etwas „zu gute halten" will — oder vielmehr: er will ihm — wie immer! — ja nichts „zu gute halten", er „könnte" es nicht. Wenn er es thäte, thäte er es nur wieder in Beleidigungen — und

Digitized by Google

die Möglichkeit, dass er es thun könnte, schliesst er in die unwürdigsten Beschuldigungen ein. Dies „wesenlose Ideal", von dem Herr C. hier leider wieder spricht, hat längst „Wesen" gewonnen, zu allen uns bekannten Zeiten „Wesen" in sich getragen: noch mehr — er ist das „Ideal" eines Staatswesens überhaupt, und ist das erreichbare „Ideal": es ist die gerechte Ordnung, die zwingende Notwendigkeit selbst: die freilich verkannt worden ist. Cromwells „Unerfahrenheit" und „geschichtliche Unbildung" erhebt ihn in eine Höhe, zu der der Blick des Herrn C. niemals dringen kann: der Mann, der die gerechten Ideale kannte und zu ihrer Vollendung so vieles that, wie wenige vor und nach ihm, ist über solch' niedere Angriffe unendlich erhaben. Und einem solchen Manne könnte eiu Herr C. „unbedenklich sittliche Grösse zugestehen"? Was läge ihm daran? Oder vielmehr: Herr C. könnte es ja nicht einmal. Denn: Cromwell hatte dieses „Ideal" nicht — nach Herrn C. „Wie schade". „Es wäre doch etwas ausserhalb seines selbstischen Interesses gewesen". Herr C. unterstreicht diese Worte — nur um sich selbst wieder zu kennzeichnen, wozu er eben keine Gelegenheit versäumt. Aber Cromwell hatte neben seinem „Machthunger" kein „Ideal", kein „höheres Ziel"; dafür will Herr C. „einen Beweis von unerschütterlicher Kraft" gegeben haben. O sancta simplicitas!

Das „Ideal" Cromwells steht klar vor unseren Augen. Es war das rechte „Ideal": die Aristokratie in der Demokratie. Er wusste: alles Recht liegt in der Hand des Volkes: das Volk muss selbst sich regieren: alle Regierung, die nicht vom Volke kommt, nicht durch das Volk und um des Volkes willen geschieht, ist keine rechte Regierung. In jedem gerechten Staate sind Arbeitgeber und Arbeitnehmer an sich gleich, keiner zunächst der Vorgesetzte oder Untergebene des andern: sie sollen sich gegenseitig helfen und sich ergänzen. Aber die Arbeitnehmer können erst nach den Arbeitgebern da sein, erst nach ihnen kommen, sind naturgemäss von ihnen in gewissem Sinne abhängig, nach denen sie sich zu richten haben in Ausübung ihres Amtes. Das Angebot regelt die Nachfrage. — So ist in einem Staate, der monarchische Verfassung besitzt, der König Arbeitnehmer — und das Volk Arbeitgeber. Erst war das Volk — und das Volk gab Arbeit seinen Erwählten. Diese erhoben sich dann zu hoher Stellung und stellten sich äusserlich dem Erwähler gleich — niemals aber über ihn. Sichtbarer, klarer ist heute dieses Verhältnis

Digitized by Google

in der darin eben naturgemässeren Republik. Der Arbeitgeber, das Volk, bot seine Stellen — die Nachfrage ist gross. Viele möchten gern Könige sein — und wenige sollten Könige sein. Der König, der da Arbeitnehmer ist, sollte dem Arbeitgeber, dem Volke danken: man gab ihm viel, damit er sein Amt recht ausübe. Nur die Besten des Volkes können dazu berufen sein, im Namen des Volkes den Willen des Volkes auszuführen, und die Entscheidungen, die das Volk beschlossen, in die That überzusetzen. Und diesen Grössten des Volkes muss je nach ihrer Grösse eine mehr oder weniger grosse Macht, ein weiterer oder engerer Spielraum zur Bekundung ihrer Fähigkeiten, zur Ausübung ihrer Befugnisse, zur Vollstreckung ihrer Thaten gegeben sein; dann, wenn ihr Ziel, wie es naturgemäss, das gleiche ist wie das des Volkes, kann ihr Weg im einzelnen abweichen von dem des Volkes. Das sollte eine rechte Aristokratie sein: und die ausübende Gewalt, die Exekutive, wirklich immer in die Hand der Grössten gelegt sein. Leider kann das nur selten thatsächlich der Fall sein: denn die grosse Masse des Volkes ist nicht immer weise genug, seine grössten Männer herauszufinden, die über den Parteien und Cliquen stehend, einen weiten, hohen Überblick besitzen. Nicht oft findet der Souverain seine besten Gehülfen: ob nun der Souverain naturgemässer das Volk selber ist — wie in der Republik — ob man den Namen und Titel eines Souverains einem gekrönten Fürsten allein verleiht wie in der absoluten Monarchie: ob beides vereint ist, wie in der konstitutionellen Monarchie, zumal wenn sie ein Staatenbund oder Bundesstaat. Ein Staatenbund oder Bundesstaat kann kaum eine absolute Monarchie bilden: immer ist hier das Volk auch mit grossen äusserlich sichtbaren Rechten ausgestattet, die ihm die Teilnahme an der Gesetzgebung nicht nur ermöglichen, sondern garantieren sollten. In einem Staatenbund oder Bundesstaat, der Republik ist, ist gewöhnlich die republikanische Verfassung weit strenger ausgebildet als in einem Einheitsstaat: die Teilnahme des Volkes selbst ist hier wohl am wenigsten nur nominell.

Republiken und Monarchien haben nicht immer ihren grössten Männern zu dem ihnen gebührenden Rechte verholfen. Aber doch war es verhältnismässig oft der Fall, dass wirklich Grosse zu Führern wurden: sei es nun, dass sie ihr Ehrgeiz zu erheben wusste, dass sie entschlossen darnach strebten emporzukommen, und dass sie die Hülfe einer Partei, die ihnen vielleicht am nächsten stand, nicht von sich

Digitized by Google

stiessen: sei es, dass viele im Volke, oder die Entscheidenden, sie an ihren hervorragenden Platz beriefen, in Erkenntnis der Berechtigung dieser Grossen zu solcher Würde: in Erkenntnis ihrer inneren Macht, Grosses zu wirken zum allgemeinen Wohle: also dass der inneren Kraft und Stärke sich auch die äussere Würde gesellen musste zu diesem Ziele. Das Volk wird sich eher seiner Pflichten gegen den Herrscher bewusst sein, wenn sich dieser seiner eigenen Pflichten bewusst ist.

Cromwell und Napoleon stiegen empor: beide vom einfachen Edelmann zum Gebieter ihres Landes, und zum Herrscher, der auch über andere Staaten gewaltigsten Einfluss gewann. —

Cromwell wusste: dass er von allen in England die grössten Herrscherfähigkeiten besass. Und dass er wohl am klarsten in England erkannte: wie zu Englands Bestem gehandelt werden müsse. — Er wusste: Aristokratie soll rechte Herrschaft der Besten heissen, und Demokratie soll dann das rechte Ziel sein, wenn sie der rechten Aristokratie in sich die nötige Gewalt verleiht. So stiess er den König vom Throne — so erhob er sich selbst — und in beidem stand ihm sein Volk zur Seite. Er hatte gesehen, und England hatte gesehen: dass Karl Stuart nicht die rechten Herrscherfähigkeiten besass, und dass er von seiner Macht nicht den rechten Gebrauch zu machen wusste. Er und England erkannten, dass er grössere Herrscherfähigkeiten besass und dass er von seiner Macht besseren Gebrauch machen würde zum Besten Englands und Europas.

Cromwell wusste: er focht für sein Volk, für England: er that alles für sein Volk. Er wusste: er war der rechte Vertreter seines Volkes, des souverainen Volkes von England: in rechter tief innerlicher Überzeugung, in rechtem tiefreligiösem Glauben wusste er das. Es war eine furchtbar schwierige Aufgabe: das rechte Ideal zu finden, eine noch viel schwierigere, zu diesem rechten Ideal den rechten Weg zu finden. Cromwells Lebenswerk ist in der neueren Geschichte fast das einzige Beispiel, dass beides fast uneingeschränkt einem Menschen gelang. Das Opfer ward der König, und die Krone sank in den Staub, da ihr Träger getötet war; und Cromwell hob die Krone nicht wieder auf, setzte sie sich nicht aufs Haupt. Er war und blieb Präsident und Führer der Republik, die sein Werk war —

Es ist gerecht, wenn der Präsident und Führer einer Republik, falls er ein ähnlich grosser Mann ist wie Cromwell, gleich grosse

Digitized by Google

Macht besitzt wie ein gekrönter Fürst, der vielleicht kein so grosser Mann ist, in den meisten Fällen sogar ein viel kleinerer Mann ist. — Es wäre nicht gerecht, wenn dieser kleinere gekrönte Fürst grössere Macht besässe als solch' ein grosser Fürst, der ungekrönte Präsident und Führer einer Republik. —

Aber solche Republikaner wie Cromwell sind selten — und kleineren Männern, die sie zu Führern und Präsidenten wählt, kann eine rechte Republik auch nur beschränkte Rechte verleihen. —

Solche gekrönte Fürsten wie Wilhelm III. sind nicht minder selten — und solchem grossen König muss sein Königreich, wenn es ein rechter, gerechter Staat sein will, auch grössere Rechte zuerkennen, als kleineren, die gleich ihm Kronen tragen.

Von diesem allen weiss Herr C. wohl nichts. Deshalb, weil der historische Cromwell nicht ein Mann nach seinem Sinne war, verwirft er ihn. — Es ist ja freilich schlimm für Herrn C., dass noch nicht überall seine Anschauung geteilt wird, Cromwell habe nicht wirklich seinem Staate gedient, Cromwell habe nur „den Schein einer selbstlosen Hingabe an das Staatsinteresse erweckt" (S. 232), Cromwell habe „nichts Dauerndes" geschaffen: dass noch nicht alle eingesehen haben, wie unnütz und schädlich sein Leben und Wirken war nach Herrn C. Man glaubt noch vielfach: Cromwell sei nicht nur nicht schädlich, sondern sogar sehr nützlich geworden für England und Europa.

Und die so glauben: die haben einen Zeugen mit wirklichen „Beweisen von unerschütterlicher Kraft".

Dieser Zeuge ist die Weltgeschichte selbst — und ihre Beweise stehen fest und unerschüttert: ihr Ergebnis steht vor uns in unserer Zeit, das Ergebnis früherer Zeiten. —

Fast jeder Satz in dieser Schrift Herrn C.'s hätte citiert werden müssen: um so recht einen Begriff zu geben von der Art und Weise, wie er Cromwells Wesen und Wirken entstellt, von der Art und Weise: wie er sich dabei auszudrücken pflegt. Wir können ihm auf dieses letztere Gebiet am wenigsten folgen. Seine Vorwürfe gegen Cromwell konnten wir zurückweisen — diese ihn so recht kennzeichnenden Ausdrücke können wir nur citieren. Es handelt sich eben nicht um einen verschiedenen Standpunkt bei ihm und uns: obwohl wir ihm das Recht eines Standpunktes überhaupt bestreiten müssen, nachdem

Digitized by Google

wir seine Schmähschrift kennen gelernt — es handelt sich um die Form, in der er dies, was er seinen Standpunkt nennt, vertritt in seinem Jubiläumsaufsatz.

Da fanden wir z. B. bei oberflächlicher Zählung allein 7 mal das Wort „Tyrann" auf Cromwell angewandt (S. 235, 236, 237, 238, 243, 244 2 mal); das Wort „Verbrechen" gleichfalls in Beziehung auf Cromwell S. 234 2 mal, 235, 242, 243 2 mal, zusammen 6 mal. Das Wort „Mord" in Bezug auf die Hinrichtung Karls I. sogar 8 mal (S. 234 2 mal, 235, 236 2 mal, 238, 241, 242) u. s. w.

Das Wort „Usurpator" wird 3 mal auf Cromwell angewandt (S. 229, 234, 238).

Von „Vermessenheit" — eines der Lieblingswörter des Herrn C., und auch ein sehr schönes Wort — spricht Herr C., so weit wir sahen: 5 mal (S. 235 2 mal, S. 241 2 mal, S. 242).

Wenn Herr C. so einen recht nach seiner Meinung schönen Ausdruck gefunden hat, dann unterlässt er es sicher nicht, ihn mehrmals anzuwenden:

So finden wir das herrliche Wort vom „Machthunger" Cromwells auf S. 238 und 244. Wie geschmackvoll und wie passend zu Cromwells einseitiger Vorliebe für „Essen und Trinken".

„Unzähliges Unrecht" (S. 228), „viel Unrecht" (S. 241) — das natürlich Cromwell „verübt" — kommt öfter vor: ebenso die „bösen Thaten" Cromwells (S. 228 und 241), die er „verübt" (S. 236 und 239); die „Willkür" Cromwells (S. 236 und 237) u. s. w.

Wenn von Cromwell die Rede ist, wird er mehrmals einfach als „der Frevler" bezeichnet. Die Leser des Herrn C. wissen dann schon, wen er meint — mit diesem „Prädikat". Vgl. S. 235 2 mal, S. 242, S. 239 u. s. w.

„Handgreiflich" wird Herr C. auf S. 238 und 243.

„Cholerisch" ist Cromwell S. 239 und 241.

Ausdrücke wie „Vorschub leisten" liebt er auch (vgl. S. 240 2 mal).

Manch' anderes können unsere und seine Leser oben nachlesen: wir vergleichen auch mit bereits citierten Worten jene vom „Denkverfahren" (S. 236), vom „ganzen Gefühlsinstrument", sein „Gebiet des religiösen Denkens" (S. 241). Das „entsetzliche Verbrechen" kommt natürlich 2 mal vor (S. 233/34 und S. 238); das „grosse Verbrechen seines Lebens" ausserdem S. 242. Cromwells Gegner sind eo ipso „arm": S. 235: der „arme" Oberst Pride, und ebenda: die „armen Civilisten".

Digitized by Google

Wer „keine Waffe“ als sein „Recht“ hat, den unterdrückt Cromwell — nach Herrn C. „Für ihn handelt es sich eben nicht um Recht, sondern um Macht“, sagt Herr C. (S. 235).

Cromwells Anhängern wird auf S. 235 in geschmackvollster Weise jedes unabhängige Denken und Handeln bestritten. Ebenda wird unterschieden zwischen ihnen und den „menschlich fühlenden, welche niemals in eine Verurteilung des Königs willigen würden“. Woher weiss Herr C. das übrigens? Aber selbstverständlich „fühlen“ Cromwells Anhänger — nach Herrn C. — nicht „menschlich“.

Es „hiesse kindliche Sentimentalität zutrauen“ (nämlich Cromwell), „wenn man annimmt“ u. s. w. (S. 233) passt schön zu „man kann sich schwer vorstellen, dass Cromwell eine solche Kindlichkeit auf dem Gebiete des religiösen Denkens an den Tag gelegt haben sollte“ (S. 241). Ja, ja! Herr C. kann sich manches schwer vorstellen. Darum sagt er wohl auch (S. 243): „vorstellbar“.

Auf S. 231 giebt Herr C. selbst zu: dass Cromwell seine „Unentbehrlichkeit als Feldherr bewiesen hat“. Gleich darauf — auf der nächsten Seite — setzt er aber diese „Unentbehrlichkeit“ in „ “: um seinen Unglauben daran und seinen Spott darüber zu bezeichnen. Die Weltgeschichte hat Cromwell und sein Werk thatsächlich als „unentbehrlich“ erkannt; wie Herr C. darüber denkt, ist wohl gleichgültig genug. Cromwells Thätigkeit war eine gewaltige welthistorische Notwendigkeit. Wer sie gerecht als solche ansehen muss, wird niemals leugnen, dass dieses grosse Blatt der Weltgeschichte sich nicht einfach überschlagen oder entstellen lässt: und wird lächelnd hinweggehen und hinwegsehen über solche missglückten Versuche beider Art: wie stolz und vornehm der grosse Geist der Weltgeschichte selbst an ihnen vorüber und hoch über ihnen schreitet und geleitet.

Wenn Cromwell offen sagt, wie überzeugt er ist von seiner Prädestination: er werde sein Amt, das er von Gott habe, nicht aufgeben, „wenn Gott es ihm nicht nähme“ (S. 236) — so setzt Herr C. hinter diese Worte ein ! in ( ). Das charakterisiert — Herrn C. wirklich.

Und hier finden wir auch die folgende grossartige Stelle: „Und als ob er sich in der Selbstwiderlegung gar nicht genug thun könnte — behauptete er“ — nämlich: er sei prädestiniert. Diese Stelle ist nicht nur deshalb grossartig, weil sie den Mangel an jedwedem Verständnis bei Herrn C. so klar hervortreten lässt — sondern weil er gerade wider Cromwell solche Worte gebraucht, die man direkt auf

Digitized by Google

ihn selbst anwenden muss — nicht aber auf Cromwell. „Er schien vergessen zu haben," fährt er fort, „dass er sich über das Gottesgnadentum lustig gemacht hat."

Das ist eine unverantwortliche Beschuldigung. Über das „Gottesgnadentum" hat Cromwell sich niemals lustig gemacht — aber man kann das Herrn C. eigentlich nicht übel nehmen, weil er ja eben nicht weiss: was „Gottesgnadentum" ist. Ausdrücke wie „er schien vergessen zu haben", sollte aber Herr C. auch lieber nicht anwenden: da sie zu leicht ihm selbst gelten — und einzig ihm selbst.

„Was ihm das Wesentliche war" nach Herrn C.'s Meinung — unterstreicht Herr C. (S. 236): „die Befestigung seiner Macht". Es fehlte ja Cromwell (S. 241) nach Herrn C. an dem „inneren Widerstande (sic!) christlicher", d. h. „menschenfreundlicher Gesinnung oder eines zartbesaiteten Gewissens". „Für eine solche Natur hat zunächst die Vorstellung eines zu begehenden Unrechts nichts Abstossendes. Cromwell hatte — nach Herrn C. — keine „zarten Gewissensskrupeln".

Er war „ungerührt von fremden Leiden" geblieben nach Herrn C. Wenn er das war, warum stand er dann auf, um England, dass er leidend sah: zu befreien, zu retten? Das grösste Leid eines Patrioten wie Cromwell ist doch das Leiden seiner Heimat und seines ganzen Volkes. Und so wenig blieb er ungerührt von diesem grössten Leiden, dass es ihm nicht fremd schien, sondern sein eigenes ward, dem er abhelfen wollte. So ernst nahm er seine Pflicht und seine Aufgabe, fremde Leiden zu erleichtern und ihnen abzuhelfen, dass er für Europa, für alle Völker als Retter auftrat. — Aber Ausdrücke wie „das Volk Gottes" und „retten" setzt Herr C. wieder in „ ": er sagt (S. 245): Cromwell kann das „Volk Gottes" nicht „retten" — „ohne selbst mit dem verbrecherischen Übermute des Tyrannen die heiligsten Volksrechte niederzutreten".

So viel Worte — so viel Beschimpfungen! Über diese letzteren gehen wir hinweg. Die direkte Unwahrheit: dass Cromwell die heiligsten „Volksrechte" niedertrat — wollen wir aber doch nicht so hingehen lassen. „Übermut" war diesem ernsten Manne, von dem Herr C. ja leider so wenig weiss, überhaupt fern. Den „heiligsten Volksrechten" verhalf Cromwell thatsächlich erst zur Anerkennung und zur Geltung. Die Stuarts wussten nichts von ihnen, und England hatte sie unter ihrer Herrschaft fast vergessen. Da aber stand Cromwell auf: und er lehrte Englands Volk, was seine „heiligsten Rechte" wären:

Digitized by Google

und er ging ans Werk, sie ihm wieder zu verschaffen. Mit diesen Thatsachen vergleichen wir die Entstellungen des Herrn C. Ebenso unwahr ist es natürlich, dass, wie Herr C. auf S. 244 behauptet, England aufatmete als er starb: „dass sein Tod von dem Volke als eine Erlösung von einem unerträglichen Joche begrüsst" wurde. Aber das ist ja gerade so recht Herr C., der das sagt, Herr C., für den die Freunde Cromwells nur „ergebene Schergen" sind (S. 36), und Englands Gericht ein „Mordtribunal" (ebenda).

Nur wenige Beispiele noch für den Stil des Herrn C., in dem er einen solchen Aufsatz über ein solches Thema schreibt.

S. 234 schreibt er von „gesetzäffenden Formen."

S. 240 schreibt er über Cromwells Gedanken: „ein verrückter Gedanke". Also wieder — „verrückt!" vgl. oben den „Grössenwahnsinn" Cromwells: und den weiter unten noch zu besprechenden Satz (S. 240): „man würde für irrsinnig gehalten werden."

Besonders schön aber (S. 237) ist: „In der unbehinderten freien Wahl des Volkes hatte Cromwell ein Haar gefunden."

Am allergelungensten aber ist die Art und Weise, wie Herr C. den Beweis führen will, dass Cromwell ein „Übermensch" seiner Theorie war.

Zunächst erscheint uns diese ganze „Übermenschentheorie" des Herrn C. recht an den Haaren herbeigezogen (da wir doch eben von Haaren sprachen). Das gehörte nicht hierher, das war so unnütz wie unnötig und musste von Herrn C. vermieden werden. Aber da er gerade hiervon so viel spricht, da dies Thema ihm sogar die Hauptsache ist — so müssen wir ihm auch hier die gebührende Antwort erteilen.

Herr C. spricht von seinem „Übermenschen" S. 228, 238, 239 2 mal, 243, 244. Er fängt gleich damit an: was er unter einem „Übermenschen" versteht — und endigt damit: dass Cromwell ein solcher war. Diese Beweisführung ist ihm die Hauptsache: und uns ihre Zurückweisung gleichfalls. „Übermensch" ist ihm ein „modernes" Wort. Ist denn, der es für uns festgelegt, Goethe, solch' ein „Moderner" gewesen?

Wir haben ja die einzigartig schönen Sätze Herrn C.'s schon kennen gelernt vom „normalen" Menschen, den er dem „Übermenschen" gegenüberstellt.

Digitized by Google

Wie ist denn dieser „normale Mensch“ nach Herrn C.? Das zeigt dieser zum Glück uns deutlich (S. 234).

Der „normale Mensch“ des Herrn C. geht vom Egoismus aus: ihm ist es wichtig, dass ihm kein Unrecht geschieht. Er denkt sich, wenn er sieht: dass anderen unrecht geschieht: wie, wenn es mir so ginge! Neben diesen „normalen“ giebt es nach Herrn C. wieder nur ihr Gegenteil, die „fanatisch verwilderten Menschen“. Ja: wie ist denn das aber: Cromwell ist doch so recht der Typus des Egoismus — nach Herrn C.?

Da hat Herr C. also glücklich nachgewiesen, dass Cromwell nach seiner Meinung so recht ein „normaler Mensch“ gewesen ist —

Beweisen wollte er aber: dass Cromwell eben der Typus des „Übermenschen“ war.

Sind diese Widersprüche nun auch in Cromwell? Ist in Cromwell der „normale Mensch“ mit dem „Übermensch“ vereint? Wie ist denn das möglich?

Das sind so kleine Widersprüche — des Herrn C.

Sodann: in allem zeigt Cromwell feige Furcht. Sie ist für ihn immer entscheidend. Ist denn gerade diese Eigenschaft so charakteristisch für den „Übermenschen“?

Aus Furcht wollte (auch S. 233) Cromwell kein Königtum — weil ihm „sein Leben mehr wert war als das des Königs“. Da hatte Cromwell ganz recht — sein Leben war auch mehr wert als das des Königs — für England und Europa: und er dachte und handelte nur für England und Europa.

Wir sahen bereits ferner: dass nach Herrn C. Cromwell aus Feigheit den König nicht töten lassen wollte.

Sodann: dass er nach Herrn C. aus Feigheit ihn töten liess. —

Da haben wir glücklich für alles bei Cromwell nach Herrn C, die Feigheit als Grund: dass er 1) gegen den König vorging, 2) für den König vorging, 3) wieder gegen den König vorging. Aus diesen kleinen Widersprüchen macht sich Herr C. ja nichts — ihm bleibt das „Resultat“: immer ist die Feigheit Cromwells Grund.

Ja aber: wenn Cromwell so feige war — warum stand er dann auf, warum nahm er den Kampf auf für England? —

Da sagt Herr C.: Cromwell giebt sein Leben „nicht preis“. Das ist wieder so eine historische Entdeckung des Herrn C. Die Unhaltbarkeit einer solchen Behauptung sieht er ja wohl nicht ein. Aber — (S. 230) er giebt zu: Cromwell sei „von unerschütterlicher

Digitized by Google

Tapferkeit im Kampfe“ gewesen. Also gab er doch wohl sein Leben preis?

Das leugnet aber Herr C. Ist das kein Widerspruch?

Wie ist denn „unerschütterliche Tapferkeit“ mit derartiger Feigheit vereinbar, wie sie Herr C. Cromwell zum Vorwurf macht?

Denn diesen Vorwurf wiederholt er noch oft:

Gleich bei der widerwärtigen Stelle auf S. 231: „man mag entschuldigen“ u. s. w. — wo Herr C. nicht entschuldigen will — da sagt er: um Cromwell eben auch in der „Entschuldigung“ zu beleidigen: „entschuldigen“ durch seine Feigheit. Das fehlte gerade nur noch, um das Bild — Cromwells? nein: des Angriffs seines Angreifers zu vervollständigen.

Aber Herr C. ist auch das nicht genug: noch mehrmals erhebt er in ebenso unvornehmer Art den gleichen Vorwurf. Er sagt auf S. 237, dass Cromwell aus Feigheit die Krone nicht nahm. — Das steht bei der anderen gleichwertigen Stelle: Er „mochte sich mit dem Drange der Zeiten „entschuldigen“, „angesichts der vielen Staatsstreiche und Gewaltthaten, die er begangen“. Also hielt er sich nach Herrn C. zurück. Also fürchtete er nach Herrn C. die Vergeltung — also handelte er wieder aus Feigheit. Das lässt Herr C. hier deutlich durchblicken. Daneben aber waren für Herrn C. eben hier die „praktischen Hindernisse“ ausserhalb seines Wollens. Da nützten ihm keine „Entschuldigungen“: — wiederum ist hier seine Feigheit nach Herrn C. für ihn entscheidend. — Auch wenn er also die Krone wollte, musste er nach Herrn C. verzichten, weil seine Feigheit ihn hinderte.

Noch einmal wird zuletzt der gleiche Vorwurf wiederholt (S. 241): dass Cromwell Karl I. aus Feigheit „mordete“. — Solchen Unsinn und solche Schmähungen bringt eben Herr C. gerne mehrmals vor.

Mit dem „Übermenschentum“ hat solche Feigheit doch wohl nichts gemeinsam —

Noch weniger aber mit dem Prädestinationsglauben. Den tadelt ja Herr C. an Cromwell, nennt ihn prädestinationsgläubig und doch einen „Übermenschen“ seiner Theorie, was ja schon an sich nicht gut vereinbar ist. — Aber ein Mann, der an Prädestination glaubt, kann gar nicht feig sein: solche Menschen sind die tapfersten von allen durch ihren Glauben —

Versagen kann es sich Herr C. dennoch nicht, das Bild des

Digitized by Google

„Übermenschen“ Cromwell noch ausführlicher zu zeichnen. Und dieser Versuch kommt besonders unfreiwillig komisch heraus.

S. 236 schreibt Herr C. „öffentliche Belustigungen — nicht bloss Bärenhetzen und Hahnenkämpfe, sondern Maifeste, Weihnachtsmummereien, sowie alle theatralischen Vorstellungen — werden verboten. O, es ist ein genussvolles Dasein in diesem Staate der „Heiligen“!

Und S. 240 heisst es: „So wurden alle weltlichen Vergnügungen untersagt; nicht bloss die roheren, wie Bärenhetzen und Hahnenkämpfe, sondern auch so harmlose, wie die Weihnachtsfeier, die Fastnachtsscherze und das Maifest, und so nützliche und notwendige, wie theatralische Vorstellungen. Die Theater wurden unter Cromwells Protektorat alle geschlossen“.

Komisch ist hier zunächst, wie Herr C. sich in allen Einzelheiten fast wörtlich wiederholt.

Sodann ein neuer Beweis: wie er sich widerspricht — dass er nun zugiebt, Cromwell habe als Protektor nach den Grundsätzen seiner vergangenen Epoche gehandelt, während es vorher mehrfach hiess: das er sie alle verleugnete und bekämpfte. —

Dann aber: stellt denn ein Mann, der also dachte, handelte, genau das Bild eines „Übermenschen“ dar?

Vorher hiess es: „Essen und Trinken“ war Cromwell besonders wichtig — und das soll ein „Übermensch“ nach Herrn C.'s Theorie sein!

Andererseits wird von ihm gesagt: dass er die „harmlosen“ Erdenfreuden nicht kannte. Als solche führt aber Herr C. S. 240 „gut Essen und Trinken“ an. Schon wieder ein Widerspruch! Und dann: giebt denn der „Übermensch“ so gar nichts auf Erdenfreuden, Lebensgenuss und Vergnügen?

„Gut Essen, Trinken und Fluchen“ sind „geringfügige Schwächen der menschlichen Natur“ — nach Herrn C. (S. 240). Eine nette Zusammenstellung! Cromwells Soldaten wurden für jeden Fluch bestraft: wer heute eine derartige Verordung gäbe — sagt Herr C. — „würde für irrsinnig gehalten werden“. So, so! Herr C nennt auch unter den „Schwächen der menschlichen Natur“ „ausserehelichen Liebesgenuss“ und „Ehebruch“: Er sagt: „Ehebruch war ein Kapitalverbrechen“. Er scheint mit dieser Bezeichnung wohl nicht einverstanden zu sein — und wir glauben nicht, dass diese Bezeichnung von den Puritanern herrührt: vielmehr wohl von Herrn C. selbst. Darum wohl das ge-

Digitized by Google

wählte Wort — das etwas merkwürdig anmutet in dieser Form. Denn Herr C. schilt ja doch über die Ansichten der Puritaner, die den „Ehebruch" so schwer beurteilten —

„Cromwell wusste nichts von den Leistungen der Menschheit auf dem Gebiet ihrer edelsten Kräfte, und daher brachte er diesen Leistungen seine „bäuerische Verachtung entgegen" nach Herrn C. Er verachtet und vernichtet alle Schönheit des Lebens — so sagt Herr C. „Ein verrückter Gedanke"! fügt er bei.

Und das soll ein „Übermensch" sein?

Herr C. spricht hier wieder von Dingen, die er gar nicht versteht. Gewiss: uns selbst ist Cromwells Bild darum nicht so menschlich nahe getreten wie das anderer grosser Männer, wie etwa Kaiser Friedrich II. oder Goethe, weil der Künstler an ihm eben doch vieles vermissen muss. Aber kann man denn von einem alles verlangen? Cromwells Innenleben, und der Inhalt seines Lebenswerkes war so gewaltig gross: dass ein Menschenleben vollauf dadurch ausgefüllt werden musste. Auch für Wilhelm III. bedeutete die Kunst wenig — und doch haben wir ihm das keineswegs zum Vorwurf gemacht, noch auch zum Vorwurf machen können, obwohl wir selbst von Beruf und in allem Künstler sind. Und das ist Herr C. doch wohl nicht. Herr C., der Laie, erhebt aber diesen Vorwurf wider Cromwell. Da müssen wir ihn denn doch in seine Schranken zurückweisen mit dem alten guten Spruch gegen derartig unwissendes und zugleich anmassendes Laientum: Schuster, bleib' bei Deinem Leisten! —

Cromwell ist keine Künstlernatur. Das schadet ihm durchaus nichts. Wie wenig Künstlernaturen giebt es überhaupt. Und rechtes Kunstverständnis haben auch nur sehr wenige Laien.

Aber zum „Übermenschen" gerade diesen Mann stempeln zu wollen, dazu gehört es eben: dass man vom Wesen des „Übermenschen" eben so viel: nämlich nichts weiss, wie vom Wesen dieses Mannes. —

Um so mehr musste Herr C. natürlich von Cromwell und vom „Übermenschen", wie er ihn sich denkt, sprechen und beides durcheinander werfen, um zu versuchen, beides mit einander zu vereinigen. — Diese ganze „Übermenschen"geschichte gehörte überhaupt nicht hierher, wie schon gesagt.

Aber Herr C. hat viele Gesinnungsgenossen darin, dass er überall, wo er kann, über das sog. „Übermenschentum" schimpft, auch da, wo dies Geschimpfe am wenigsten hinpasst. Es ist so furchtbar leicht,

Digitized by Google

den Standpunkt des „normalen Menschen“ gegenüber dem „Übermenschen“ zu verteidigen. Es ist das Leichteste, was es giebt: zum hundertstenmal neunundneunzigmal Gesagtes und Gehörtes wiederzukäuen, nur um damit zu zeigen, dass man selbst auf dem Standpunkt des „normalen“ Menschen steht. Recht so! Gut, wenn die Ewig-Normalen sich so recht deutlich kennzeichnen. Es ist das Leichteste, was es giebt, gegen alles scheinbar und wirklich Neue Protest zu erheben: um so mehr, wenn dies Neue etwas Grosses bedeutet. Es ist das Leichteste, was es giebt, sich als so recht klein, wie man ist, zu zeigen, und alles Grosse zur eigenen Kleinheit, zum Durchschnitt und unter ihn herabzerren zu wollen: das ist sehr leicht, es zu wollen — aber es gelingt niemals. Es ist Mode geworden, gegen den „Übermenschen“ zu sprechen und zu schreiben. Aber diese Mode ist ebenso wenig neu, als die Lehre vom „Übermenschen“ selbst.

Das, was jener gesagt hat, der nach Goethe und Schopenhauer und Stirner besonders die Lehre vom grossen Menschen vertreten hat — Goethe hat sie gelebt — hat Vieles ausgesprochen: was jeder geistig Begnadete, jeder Prädestinierte, jeder wahrhaft Grosse im tiefsten Innern empfand. Und wer es ausser ihm ausspricht, ist darum nichts weniger als sein Anhänger, Schüler, Nachahmer. Einen Künstler z. B., der diese Anschauung als wahr erkennt, und seine Überzeugung nicht verbirgt, sofort zum Anhänger oder Schüler eines ihrer Vertreter, z. B. Nietzsches, stempeln zu wollen — dazu würde ganz gehörige oder vielmehr ungehörige — Dummheit allein im Stande sein. Denn jeder Grosse lebte dies Leben, das Nietzsche schildern will, in der Vergangenheit schon. Und wenn ein Nietzsche mehr fordern will für die Zukunft, eine allgemeine Erkenntnis dieser Lebenslehren: dann ist er wohl zu sehr Idealist. Er schreitet in diesem Wunsche, in dieser Lehre zu weit voraus: er ist darin gross: aber darum werden die Heutigen am wenigsten ihn verstehen können: ob sie ihn nun missverstehen und schmähen: oder nicht verstehen und ihm folgen wollen, ihm, der um Jahrhunderte vorausgeschritten ist. Die Grossen teilen seinen Schritt — die Kleinen kommen niemals mit. Ja, wäre Cromwell „normal“ gewesen —! Nein — er war allerdings nicht „normal“. Vor einiger Zeit hat ein Gesinnungsgenosse [Sadger] des Herrn C. einen langen Aufsatz geschrieben, um zu beweisen: dass Goethe nicht „normal“ war. Die Mühe hätte er sich sparen können: denn das giebt jeder, der Goethe kennt, und jeder Künstler von vorn-

Digitized by Google

herein zu: dass Goethe nicht „normal" war. Ein „normaler" Mensch hätte das Leben Goethes nicht leben können, das Goethe zu unserem Glücke gelebt hat. Dann schreibt wieder ein Baseler Professor v. O. einen Aufsatz, darin er sagt, dass nach seiner Überzeugung Nietzsches Geisteszustand „abnorm" war. Allerdings! Gott sei Dank!

Auch das Leben Cromwells hätte ein „normaler" Mensch nicht leben können.

„Unwiderlegliche Zeugnisse geistiger Kleinheit" hat der Verfasser des Jubiläumsaufsatzes über Cromwell gegeben; für ihn giebt sie sein Cromwell. In unseren Augen giebt er sie — sich selbst. Er hat ja wohl scheinbar manches von seinem „Übermenschen": aber das bedeutet so wenig, dass wir ihn gerne als ganz „normal" anerkennen wollen. Das schöne Wort „normal" (S. 234 und 243) mag wohl auf ihn zutreffen — und dass es auf Cromwell zutreffen könnte, glauben wir auch nicht im Ernste: weil ja eben dann Cromwell mit ihm etwas gemeinsam haben müsste.

„Bloss Übermensch" sagt Herr C. — natürlich 2 mal — S. 228 und 244. Er stellt den „normalen" Menschen weit über den „Übermenschen" — wir gönnen ihm diesen höheren Rang. Mit diesem „bloss Übermensch" meinte Herr C. wohl die sog. Gernegrosse zu ärgern und ihren Gegnern heimliches oder offenes Schmunzeln zu entlocken. Wirklich? Und wird ihm das gelungen sein? —

Wir bedauern immer wieder, dass die Lehre vom „Übermenschen" anscheinend nur solche Gegner finden soll, die wie Herr C. nicht fähig sind, sie zu verstehen. Auf diese Weise, ohne jedes Verständnis, wird sie nicht überwunden. So wird gewiss kein Streit geschlichtet, so wird das Falsche nimmermehr vernichtet — und so wird auch das Wahre nicht gerichtet.

Dieser Historiker also stellt sich und sein Werk in Gegensatz zu Carlyle, zu Stern, Pauli, Macaulay und Green. Nicht zu vergessen: auch in Gegensatz zu den „gehässigen Cromwellbiographen". Er wagt es, sich zu diesen im Gegensatz zu stellen, in Widerspruch zu setzen, die Cromwell (S. 229) „als einen grossen, heuchlerischen Verbrecher" behandeln. Was thut er denn selbst? Kann man denn Cromwell „gehässiger" behandeln als er es thut? Wenn er ihn verteidigt (vgl. S. 230, 231), glauben wir nicht mehr an seine Ehrlichkeit, nach-

Digitized by Google

dem wir seinen Aufsatz bis zu Ende lasen. Bei seinen Angriffen wollen wir daran glauben.

Wie er gegen Macaulay vorging, und wie er sich dabei selbst nur ins Unrecht setzte — in komischer Weise — das haben wir oben bereits gesehen.

Wenn ein ehrlicher Historiker, wie Green, die Worte des ehrlichen Mannes Cromwell citiert, so macht Herr C. in wenig ehrlicher Weise davon Gebrauch (s. S. 235). Und wie ist er doch gegen Carlyle ungerecht und unvornehm vorgegangen: in unqualifizierbarer Weise. Und zwar, nachdem er über ihn folgendes gesagt hat: „Es wird dem Deutschen schwer, über den treuen Verehrer deutscher Sitte und Kultur etwas Ungünstiges zu sagen: aber kritiklose Bewunderung kann niemand als eine historische Tugend betrachten (S. 229)."

Wie viel Ungünstiges hat doch Herr C. über Carlyle thatsächlich gesagt; und wie wenig traf er damit Carlyle. Um so ungünstigeres Licht wirft diese seine Carlyle-Kritik auf ihn, als er vorher eben eine solche Bemerkung gemacht hat: die übrigens zeigt: wie er den kritischen Standpunkt von kleinen und kleinsten Vorurteilen abhängig macht, und gleich darauf eine platteste Selbstverständlichkeit beifügt: die so selbstverständlich ist, dass er — das Gegenteil davon thut: sich kritikloser Schmähung schuldig macht, die aber wirklich keiner als einen Vorzug des Historikers betrachten wird. Wer thatsächlich „historisch minderwertig" schreibt, „kennzeichnend" für seine „parteiische Geschichtschreibung", „scheinbar ohne eine Ahnung des inneren Zusammenhanges", Carlyle, Green, Stern u. s. w. oder — Herr C.: das ist uns längst klar geworden — und unseren Lesern wohl auch.

Von Ranke sagt Herr C. (S. 229): „Er verketzert nicht einseitig Karl I., der trotz seiner absolutistischen Neigungen in allgemein geistiger und sittlicher Bildung Cromwell weit überragte, und er erhebt Cromwell nicht in den Himmel, sondern macht ihm Heuchelei, tiefe Verschlagenheit und die gänzliche Abwesenheit loyalen Empfindens zum Vorwurf. Eine Erklärung freilich für das Zusammenbestehen einer offenbar ungeheuchelten Frömmigkeit mit der Neigung zu gesetzlosen und grausamen Thaten giebt er nicht; und das dürfte der springende Punkt für die Charakteristik des Usurpators sein."

Zwischen „verketzern" und „in den Himmel erheben" kennen wir noch ein Mittelding. Und wie weit Karl in „allgemein geistiger und sittlicher Bildung" Cromwell überragte, haben wir gleichfalls

Digitized by Google

bereits gesehen. Dass Ranke Cromwell nicht gerecht wird und ihn vollkommen schief beurteilt, berechtigt Herrn C. noch nicht, so sehr über Rankes Ziel hinauszuschiessen und einen Cromwell zu zeichnen, wie er niemals existiert hat. „Loyal" war es nach Herrn C.'s Urteil natürlich nicht: dass Cromwell Karl I. köpfen liess: ganz gewiss ist dies keine „Loyalität" in Herrn C.'s Sinne — aber es fragt sich nur, in welchem Zusammenhange dies Wort gebraucht wird — und wem gegenüber Cromwell und Karl „loyal" sein mussten. Hier wirkt es einfach lächerlich.

Da Ranke die von Herrn C. citierte Erklärung nicht gab, möchte Herr C. sie geben.

Wie es ihm gelungen — sahen wir.

Wie er den „springenden Punkt" herausfand — und wie ihm dieser Punkt davonsprang, ohne dass er ihm nachspringen konnte —

Natürlich war eine „Erklärung" dieses Widerspruches vor allem wichtig — darin hätte Herr C. ganz recht: aber dass er ihn erklären möchte, und dies versuchte, in diesem Aufsatz, in dieser Form: dass er deshalb diesen Artikel veröffentlichte: das musste unserer Antwort rufen und einer solchen Antwort —

Herrn C.'s eigene historische Entdeckungen sind ja gut. Dass Sozialdemokraten Cromwells Heer ausmachten (S. 234), erfahren wir zuerst durch ihn. Merkwürdig nur, dass Herr C. dennoch betont, wie streng religiös diese — Sozialdemokraten waren: voll religiösem Fanatismus sogar (S. 230): die aber nicht fluchen und nichts Weltliches achten durften. Merkwürdige Sozialdemokraten das —

Herr C. vergleicht Cromwell (S. 243) mit Attila, Dschingis-Chan und Tamerlan. Ersterer gilt ja heute wohl wieder als Ideal, und war auch gewiss ein sehr tüchtiger Krieger und Herrscher — und das wollte doch Herr C. von seinem Cromwell gewiss nicht sagen.

Gleich auf der ersten Seite wird auch das Bild Napoleons I. vollkommen verzerrt: Herr C. nennt ihn „treulos" gegen sein Vaterland: da ist er wieder auf ihm fremdem Gebiete. Und dass es ein Frevel seitens Napoleons oder ein Unglück für das „europäische Staatengebäude" gewesen sei: dass er dies zertrümmerte — ist geradezu wieder eine Entstellung. Nur fanatischer Chauvinismus kann leugnen wollen, dass es Europa und seinem „Staatengebäude" bitter not war, dass dieser Zertrümmerer kam. Kleinlichste Einseitigkeit und geistige Kurzsichtigkeit allein kann das weltgeschichtliche Leben und Wirken

Digitized by Google

des Zertrümmerers also entstellen, der wie durch sein Schicksal getrieben zertrümmern musste, weil die Zertrümmerung notwendig war, und der dann tragisch unterging, nachdem er sein Werk, die Vernichtung erreicht — damit andere nach ihm aufbauten. Die schlechten Eigenschaften, die Herr C. ihm einfach kurzer Hand hinterlegt, weil er sie ihm hinterlegen will, bezeichnen die Schreibweise des Cromwell-Biographen C. vortrefflich. —

Freilich: bedeutsam sind die Zugeständnisse Herrn C.'s an Cromwells Grösse.

Da lesen wir auf S. 238 zwar von dem „allein erstrebenswerten Ziele seines Lebens" — der Befriedigung seiner „Selbstsucht" natürlich — aber wenige Zeilen vorher fanden wir die Bemerkung von den „Erfolgen einer kraftvollen und zielbewussten auswärtigen Politik". So ganz nebenbei wirft Herr C. das hin. Der Widerspruch seiner eigenen Behauptungen unter einander stört ihn ja nie. Seinem Cromwell und dessen Eigenschaften wäre eine „zielbewusste" Politik allerdings nicht möglich gewesen — der hatte ja gar keine Ziele als sein egoistisches allein. Der wirkliche Cromwell war zielbewusst und erfolgreich, aber kein Egoist. In jedem Falle bleibt der Widerspruch in Herrn C.'s Worten bestehen.

Und S. 237 stand: „seine grossartige und im ganzen vortreffliche, aber nicht in jedem Punkte erfolgreiche Weltpolitik". Wie widerwillig erkennt Herr C. doch an, wenn er einmal anerkennen muss: „im ganzen" gut — echt schulmeisterlich — und „nicht in jedem Punkte erfolgreich". Wer ist denn „in jedem Punkte erfolgreich" gewesen?

Herr C. war in diesem seinem Artikel in jedem Punkte von Missgeschick verfolgt, und nichts weniger als erfolgreich.

Und: in welchem Zusammenhang bringt er dies Zugeständnis! „Um für die gewaltigen Kosten", welche die vorerwähnte Politik verursacht, „gesetzliche Deckung zu erhalten", „fühlte" Cromwell „sich gedrungen" u. s. w. Wenn Herr C. diese „Kosten", die ihm sichtlich die Hauptsache sind, nicht erwähnt hätte, hätte er auch dies Zugeständnis nicht gemacht — so aber kann er Cromwell einen neuen Hieb versetzen: vide: „gewaltige Kosten" u. s. w.: und dann nimmt er das kleine Lob, das kaum zu umgehen war — selbst für ihn — nebenbei mit.

Und da er Cromwells Lebenswerk einmal im Zusammenhang

Digitized by Google

überblicken will, bevor er sich im Einzelnen in — Schmähungen einlässt, verbirgt er die hier doch eben wiederum notwendige Anerkennung ebenso: „so muss es uns fernliegen", zu schildern (S. 230) — was eben Cromwell zum Lobe gereichen musste. Warum „muss uns das fernliegen"? Herrn C. liegt es fern, weil er nicht wirklich anerkennen will. Deshalb „muss" es ihm fernliegen. Und dies alles, dies Lobenswerte, „ist in jeder Geschichte der englischen Revolution zu finden."

Aha! Aber für das Tadelnswerte verlässt sich Herr C. nicht auf „jede Geschichte" — das setzt er breit genug uns auseinander.

Das ist seine „historische Tugend" — wie Herr C. S. 239 sagt. Eigentlich hat er ja wohl „Tugend des Historikers" sagen wollen. Was er sagt, giebt einen ganz anderen Sinn. Aber sein Stil ist gleich seinem Wissen.

Ebenfalls S. 229 ist von Cromwells „Hass des Katholizismus" die Rede. Demnach war also wohl Cromwell für ihn Katholik? O nein — soweit geht er doch nicht. In dem Zusammenhang, worin er schreibt: „der Hass des Katholizismus, das streng protestantische Bewusstsein" (Cromwells), verstanden wir ihn zunächst nicht. „Streng protestantisches Bewusstsein" ist ja mit „Hass des Katholizismus" kaum vereinbar — selbst für Herrn C., der das Unmöglichste vereint. Aber soweit geht er eben nicht. Wir merkten endlich, dass der Verfasser das gerade Gegenteil von dem sagen wollte, was er gesagt hat: nämlich. Hass gegen den Katholizismus.

Und S. 232 heisst es: „In Gemeinschaft seines Schwiegersohnes Ireton."

Genug davon! Und genug von Herrn C.

Der Mann hat uns das Bild Oliver Cromwells nicht genommen, der hat die Weltgeschichte nicht — verbessern können.

IV.

Mit Herrn Conrads Cromwell-Artikel hat leider auch ein Aufsatz in der „Konservativen Monatsschrift" manche Verwandtschaft, den wir deshalb gleichfalls heranziehen müssen. Gemeinsam ist beiden Verfassern der Mangel an Verständnis für jene bedeutsame Zeit, das

Digitized by Google

17. Jahrhundert: Herr Conrad zeigt diesen Mangel besonders, wenn er von England, spez. von Cromwell, Herr Professor Heman-Basel in seiner Arbeit: „Der Übermensch in der Menschheitsgeschichte“ (Konservative Monatsschrift September-Nr. 1899) spez. wenn er von Frankreich, von Ludwig XIV. spricht. In enger Beziehung steht unser eigenes Thema: „Wilhelm III. und seine Zeit“ ja sowohl zu dem Thema „Cromwell“ wie zu jenem „Ludwig XIV“. Cromwell war der Vorläufer Wilhelms III., und Wilhelm setzte Olivers Werk fort in endgültigem Siege; er nahm 30 Jahre nach des Protektors Tode seine gewaltige Lebensarbeit wieder auf und führte sie weiter zum Ziele, nachdem 30 Jahre nutzlos für England, schädlich für Europa, um so lehrreicher für die Mitlebenden und Späteren vergangen waren. Ludwig XIV. war Wilhelms Zeitgenosse, und sein Gegner, sein von ihm besiegter Gegner. Das Frankreich Ludwigs XIV. steht zu unserem Thema in ebenso naher Beziehung, zu der gleichzeitigen Epoche in England und zu Englands König Wilhelm, dem europäischen Fürsten und Sieger, dem Sieger zumal über Frankreich — wie das England Wilhelms in jener Zeit, die seiner Regierung voranging.

Gemeinsam ist beiden Verfassern auch die Vorliebe für das Thema „Übermensch“ und die Unfähigkeit, dieses Thema in rechter Weise zu behandeln. Was wir oben über Herrn C.'s Artikel in dieser Beziehung sagen mussten: das gilt in gleich hohem Grade leider auch von diesem Aufsatz des Herrn H.: und wir können uns daher eine Wiederholung sparen. Herr H. mag nachlesen, was wir dort über seinen Gesinnungsgenossen gesagt haben: der gleich ihm über Dinge schrieb, die er nicht verstand: ob nun das Thema „Übermensch“ heisst oder „Ludwig XIV.“ oder „Cromwell“.

Herr H. schreibt einen eigenen Aufsatz über das Thema „Übermensch“: Herr C. that im Grunde das Gleiche: er beginnt und endet einen eigenen Artikel mit diesem Thema: und was dazwischen liegt, das soll beweisen: dass Cromwell, sein Held, ein „Übermensch“ war. Wie er es bewiesen hat, das haben wir gesehen.

Und wie wir bei Herrn C. gleich den ersten Satz schärfer ins Auge fassen und in seiner Nichtsnutzigkeit tiefer hängen mussten — so gilt es auch im Aufsatz des Herrn H., den ersten Satz zunächst hervorzuheben.

Dieser erste Satz heisst wörtlich (S. 949):

„Es ist bekanntlich Nietzsche, der Philosoph fin de siècle, der

Digitized by Google

zwar nicht den Übermenschen entdeckt, wohl aber den Namen dafür erfunden und in Umlauf gesetzt hat."

„Bekanntlich" wird „bekanntlich" seitens der Verfasser gewöhnlich auf Dinge angewandt, die dem Leser nicht bekannt sind. Das ist eine bekannte Thatsache.

In diesem Falle wird das Wort aber komischerweise seitens des Verfassers auf ein Ding angewandt, das ihm selbst nicht bekannt ist.

Wir wissen nicht: ob wir voraussetzen dürfen: dass Herr Professor H. einmal von einem gewissen „Schriftsteller" namens Goethe etwas gehört hat. Gelesen hat er aber wahrscheinlich recht wenig von ihm: und jedenfalls den „Faust" dieses Goethe in „nicht genügender" Weise. Er hätte wenigstens gleich die ersten 150 Verse des „Faust", I. Teil, I. Scene, einmal durchlesen können — dann fand er das Wort vom „Übermenschen". Ist das zuviel verlangt, dass man soviel von Goethe kennen sollte?

Aber für manche Leute hat eben Goethe wohl wirklich nicht geschrieben —

Und Nietzsche ebensowenig.

Goethe und Nietzsche teilen das Schicksal der grossen Propheten, die mit blinder Wut angegriffen werden von den Kleingläubigen, die nichts von ihnen wissen —

Nietzsche ist nichts weniger als ein Philosoph fin de siècle: das ist er nur für die ganz Kleinen unter seinen Feinden und — Freunden.

Im übrigen gehen wir auf diese Seite des Themas von Herrn H., die ihm das Hauptthema vom „Übermenschen" ist, nicht weiter ein: wo Disputationen von vornherein zweck- und ziellos sind und weder notwendig noch nützlich, da verzichtet man um so lieber darauf.

Was indessen unser Hauptthema — von Wilhelm III. und seiner Zeit — in diesem Aufsatz besonders berührt: zumal die Charakterisierung Ludwigs XIV. seitens des Herrn H. — das müssen wir an dieser Stelle hervorheben.

„Wer unter den grossen und berühmten Namen der Weltgeschichte zählt denn nun in die Reihe der Übermenschen? Lange nicht alle, und selten einer von denen, welche die Nachwelt mit dem Beiwort „der Grosse" geschmückt hat".

Das „Beiwort" „der Grosse" schmückt durchaus nicht immer die Grössten der Weltgeschichte. Das weiss jeder Historiker. Was sagt denn Herr H. zu Herodes „dem Grossen", den auch dies Beiwort schmückt?

Digitized by Google

„Weder ein Karl, noch Otto, noch Friedrich der Grosse; auch nicht Augustus oder Barbarossa, auch nicht Ludwig XIV., die Sonne von Frankreich; weder Perikles noch Scipio, weder Cäsar noch Bismarck".

Eine eigentümliche Zusammenstellung von Namen: von den Allergrössten der Weltgeschichte ist hier kein einziger genannt.

„Wer gehört denn aber zu diesen? Zählen wir einige auf und der Unterschied wird in die Augen springen: also nicht ein Augustus, wohl aber ein Tiberius oder Caracalla, nicht der Staufe Barbarossa, aber der Staufe Friedrich II., nicht Cäsar, wohl aber Alexander der Grosse, nicht Ludwig XIV., wohl aber Napoleon I., nicht Perikles, aber Alcibiades; nicht Scipio, aber Sulla, nicht Lorenzo Magnifico, wohl aber Cäsar Borgia".

Eine noch merkwürdigere Zusammenstellung: hier und zwar unter den von Herrn H. zu Tadelnden sind einige der Allergrössten genannt.

Von der ungeheuren Vielseitigkeit eines Alexander, die sich in der Weltgeschichte seither bis auf Kaiser Friedrich II. und Michelangelo und Goethe kaum wiederholt hat, hat Herr H. keine Ahnung. Friedrich II., der Staufe, selbst erfährt hier auch Geringschätzung — während er noch fast niemals zu der ihm gebührenden Anerkennung als Grösster aller deutschen Fürsten, die je gelebt haben, gelangte. Ihn und Barbarossa sollte man gar nicht in einem Atem nennen können. Herr H. thut es und stellt sogar Barbarossa über seinen Enkel: den Unterlegenen über den Sieger, den vor Rom Gebeugten über den Triumphator, dessen Triumph freilich nicht so rein äusserlich war wie der manch' anderer Könige: aber um so mehr tiefinnerlich, und bleibend, unverlierbar. Der grosse Tote hat seitens kleiner Lebender und Toter solcher Verkennung furchtbar viel erfahren. Er war zu gross für sie.

Für Herrn H. ist Ludwig XIV. also kein „Übermensch", wie er gleich erklärt. Das machte uns schon stutzig: denn wir dachten: gerade in seinen Augen müsse eben Ludwig XIV. der Typus des „Übermenschen" sein.

Aber wie schildert er uns dann Ludwig XIV., den er ausdrücklich über Napoleon I. stellt? (Welcher Unsinn schon dies allein!)

Sein Name ist — alles wörtlich nach Herrn H. — ein erlauchter Name ersten Ranges, er ist ein Stern erster Grösse, ein Held des Schwertes und der Staatskunst, eine prächtige Gestalt. —

Digitized by Google

Ludwig XIV. war thatsächlich durchaus kein Mann „ersten Ranges", kein „Stern erster Grösse". Das können nur solche behaupten, die allein auf Äusserlichkeiten sehen, die der ausgezeichnete Schauspieler heute noch betrügt: kein gutes Zeugnis für ihre Aufnahmefähigkeit, ihre Vorstellungskraft —

Wir haben Ludwig XIV. Gerechtigkeit widerfahren lassen und diese interessante Gestalt wirklich unparteiisch charakterisiert: kein Künstler kann ja leugnen, dass er, gleichviel mit welchen Absichten, viel für die Kunst gethan hat: und das ist eine grosse und gute Eigenschaft auf jeden Fall: nicht nur in den Augen des Künstlers, auch für den objektiven Historiker —

Aber der grosse Mann jener Zeit ist eben nicht Ludwig, sondern Wilhelm. Den nennt Herr H. gar nicht — von dem weiss er wohl nichts. Wer weiss auch, ob er ihn zu den „Übermenschen" zählen würde — zu den Egoisten oder ihren Antipoden?

Wie man Ludwig einen „Helden des Schwertes" nennen kann — das ist uns unverständlich. Und eine „prächtige Gestalt"? Ist gerade dieser Mann für Herrn H. so „prächtig"? Freilich — wenn man nur auf Äusserlichkeiten sieht — dann hat Herr H. recht.

Weiter! Ludwig XIV. ist ein welthistorischer Held — nach Herrn H.

Wirklich?

Ludwig XIV. hat geherrscht und gesiegt, um seines Volkes und seiner Mitmenschen Wohlfahrt zu heben und zu schirmen; er hat gearbeitet und gekämpft, um seinen Staat und seine Nation zu beglücken und gross zu machen; er hat Recht und Gesittung gepflanzt und erhalten. Er ist ein Mann der Pflicht und der Treue gegen Gottheit und Menschheit und darum kein Übermensch, denn er hat sein Ich in den Dienst der Menschheit gestellt. Sein Herrschen war ein Dienen. — All' das sagt wörtlich Herr H.

Was sagen unsere Leser zu dieser Charakteristik — Ludwigs XIV.? Von jedem Worte ist genau das Gegenteil wirkliche historische Wahrheit: das im Einzelnen auseinanderzusetzen, ist gar nicht nötig: das Citat spricht für sich selbst und gegen sich selbst. Den grössten Egoisten, den die Weltgeschichte vielleicht überhaupt kennt, hat Herr H. glücklich zum Vorbild erhoben — und Herr H. will gegen den „Übermenschen", gegen den Egoismus schreiben —!

Wie war dieser Ludwig XIV. nicht — für Herrn H.?

Digitized by Google

Er hat nicht die Grösse seines Geistes, die Kraft seines Willens, die gewaltigen Mittel seiner Macht nur gebraucht für sich selbst; er hat nicht in massloser Selbstsucht und unbändigem Selbstgefühl nur seine Grösse, seinen Ruhm, seine Hoheit, seine Lust erstrebt und das Wohl seines Volkes und der Menschheit herzlos dem Glanze seines Ichs zum Opfer gebracht. Sein Ich sollte nicht der Gott auf Erden sein. Nicht sollten die Völker ihm zitternd dienen, damit er herrschen und geniessen konnte. All' das sagt wieder wörtlich Herr H.

Wenn man das „nicht" in diesen Sätzen streicht: dann haben wir gerade das Bild des Übermenschen, den Typus des Egoismus — dann haben wir gerade den historischen Ludwig XIV. Aber Herr H. hat gerade das Gegenteil der erwiesenen Thatsachen beweisen wollen —

Zuletzt kommt ihm aber doch ein Zweifel an seiner eigenen These. Ein Zweifel eben deshalb, weil er einsähe, dass Ludwig XIV. genau ein „Übermensch" nach seiner Theorie gewesen ist? O nein! Er überwindet seine Zweifel, er bleibt dabei: es fehlt zwar in der That Ludwig XIV. nicht — wie er sagt — an mancherlei Anlagen und Neigungen zum „Übermenschen"; aber doch mangelt ihm auch wieder Wesentliches, fügt er hinzu. „Einem Ludwig XIV., der sich Jahrzehnte hindurch von koketten und bigotten Weibern dirigieren liess, fehlt unendlich viel zum Übermenschen, denn diesem ist das Weib immer nur verächtliches Spielzeug momentaner Launen und Lust" (S. 950).

Da haben wir's ja. Wir können dem nichts hinzufügen. Diese Lächerlichkeit fehlte nur noch. Sapienti sat!

Herrn H.'s Philosophie gleicht seiner Geschichtswissenschaft.

Nur noch ein Satz — wieder auf das historische Gebiet anwendbar — sei erwähnt: Der „Übermensch" schätzt Kunst und Wissenschaft — nach Herrn H. — „sie sollen ihm die Denkmale ewigen Ruhmes verschaffen". Trifft denn das nicht ganz genau auf Ludwig zu? War er nicht nur eben deshalb Mäcen? Aber er war Mäcen — und noch heute kann Frankreich und Frankreichs Volk vorbildlich sein in seinem Verständnis für die Kunst, seiner Würdigung der Grösse des Künstlers „von Gottes Gnaden", vorbildlich noch heute für — Deutschland und noch mehr für — Basel.

Digitized by Google

Wieder ein anderes Gebiet — die Marlboroughs — berührt Heinrich Meisner in seinem Aufsatz „Sarah Marlborough, ein geschichtliches Lebensbild“ in der April-Nr. (1899) der „Westermann'schen Monatshefte“, die jener bereits erwähnten Nr. (mit dem Cromwell-Aufsatz Herrn Conrads) unmittelbar vorangeht. An diesem Artikel sind mehr Einzelheiten zu tadeln. Er behandelt naturgemäss in seinem Thema am meisten unter den bisher besprochenen unser eigenes Gebiet: die Zeit Wilhelms und Marys — und nicht in rechter Art. Deshalb müssen wir an dieser Stelle ihn streifen. Was wir ihm eingehend zu erwidern haben, findet sich in unseren Biographien Wilhelms und Marys vollständig genug. Wir verweisen deshalb zumal auf die vorliegende Schrift über Wilhelm III.

Herr M. sagt (S. 118): „Zwischen beiden — gemeint sind Anna und Sarah — bildete sich bald ein inniges Freundschaftsverhältnis aus, das, solange sie lebten, bestehen blieb.“

Die Geschichte lehrt: dass dies Freundschaftsverhältnis eben nicht bestehen blieb, dass Anna vielmehr Sarah in der ungnädigsten Weise entliess und stürzte.

„Vornehme Haltung“, wie Herr M. sagt, hat Sarah Marlborough thatsächlich nicht besessen. Vgl. ihre Worte und Thaten gegen Wilhelm und Mary.

Von den „Tugenden“ Saraha, die Herr M. hervorhebt (S. 119), ist auch nur sehr wenig zu sagen — umsomehr vom Gegenteil davon. Ihr Charakter ist „veredelt“ nach Herrn M. durch ihre Liebe zu Churchill. Die Veredelung hätte er thatsächlich sehr nötig gehabt.

Georg „genügte“ Anna „nicht“ — sagt Herr M. Die beiden waren einander vollkommen würdig. Anna konnte nicht mehr verlangen als ihr Georg bot.

Ein „treuer Diener“ war Churchill nie. Herr M. nennt ihn indessen so. Auf Churchill kann man das Wort „treu“ wohl am allerwenigsten anwenden.

„Bahnen hoher Politik“, wie Herr M. meint, kannten weder Anna noch Sarah jemals — wenn anders das Wort „hoch“ etwas wirklich Hohes und Grosses bezeichnen soll, und nicht nur eine Redensart und Phrase ist.

Schlimmer ist es, dass Anna als standhaft, sich gleichbleibend charakterisiert wird, und Wilhelm und Mary als schwankend und wechselnd. In beiden Punkten ist das vollkommene Gegenteil

Digitized by Google

historische Wahrheit. Anna war wankelmütig und klein gesinnt, Wilhelm und Mary blieben sich immer gleich. Diesen wird Herr M. durchaus nicht gerecht. Sonst könnte er nicht Sätze schreiben, wie S. 136: „wenn die königliche Gunst einmal umschlug". Der König blieb Marlborough treu, dieser ihm nicht. Wilhelm schonte den Ungetreuen nicht nur, sondern liess ihn, in allem grösser als dieser denkend, zu seinem Nachfolger werden. Trotz seines Verrates und trotz aller Intriguen. Wie klein war aber Marlborough ihm gegenüber! Dann sagt Herr M.: Churchill und Sarah hätten Anna bewogen, „dass diese jegliche Einwendung gegen die Erhebung Wilhelms unterliess." Erstens haben die Churchills das kaum gethan; zweitens wusste Anna, dass sie für Wilhelm eintreten musste; drittens hätte man sie gar nicht gefragt; viertens hätte man ihren etwaigen Widerstand nicht beachtet — höchstens hätte man sie, wenn sie widerstrebte, gleich ihrem Vater verstossen.

Welche Intrigue seitens Sarahs die Apanagenfrage thatsächlich war — das ist längst nachgewiesen. Herr M. spricht aber nur von Intriguen — gegen Sarah. Und über Wilhelm weiss er nichts anderes zu sagen als „der harte und auf seine Macht trotzende König" (S. 121). Wilhelm — „auf seine Macht trotzend!" Welcher Unsinn, welche Unwahrheit!

A propos: Intriguen? (Sarah intriguiert ja nie — nach Herrn M. — aber andere gegen sie.) Herr M. sagt: „Sarah hatte sich von jeglichen kleinen Mittelchen, wie sie im Verkehr an einem Hofe leicht gebraucht werden zur Erreichung ihres Zweckes (ihrer Macht für Anna) ferngehalten". Gleich darauf sagt er aber: „Es scheint, als ob Sarah selbst ein Gerücht weiter sich fortbilden half, nach welchem Marlborough der Liebhaber der Prinzessin sein sollte. Dadurch ward auch gegen aussen die Macht der beiden in noch klarerer Weise dokumentiert." So - so!

Eine direkte Entstellung liegt aber vor, wenn gesagt wird (S. 122): „Die Bemühungen des Königspaares, ihre Schwester und Schwägerin Anna dem unbeschränkten Einflusse ihrer Hofdame zu entziehen, führten zu einem Bruch zwischen den beiden Verwandten, dessen Folge war, dass Marlborough seiner Ämter entsetzt, später sogar verhaftet wurde und dann lange Zeit in Ungnade verblieb."

Herr M. denkt in einer Art und Weise schlecht und schief von Wilhelm und Mary: dass wir diese Entstellungen entschieden zurück-

Digitized by Google

weisen müssen. Nicht, weil das Königspaar so klein dachte, wie er hier behauptet, ward Marlborough seiner Ämter entsetzt, später „sogar“ verhaftet, blieb er lange Zeit in Ungnade — sondern weil er ein Verräter war, den man nur zu lange völlig verschont, gegen den man auch dann noch viel zu milde vorging: obwohl die Beweise für seinen Hochverrat längst vorlagen. —

Was soll das ferner heissen: „besonders als Marlborough Lehrmeister des jungen Herzogs von Gloucester, des Sohnes der verstorbenen Königin Anna, geworden war.“ Der Prinz starb 1700, seine Mutter hat ihn 14 Jahre überlebt — wieso ist er dann der Sohn der verstorbenen Königin?

Es ist gleichfalls unrichtig, dass Wilhelm die Marlboroughs seiner Nachfolgerin empfahl. Eine Sarah konnte er nie empfehlen — und er war edel genug, ihren Gemahl zu empfehlen.

Wieder wird Marlborough „treu“ genannt. Mit welchem Rechte? Und S. 125 wiederum — diesmal allerdings in Bezug auf sein Verhältnis Sarah gegenüber. Das mag wohl stimmen — aber wie merkwürdig ist's doch, dass eben diese Eigenschaft der Treue immer wieder hervorgehoben wird bei einem — Marlborough!

Anna hatte nach Herrn M. ein „liebevolles und gütiges Herz“ (S. 123). Das ist wiederum falsch.

Auch hat sie nicht „ihren Bruder Jakob von der Thronfolge ausschliessen müssen“. Das geschah vielmehr durch die Thronfolgeakte, bevor sie regierte: und das that das englische Volk und Parlament unter Wilhelms Führung; nicht aber Anna.

Selbst Scribe, der Dramatiker, kennt die Geschichte besser.

Derartige Artikel sind leider geeignet, unwissentlich den Leser in ungünstigem Sinne zu beeinflussen und ihn zu täuschen in betreff der historischen Ereignisse.

Vor allen natürlich derjenige des Herrn C.

Herrn H.'s Aufsatz wundert uns weniger. Er steht in der „Konservativen Monatsschrift“, die eine derartige Schmähschrift, wie Kerns Bluntschli-Aufsatz veröffentlicht hat, deren niedriger, widerwärtiger Ton alles überbietet, was wir von solchen Machwerken kennen: er steht auf denkbar verächtlichstem Niveau. Wir haben ihn bereits an anderer Stelle in diesem Sinne charakterisiert.

Über eine Anna, eine Sarah wird für deutsche Zeitschriften geschrieben — über Wilhelm und Mary hat ausser uns noch kaum

Digitized by Google

ein anderer das Wort genommen. Diese heldenhaften Gestalten sind eben zu gross — und jene sind klein und gefallen dem grossen Publikum. Th. H. Pantenius, der in „Velhagen und Klasings Monatsheften" über Anna schrieb, hat das allergeringste Verständnis dafür, wvrum es sich handelt. Das bewies er leider. Die Unbekanntheit sog. Gebildeter mit den wichtigsten Dingen und diese Verständnislosigkeit dafür ist eben unbeschreiblich. Die deutschen Damen, für die ja die meisten Zeitschriften geschrieben, auf deren Lektüre sie fast einzig berechnet sind, werden wohl gerne immer wieder von solchen Frauenzimmern hören, wie Anna, die schrankenlos dumm: und deshalb schlecht war — oder wie Sarah, die in ihrer Art intelligent und dadurch schrankenlos schlecht war. Von Mary wissen sie nichts — geschweige denn von Wilhelm.

Die deutschen Zeitungen sind zumeist nur auf einen Tag berechnet, nach einem Tage vergessen, kaum beachtete Tageslektüre, natürlich hierin erst recht nicht gescheiter. Nur ein Beispiel:

„Merkwürdigerweise sind es in der Geschichte Albions gerade die Epochen dreier Königinnen: Elisabeth, Anna und Viktoria, welche die drei Hauptstufen in der englischen Machtentwickelung darstellen. Nun besitzt die jetzt gefeierte Herrscherin zwar weder die Genialität der „jungfräulichen Königin" aus dem Hause Tudor, noch hat sie je einen Feldherrn besessen, der ihr solche Lorbeern zu Füssen zu legen vermochte, wie Lord Marlborough der letzten Königin aus dem Hause Stuart, aber niemals hat grössere Sympathie den Thron umgeben, den eine 78jährige Greisin heute einnimmt".

(„Deutschland", Weimar.)

Ernst Montanus, der Verfasser, der zu Victorias 60jährigem Jubiläum schreibt, kennt die vierte Königin von England nicht, deren Epoche gerade die bedeutsamste war: der Aufschwung jener Zeit war der entscheidendste; und die zugleich die beliebteste von allen Herrschern Englands gewesen ist.

V.

Nicht feindlich (wenn auch nicht ganz gerecht) gegenüber Wilhelm und Mary steht eine andere Veröffentlichung, die wir gewissermassen als Anhang zum Anhang citieren, aber nicht ausser

Digitized by Google

acht lassen können, weil sie aus unserm eigentlichsten Gebiet stammt und unser historisches Thema unmittelbar berührt: das Drama von Gustav zu Putlitz: „Wilhelm von Oranien in Whitehall".

Wir haben zudem bereits vor Jahren ein näheres Eingehen auf dieses Drama versprochen und sehen uns nun genötigt, unser Wort zu halten — da wir neben der Biographie Marys nun auch diejenige Wilhelms veröffentlicht haben. Um des Themas willen versprachen wir das — nicht um des Wertes willen von diesem Drama. Denn dieser Wert ist an sich gering.

[Das Drama schildert die Verlobung Wilhelms und Marys.

Gustav zu Putlitz hat wenigstens etwas von dieser Zeit gewusst, die er uns darstellt: freilich nicht viel. Er hat eben das Bedeutsamste ausser Acht gelassen — und eine gewöhnliche Liebesgeschichte aus seinem Thema gemacht. Es ist immerhin ein Verdienst, dass er dies Thema wählte — denn unseres Wissens ist ausser der kleinen Scene: „Herzog Bernhards Mission" kein dramatisches Werk erschienen, das Wilhelm und Mary uns vorführt.

Putlitz nimmt nur ein Bild heraus aus dem grossen Zeitengemälde: ein sehr kleines Bild. Die Anschauungen sind ja verschieden: für die Japaner z. B. kann die Liebesgeschichte an sich nur ein Teil des Themas sein, nur ein Mittel, kein Zweck: für sie ist die Liebe nicht der Inhalt des Daseins, wohl ein Teil davon. Für die Deutschen ist die Liebesgeschichte schlechthin das Thema. So auch für Putlitz.

Putlitz hatte gewiss das Recht: bei der Verlobung, um die es sich handelt, besonderes Gewicht auf die poetische Seite zu legen: nicht auf die thatsächliche historische. Als solche, als den Grund zur Verlobung sieht er an: dass Holland mit England Frieden schliessen sollte — und als ihren Gewinn: dass dies erreicht ward. Thatsächlich war der Beweggrund wie das Ergebnis dieser Verlobung, die Thatsache der Verlobung selbst von ganz anders grosser, europäischer und welthistorischer Bedeutung. Es hat sich damals um mehr gehandelt als um den Frieden zwischen England und Holland allein —

Aber das wahre historische Thema war zu gross für eine Behandlung als Schauspiel, das doch mehr Lustspiel sein wollte als Drama. Es ist ein Akt eines grossen welthistorischen Dramas, einer Tragödie und Komödie zugleich — beide Worte im höchsten, wahrsten Sinne gebraucht. Dies historische Drama kann von Dichterhand in das

Digitized by Google

poetische Gewand gekleidet werden: in das rechte poetische Gewand. Wird dies gefunden, so ist selbst das grosse, wahre historische Thema nicht zu gross: selbst eine so gewaltige Riesengestalt wie Wilhelm, und eine solch' liebenswürdige und zugleich grosse wie Mary können hier neues Leben erhalten: und dann erhielt das gewaltigste dramatische Thema der ganzen neueren Geschichte Leben — im gewaltigsten dramatischen Dichtungskleide. —

Dieser eine Akt also, in Einschränkung auf einen kleinen Teil dieses einen Aktes, ist Putlitz' Thema.

In Einzelheiten: wie er es behandelt, können wir auch hier nicht eingehen. An anderer Stelle wird eine ausführlichere Besprechung mit Citaten wohl besser ihren Platz finden. — Es ist ein typisches Jambendrama der Schule Schillers. Hätte Deutschlands grösster Dramatiker Kleist eine Schule hinterlassen, so wäre auch dieses Thema vielleicht besser behandelt worden. Es giebt keine Schule Kleists: und der Dramatiker der heutigen Zeit, der Zukunft vor allem, kann ihm nicht mehr allein als sein Schüler folgen: aber als sein Freund ihm zur Seite stehen. Deutschlands Shakespeare war Kleist: der dem deutschen Volke deutsche Dramen schenkte, ihm seine Geschichte in ihren grössten, auch für die Gegenwart und Zukunft bedeutsamsten Zeiten wieder auferstehen liess in jenen Dichtungen, darin er sich zugleich eben als den grössten Dramatiker unter den deutschen Dichtern bis auf seine Zeit erwies; der aber auch weit vorauseilt seiner Zeit und langsam nur die kommenden Zeiten seinem Wege folgen und ihn geleiten liess. Des Dichterloses Tragik und des Dichterloses Weihe zugleich hat selten uns ein Mann also wie dieser Titan verkörpert. —

Putlitz hat freilich auch manches nicht benutzt, was der Dramatiker benutzen musste: was jedenfalls dem Dramatiker einen grossen Gewinn bedeutet hätte: selbst bei einer solchen absichtlichen oder unabsichtlichen Beschränkung, wie wir sie skizzierten. Er hat nicht den interessanten und wertvollen Gegensatz zwischen Karl II. und Jakob II. verwandt: er lässt Jakob überhaupt nicht auftreten.

Mary selbst wird im Anfang doch als gar zu unsympathisch geschildert, unnötigerweise — und jeder Umschwung in ihr, wie in den anderen Personen (vgl. Karl II. und Monmouth) vollzieht sich viel zu rasch, die Entwicklung allzu überstürzt — zu wenig glaubhaft, zu sehr nach alter fehlerhafter Schablone. Mancher Monolog ist dramatisch

Digitized by Google

und poetisch unmöglich: manche Nachlässigkeiten stören. Aber wir gehen hier darüber hinweg. Etliche Ungeschicklichkeiten hätten freilich vermieden werden müssen. Aber wir geben jetzt auch hierfür keine Beispiele.

Putlitz hat sicherlich geahnt, wie gross Wilhelm und wie edel Mary war. Er konnte sie natürlich nicht in ihrer ganzen Grösse schildern — aber was er konnte, hat er hier wohl gethan.

Selbst so, wie er ihn behandelt, ist dieser Stoff interessant.

Über Mary weiss man heute fast nichts. Man weiss vielleicht nur das Schlechte, das ihre Verleumder wider sie gesagt, kennt jene Lügen allein. Man sollte von ihr nichts wissen: ausser Gutes und Grosses. Denn in ihr war viel Gutes und Grosses. Wenn ihr Bild in der Dichtung gezeichnet werden sollte, dann musste es würdig sein ihres historischen Bildes. Aus diesem Grunde ist ein Werk, das als Dichtung und Drama besser war als das Putlitz'sche, nicht veröffentlicht worden — weil es nicht Marys wert war: weil sie zu klein war in jenem Gewande der Dichtung.

Aber es können andere Werke werden, Dichtungen, Dramen, Wilhelms und Marys wert.

In dieser Hoffnung schliessen wir.

Digitized by Google

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Wilhelm III., prinz von Oranien, Er
Widener Library 006187319
3 2044 081 146 557

Digitized by Google